A 603885 DUPL

ECKSCHE
UNIVERSITÄTS
BUCHHANDLUNG
HÖLDER
WIEN I. ROTENTURMSTRASSE 21

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Louiſe von François

Geſammelte Werke in fünf Bänden

Erſter Band

Die letzte Reckenburgerin

Von

Louise von François

Im Insel-Verlag zu Leipzig

838
F825
1918
v.1

GL.
German
W. Funke
7.12.55
93321
Sv.
7-29-55 NFP

Einführung

Es war etwa zwei Jahre nach der Schlacht von Waterloo, als in einem niederländiſchen Grenzſtädtchen armen Eltern eine Tochter geboren wurde. Die kleine, fremde Stadt iſt nicht der Schauplatz unſerer Geſchichte, und die kleinen, fremden Leute ſind nicht deren Helden. Das alltägliche Ereignis aber ſollte gleichſam den Angelpunkt bilden, um welchen dieſelbe rückwärts und vorwärts ſich bewegen wird. Denn wäre jenes Kindlein nicht geboren, oder wäre es nicht in der Fremde und in Dürftigkeit geboren worden, ſo würde die weite Welt von unſerer wirklichen Heldin ſchwerlich etwas Näheres erfahren, und wir würden ihr nicht deren Geheimniſſe zu offenbaren haben.

Der Vater des Kindes war noch jung, vielleicht kaum großjährig. Dazu ein Mann von auffälliger, ſagen wir ritterlicher Kraft und Schöne der Geſtalt, wenngleich das ſturmvolle Leben des Feldlagers in den frühverwüſteten, narbigen Zügen zu leſen ſtand, und wenngleich der Verluſt eines Armes ihn zum Krüppel machte. Er war als unbärtiger Forſtlehrling der Schar des Braunſchweig-Öls in Sachſen zugelaufen, hatte die heldenmütigen Fahrten und Taten dieſes Korps unter britiſcher Fahne auf der Halbinſel wie ſpäter in den Niederlanden geteilt, bis er, bei la Haye sainte ſchwer verwundet und eines Gliedes beraubt, als Wachtmeiſter verabſchiedet worden war. „Prinz Guſtel“ hatten die Kameraden der Legion den ſtattlichen, flotten Sachſen tituliert; er ſelber nannte ſich beſcheidentlich Auguſt Müller.

Die Mutter mochte leicht eine Mandel Jahre mehr zählen als ihr Geſpons, und es liegt, zu unſerer Befriedigung,

uns nicht ob, über die vergangenen Tage der „schwarzen Lisette" gewissenhaft Buch zu führen. Genug, daß sie als Marketenderin, zuletzt bei der Legion, gedient, daß sie ihren August nach seiner Verwundung getreulich verpflegt hat, daß sie sein rechtmäßiges Weib geworden und jetzt emsig bemüht ist, den armseligen Haushalt durch langentwöhnte Handarbeit zu fristen.

Die späte Wiege schien eine unberechnete Gerätschaft in ihrem Mahlschatz gewesen zu sein. Jedenfalls hatte die Kampfesstunde, welche einem Menschen das Leben gibt, das wetterbraune, hartgliederige Weib schwerer mitgenommen als zwanzig Kampfesjahre, in welchen sie Tausende das ihre verenden sah. Die Finger zitterten und der Schweiß tropfte von ihrer Stirn, als sie jetzt, bei eintretender Dämmerung, die feinen Lederzwickelchen noch aneinanderpaßte, die sich, sobald der Morgen graute, in zierliche Handschuhe verwandeln sollten. Sie seufzte, wenn sie von Zeit zu Zeit einen schüchternen Blick auf das schwächliche Wesen fallen ließ, das seit drei Tagen, fast ohne zu erwachen, an ihrer Seite kaum merkbar atmete.

Noch weit unbehaglicher indessen schien dem jungen Invaliden dieser häusliche Zustand vorzukommen. Er schritt in der halbdunklen, niedrigen Kammer auf und ab gleich einem eingefangenen Hirsch, der sich das Geweih abzustoßen fürchtet, riß dann, schwer atmend, das Fensterschößchen auf und schlug es unwirsch wieder zu, als er die Frau ängstlich das Kind gegen den Luftzug bedecken sah. Endlich aber rannte er, ein Donnerwetter brummend, aus der Tür, durch welche wir ihn nach einer Weile, eine Weinflasche in der Hand und in gemütlicherer Laune, zurückkehren sehen.

„Leg das Zeug beiſeite und tu einen Zug, Liſette!“ rief er der Wöchnerin entgegen. „Du biſts gewöhnt, und es tut dir not, armes Weib.“

Frau Liſette ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſeufzte und fragte mit tiefer, zurzeit merkbar angegriffener Stimme: „Und die Zahlung, Auguſt? Wieder geknöchelt geſtern nacht? Wieder gekärtelt? Mann, Mann!“

„Ei! ſeit wann hältſt du denn Knöcheln und Kärteln für eine Sünde, altes Haus!“ entgegnete lachend der Invalide. „Trink und ſchneide kein Geſicht! Kann ich Holz hacken mit meinem Stumpf? Soll ich die Orgel umhängen und vor den Türen dudeln, he? Schmählich genug, daß eine, die ſo tapfer dem Kalbsfell gefolgt iſt, elende Ziegenfellchen zuſammenſtoppeln muß. Aber laß das Geſtöhn! Greinen, wenn man unterm Kanonendonner gelacht! Einen Schluck und herzhaft dreingeſchaut wie ſonſt. Es kann ja nicht ewig Frieden bleiben. Wie lange wirds dauern, iſt der Napoleon retour, und dann — —“

Er verſtand den kläglichen Blick, mit welchem die Marketenderin ſeine Rede unterbrach, fuhr aber nach kurzem Beſinnen in munterſter Laune alſo fort: „Man braucht nur einen Arm, um dreinzuhaun, Liſette. Ich habe ihrer mit der Linken losfeuern ſehen, und mir iſt die Rechte geblieben, die Mannesfauſt. Nur erſt den Napoleon retour, das Zelt aufgeſchlagen, ein Pferd unter den Leib, und Stumpf und Kindsbett — bah! wer denkt noch an die? Pack die Lappalien zuſammen und laß uns eins ſchwatzen. Sei wieder meine alte, brave, luſtige Schwarze!“

„Du haſt recht, Auguſt; laß uns eins ſchwatzen,“ verſetzte die Frau nach einer Pauſe mit einem herzhaften Entſchluß, indem ſie erſt ihr Nähzeug ſorgſam verpackte, dann

die Flasche entkorkte, einschenkte und nach einem kräftigen Zug das Glas dem Invaliden reichte. — „Bleib einmal heut abend bei mir zu Hause, Mann. Wir wollen uns Geschichten erzählen, wie sonst im Zelt. Aber keine von den alten, keine, die wir an den Fingern ableiern können, du wie ich."

Der Invalid lachte. „Kurios, just von den Schnurren, die einer an den Fingern ableiern kann, hört und schwatzt er am liebsten," meinte er.

„Nun freilich, freilich, August, so für alle Tage. Nur heut einmal zum Spaß ein Extrastück. Ein noch älteres, Mann. Etwas von vor unserer Fahnenzeit. Ich meine, etwas von der Heimat und den Angehörigen, die wir —"

Sie machte eine Pause, in der sie einen ihrer Kehle fremdartigen Ton hinunterpreßte. Dann, nach einem Blick auf das Kind, der etwa wie „armer, verlassener Wurm!" auszulegen war, fuhr sie fort:

„Freilich, bei mir ists eine Weile her. Die Eltern waren tot, Geschwister hatte ich keine, und die Gevattern und Muhmen, wenn sie allenfalls noch lebten, ich würde sie schwerlich wiedererkennen, oder richtiger ausgedrückt, sie würden die Lisette nicht wiedererkennen wollen, die — — Aber du, August, du bist ein junges Blut gegen mich. Wie lange ist es denn her? Keine zehn Jahre."

„Anno neun, Lisette. Netto acht Jahre. Es war, wie der Herzog —"

„Ich weiß das vom Herzog, Freund. Acht Jahre! In der Zeit wird ein Mensch nicht vergessen, und ein Mann wird nur mit Ehren darauf angesehen. Kehrtest du heute heim, deine Leute würden dich mit Vergnügen aufnehmen, August."

Freund Auguſt lachte aus vollem Halſe. „Meine Leute?“ fragte er, „der Förſter etwa, dem ich aus dem Garne gelaufen bin?“

„Nun, wenn der Förſter juſt auch nicht, ſo doch die, welche dich vor ihm in Verſorgung hatten.“

„Der Waiſenvater, meinſt du? Der gute Mann war alt; er wird lange tot ſein, Liſette.“

„Aber dein leiblicher Vater, Mann!“

„Ei, wie dumm, kluge Liſette! Nachdem ich eben erſt des Waiſenvaters erwähnt. Einen leiblichen habe ich nicht gekannt.“

„Oder deine Mutter — —“

„Ich weiß von keiner Mutter, Frau.“

„Von keiner Mutter? Aber eine Waiſenanſtalt iſt doch kein Findelhaus. Du hatteſt deine Jahre, mußt dich auf etwas vorher beſinnen können.“

„Vorher? Nun ja, auf die alte Muhme im Walde.“

„Eine Muhme! Wie hieß ſie, Mann?“

„Sie hieß Juſtine!“

„Und weiter?“

„Weiter weiß ichs nicht.“

„Aber du mußt doch einen Vater gehabt haben. Was war er, wo lebte er, Auguſt?“

„Weiß ich alles nicht, altes Fragezeichen.“

Die Frau ließ ſich durch dieſen Ehrentitel nicht irremachen. „Beſitzeſt du denn gar nichts Schriftliches?“ forſchte ſie nach einigem Beſinnen weiter. „Nicht deinen Taufſchein, den Totenſchein der Eltern und dergleichen?“

„Haſt du deine Kirchenzeugniſſe eingeholt, als du bei Nacht und Nebel deiner Dienſtherrſchaft von dannen rannteſt?“ gegenfragte ſpottend der Mann, ſetzte aber, da

er wieder einen Seufzer zu hören glaubte, gutmütig hinzu: „Na, nimms nicht übel, Liſette. Etwas Schriftliches möchteſt du? Ja, da wäre allenfalls der Schein, mit dem mich der Propſt aus dem Kloſter entlaſſen hat.“

„Auch im Kloſter biſt du geweſen? Unter Mönchen, Auguſt? Wohl gar ein Katholiſcher?“

„Lieber gar, altes Haus! Die ſind nicht Mode im Leipziger Kreis. Die Anſtalt hieß nur das Kloſter und der Direktor der Propſt von päpſtlichen Zeiten her. Der alte Zettel hat ſich erhalten, weiß ſelber kaum wie. Sooft ich ihn wegwerfen wollte, ſah ich den guten, blaſſen Mann und ſeine Tränen, als er mir ihn gab. Wir hatten ihn Vater genannt, und er war uns wie ein Vater geweſen. Da ſteckt ich den Wiſch denn immer wieder ein.“

„Zeige mir den Schein, Auguſt,“ bat die Frau, indem ſie ſich haſtig daran machte, Feuer zu ſchlagen und die Lampe auf dem Tiſch vor ihrem Bette anzuzünden. Als ſie damit zuſtande gekommen, entfaltete ſie das Papier, das der Invalid aus ſeiner Bruſttaſche hervorgeſucht hatte und deſſen pulvergeſchwärzte, blutige Spuren ein beredtes Zeugnis ſeiner Jünglingsjahre waren.

„Pſalm 146, Vers neun.“

„Der Herr behütet die Fremdlinge und Waiſen.“

Auguſt Müller. Eingeſegnet und unſerer Pflegeſtätte entlaſſen am 4. April 1807.

Kloſter Laurentii, Kreis Leipzig. Ludwig Nordheim. Propſt und Direktor.

Frau Liſette hatte dieſen knappen Inhalt kopfſchüttelnd vor ſich hingemurmelt. „Kein Geburtsdatum,“ ſagte ſie nach einer nachdenklichen Pauſe; „nicht Name, Stand

und Wohnort der Eltern! War das Kloſter eines für eheliche Kinder, Auguſt?"

„Für Soldatenwaiſen," antwortete ſtolz der Mann. „Nur als Lückenbüßer dann und wann ein Bürgerjunge."

„Und du erinnerſt dich auch entfernt keines Pflegers oder Vormunds, keiner Ortsbehörde, die dich in die Anſtalt gebracht hätte?"

„Hingebracht? Ei freilich, hingebracht hat mich Fräulein Hardine?"

Die Marketenderin zuckte neubelebt auf.

„Fräulein Hardine!" rief ſie. „Mann, wer war Fräulein Hardine."

„Ein Frauenzimmer, groß und ſchwarz wie du, Liſette," verſetzte, von dem Eifer ſeiner Frau beluſtigt, der Invalid.

„Wenn die alte Beckern recht hat, meine Frau oder Fräulein Mama."

„Und die alte Beckern, wer war die?"

„Die Waſchfrau der Anſtalt und eine Klatſche."

„Fräulein Hardine! Ein Fräulein, keine Mamſell! Eine Adlige ſonach."

„Kann ſein. Ihr Vater war ein kurfürſtlicher Major."

„Sein Name —?"

„Hab ihn niemals nennen hören; vielleicht auch vergeſſen. Die Tochter hieß bei allen ſchlechtweg Fräulein Hardine."

Frau Liſette ſaß eine Weile in ſtillen Gedanken, dann rückte ſie hervor mit einem kriegsliſtigen Plan.

„Gib mir die Pfeife, daß ich ſie dir ſtopfe, Guſtel," ſagte ſie munter; „und da noch ein Glas, das den Kopf aufräumt. Nun aber erzähle mir einmal hübſch im Zuſammenhange alles, was du aus deinen Kinderjahren

behalten haſt. So wenig es ſein mag — man kann immer nicht wiſſen — — und von etwas muß doch einmal geplaudert ſein, gelt?"

Ein trockner Text für den Liebhaber der Lagergeſchichten, trotz Pfeife und Flaſche, die ihn mundrecht machen ſollten Indeſſen er hatte gehört, daß man einem Weibe im Kindbett zu Willen reden müſſe, und er war im Grunde ein gutmütiger Geſell. So legte er denn die Hand übers Herz, und während die Frau ihre Ziegenfellchen wieder aufnahm, erzählte er, indem er paſſend den engen Raum auf und nieder ſchritt — mit Auslaſſung etwelcher Kraftausdrücke, die einer zarten Leſerin erſpart werden mögen —, wörtlich wie folgt:

„Wie geſagt: wann, wo, von wem ich geboren worden, weiß ich nicht. Soweit ich zurückzuſchauen vermag, ſehe ich eine alte Frau, die ich ‚Muhme' nannte und die mich keine Not leiden ließ. In einer Stadt oder in einem Dorfe war es nicht, denn ich habe keine Häuſer weiter bemerkt, mit Ausnahme des kleinen, darin die Muhme wohnte. Spielkameraden hatte ich auch nicht, abgerechnet die Karnickel und Eichkatzen im Walde, der hinter dem Hauſe lag. Mit denen aber bin ich um die Wette gehetzt und geklettert den lieben langen Tag. Und das war mir recht. Die Muhme würde ich vielleicht wiedererkennen, vielleicht auch nicht. Das Haus aber könnte ich noch malen. Es ſprang aus einem Dickicht hervor; Tannen, ſo hoch, wie ich keine wieder geſehen, und am Giebel war aus Stein ein Hundekopf angebracht und darüber eine Krone von Gold.

„Die Muhme hieß Juſtine. So nannte ſie wenigſtens das Frauenzimmer, das ſie wohl Tag für Tag beſuchte ‚Vom Schloſſe her', wie die Muhme ſagte: ich habe aber

niemals ein Schloß geſehen. Dieſes Frauenzimmer war Fräulein Hardine. Ob ſie jung oder alt geweſen iſt, kann ich ſo eigentlich nicht ſagen, auch nicht, ob ſie es gut oder böſe mit mir gemeint. Ich glaube aber, gut zu jener Zeit. Gemacht habe ich mir niemals etwas aus ihr. Gemerkt aber, zum Wiedererkennen gemerkt hätte ich ſie mir, glaub ich, nach ſchon jener Zeit. Es war etwas an ihr, das ſich nicht vergißt. Was, das kann ich wieder einmal nicht ſagen.

„Eines Tages ſaß ich eingeſperrt mit Fräulein Hardine in einem engen Kaſten, der ſich fortbewegte. Item in einer Kutſche. Von Anfang machte ich große Augen, da ich die Bäume am Wege ſo hurtig an mir vorüberrennen ſah. Ich ſehe ſie noch rennen, Liſette. Bald aber kriegte ich das Ding ſatt, tobte, ſchrie und würde über den Kutſchenſchlag geſprungen und in meinen Wald zurückgelaufen ſein, wenn Fräulein Hardine mich nicht an den Ohrlappen feſtgehalten und ſo lange dareingekniffen hätte, bis ich endlich vom Heulen müde ward, mich auf die Bank ſtreckte und in Schlaf verfiel. Ich wachte wohl wieder auf und erhob den vorigen Rumor. Fräulein Hardine kriegte mich aber immer wieder bei den Ohren, ich ſchlief immer wieder ein und kann daher nicht ſagen, ob die Fahrt ſtunden-, tage-, wochenlang gedauert hat, oder wie ich im übrigen an mein Ziel gekommen bin.

„Von der Zeit ab war ich im Waiſenkloſter, und ſchlecht gegangen iſt es mir darin beileibe nicht. Der alte Propſt war eine Seele von einem Mann; in Wahrheit ein Waiſenvater und mir, wie es ſchien, ganz abſonderlich zugetan. Zu eſſen gabs reichlich und Fuchtel lange nicht genug für uns wilde Brut. Aber ich hatte kein Sitzefleiſch; mich

zogs zurück in den Wald. Ein paarmal nahm ich auch Reißaus, wurde natürlich aber wieder eingefangen, und mag man aus diesem Grunde mich auch späterhin niemals, wie manche von den größeren Jungen, in die Stadt gelassen haben, wenn es daselbst eine Extrabesorgung galt."

„Aber Fräulein Hardine?" fiel ungeduldig die Zuhörerin ein, als hier der Erzähler eine Pause machte.

„Nun, Fräulein Hardine," fuhr dieser fort, „Fräulein Hardine, die kam denn auch wohl dann und wann auf Besuch zu unserm Propst, schnitt aber regelmäßig ein essigsaures Gesicht, sooft ich ihr vorgeführt ward, räsonierte, weil ich nichts lernen wollte, und schimpfte mich einen Wildling oder dergleichen. Einmal hat sie mir in der Bosheit auch eine ganz gehörige Backpfeife appliziert."

Frau Lisette fuhr auf wie elektrisiert. — „Eine Backpfeife!" rief sie mit dem Ausdruck höchster Befriedigung; „eine Backpfeife, August —"

„Ganz gewiß nicht unverdient, Lisette!"

„Gezüchtigt mit eigener Hand! Und das soll nicht seine Mutter gewesen sein!"

„So? Du hättest also eher deinen eigenen Wurm als einen fremden durchgewichst?"

Die arme Mutter nahm bei dieser Gewissensfrage ziemlich kleinlaut ihr Nähzeug wieder auf. — „Ein adliges Fräulein und unter den Augen der geistlichen Obrigkeit, sie muß doch ein Recht dazu besessen haben," murmelte sie wohl noch, wurde aber nicht mehr gehört, denn ihr Gespons hatte den Faden bereits wieder aufgegriffen.

„So viel steht fest, Lisette," erklärte er, „hätte Fräulein Hardine mich lebtags mit Streichelfingerchen angefaßt, ich könnte sie vergessen haben. Nun sie sich tätlich an mir

vergriffen hat, leibt und lebt ſie vor meinen Augen, und würde ich hundert Jahre.

„Ich war auf dieſe Weiſe ein ſtämmiger Burſche geworden; kopfhoch größer als ſämtliche Kameraden, und in mir rumorte anjetzo nur noch ein einziges Gelüſt. Nicht mehr: ‚In den Wald!‘ wie früherhin. Nein: ‚Ein Pferd unter den Leib und unter die Soldaten!‘ Ich hatte in meinem Leben die erſten Truppen geſehen. Preußen und Landeskinder waren an dem Kloſter vorübergezogen. Nämlich während der Mobilmachung von Anno fünf, wo ſie dem Öſterreicher zu Hilfe wollten. Der Öſterreicher wurde in der Klemme gelaſſen, und meine Preußen zogen wieder ab. Aber nächſten Herbſt kamen ſie retour. Rektamente dem Napoleon auf den Pelz, der bereits auf dem Wege ſei, wie es hieß. Da prickelte es mir freilich vom Kopf bis zur Zeh! Ich hatte aber doch ſo viel Einſehen, daß ſie einen halbwüchſigen, verlaufenen Waiſenjungen bei der Armee nicht nehmen würden. Einſtweilen ſpielte ich daher nur Soldat, und es war eine Luſt, wie ich die Jungens zuſammenwalkte. Ich war der größte und darum von Rechts wegen unſer Kurfürſt, den ich mir immer nur wie einen Schlagetot vorſtellen konnte. Die meiſten, aber kleinſten, waren Franzoſen und ein Knirps ihr Napoleon. Nun, ich habe ihn gebläut, wie vor zwei Jahren den richtigen Napoleon der alte Marſchall Vorwärts und unſer iron duke.“

„Aber Fräulein Hardine?“ fragte von neuem die erwartungsvolle Hörerin, und der Exwachtmeiſter antwortete: „Nur Geduld, gleich iſt ſie wieder da!

„Es war am 14. Oktober — ſolch ein Elendsdatum vergißt ſich nicht, Liſette! — Wir ſtanden zum Morgen-

brot im Kreuzgange aufgestellt, als der Propst zu uns trat mit Hut und Stock, zitternd über den ganzen Leib und weiß wie eine Wand. ‚Das erste Blut ist geflossen,‘ sagte er mit bebender Stimme, ‚teures Blut, Heldenblut! Ihr seid Soldatensöhne, meine Kinder. Eilt in den Wald, pflückt das letzte Eichenlaub und bindet einen Kranz auf das Grab eines tapferen Herrn, der, allen voran, im Kampfe für das Vaterland gefallen ist.‘ Darauf, an mich herantretend, setzte er leise hinzu: ‚Es ist der Vater von Fräulein Hardine, den man gestern als Leiche in ihr Haus gebracht hat. Dort erwarte ich dich, August, mit dem Kranze. Die Waschfrau Becker‘ (sie versah nämlich nebenbei den Botendienst nach der Stadt) ‚begleitet dich und zeigt dir das Haus.‘ Damit ging er. Wir Jungen rannten in den Wald. Ich war zu oberst auf den Bäumen und warf die Zweige herab, die unten um einen Faßreif gebunden wurden. Es war ein Stück, daß eine Kuh sich daran hätte satt fressen können, Lisette. Kaum eine Stunde, und ich trabte neben der alten Beckern auf dem Wege nach der Stadt.“

„Wenn die Botenfrau sowieso nach der Stadt ging,“ fiel hier Frau Lisette, höchlichst gespannt, dem Redner ins Wort, „warum mußtest du sie begleiten, August? du den Kranz zu Fräulein Hardine tragen? von allen just du? Mann, Mann, das war eine Finte!“

„Du kommst auf die Sprünge der alten Klosterklatsche Lisette,“ versetzte der Invalid, der allmählich Feuer und Flamme über seiner Erzählung geworden war. „Aber höre nur weiter. Auf dem Wege hatte ich meinen Heidenärger mit dem dummen Weib. Es wäre im Oberlande eine Schlacht geschlagen worden, behauptete sie, die näm-

liche, in welcher Fräulein Hardines Vater gefallen ſei, und der Franzoſe hätte obtiniert. Das konnte und wollte ich nicht glauben. Ich ſchimpfte die Alte ein Schandmaul, und würde ſie handgreiflich zur Ruhe gebracht haben, wenn, na, wenn ſie nicht eben ein Weib und obendrein ein altes Weib geweſen wäre. Die aber blieb baumfeſt bei ihrem Satz und in der Angſt vor dem ‚grauſamen Bohnebart‘. Sie zitterte wie ein dürres Laub, ſooft ihr der Name über die Lippen lief. Es war nicht anders, als ob der Bohnebart expreß ins Land gekommen ſei, um der alten Beckern auf den Leib zu gehen.

„So in Gift und Galle kamen wir in die Stadt. Ich hatte noch nie eine geſehen und mir eine Stadt weit anders vorgeſtellt. Nur hoch oben das große Schloß, wie es allmählich aus dem Nebel hervortrat, das gefiel mir. ‚Da möchte ich wohnen‘, ſagte ich, und die Beckern ſchmunzelte geheimnisvoll: ‚Nu, wer weiß, Guſtel, ob du nicht noch eines Tages in einem Prinzenſchloſſe logieren tuſt. Der Bohnebart iſt auch nur ein armer Junge geweſen wie du und am Ende ein Kaiſer geworden.‘ — ‚Und ſo ein Knirps!‘ ſagte ich verächtlich.

„Bei den Worten kamen wir auf den Markt. Die Alte wies auf ein Haus und ſprach: ‚Da wohnen die Majors‘. Das Haus, wiewohl ich es nur das eine Mal und ſeitdem viel tauſend andere geſehen habe, das Haus könnte ich noch malen. Es glich einem Mops, dem einer eine Zipfelmütze aufgebunden hat. Die Beckern ſetzte ſich neben dem Torweg auf eine Bank, allwo ſie mich zurückerwarten wollte, und ich ging mit meinem Kranze hinein.

„Im Torwege kam mir auch ſchon der Propſt entgegen, nahm mich bei der Hand und führte mich in eine Stube

auf die rechte Seite. Die Fenſter waren zugehängt, und ich mußte mich erſt an das Dämmerlicht gewöhnen. Ich unterſchied aber doch irgendein menſchliches Weſen, das mit ausgebreiteten Armen nahe der Tür geſtanden hatte und, auf einen Wink des Propſtes, haſtig in ‚die Hölle' — ſo heißt bei uns zulande der tiefe Ofenwinkel — huſchte. Ich ſpitzte die Ohren. Mir war, als hätte ich einen ächzen oder ſchluchzen gehört."

„Fräulein Hardine!" rief Frau Liſette in atemloſer Spannung. Der Erzähler aber entgegnete:

„Behüte! Fräulein Hardine war keine von der Art, die ächzt und ſchluchzt. Die ſtand aufrecht und ernſthaft, ſchwarz vom Kopf zur Zeh, in der Kammer vor der Leiche des Majors, zu welcher der Propſt mich unverweilt führte. Es war der erſte Tote, den ich zu ſehen kriegte, und ich kann dir gar nicht beſchreiben, Liſette, wie er mir gefiel. So hatte mir noch nie ein Lebender gefallen. Er ruhte wie im Schlafe, die Rechte ingrimmig geballt; ſie mochten ihr den Säbel, der neben der hohen Ungarmütze an ſeiner Seite lag, mit Gewalt entriſſen haben. Und dann das Ordensband, der blaue Huſarenpelz mit ſilbernen Schnüren und dem kleinen Brandmal, durch welches die Kugel in das Herz gedrungen war. Ich betaſtete Stück für Stück. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen, bohrte mit dem Finger nach der Wunde, ob die Kugel noch zu ſpüren ſei; ich drückte eine kalte Hand nach der anderen und würde nicht von der Stelle gewichen ſein, wenn mich der Propſt nicht mit Gewalt in die Stube zurückgezogen hätte.

„Dort hielt er mir nun eine feierliche Rede, von der ich aber nichts weiter gehört oder gemerkt habe, als daß

er den Mann selig pries, der als ein Held für das Vaterland gestorben sei. — ‚Ich will auch für das Vaterland sterben!‘ platzte ich heraus, und bei den Worten trat Fräulein Hardine, die, ohne daß ichs gemerkt, am Fenster Platz genommen hatte, rasch auf mich zu und drückte mir die Hand, als ob sie sagen wollte: — brav, Junge, bleibe bei diesem Satz! — Gesprochen aber hat sie an diesem Morgen kein Sterbenswort, und ich habe auch nicht weiter auf sie achtgegeben, sondern unverwendet nach der Hölle gestarrt. Denn während meiner Rede war von dorther ein Schrei gedrungen, der mir durchs Herz ging wie ein Brand. Ich konnte aber nichts weiter unterscheiden als eine kleine, weiße, in sich gekrümmte Gestalt, die ihren Kopf hinter einem Schnupftuch verborgen hielt. Auch trat jetzt der Propst von ungefähr zwischen mich und die Hölle, so daß ich nur noch des guten Mannes schwarzen Rock und weiße Perücke erblickte, wenn ich hinter den Ofen zu lugen suchte.

„‚Du bist nun fast ein Erwachsener, August,‘ so setzte der Propst, zu mir gewendet, seine Ansprache fort. ‚Kommende Ostern wirst du konfirmiert und mußt dich für einen Lebensberuf entscheiden. Was willst du werden, mein Sohn?‘ — ‚Soldat!‘ rief ich ohne Besinnen. Und wieder drang es, aber diesmal wie ein Wimmern, aus der Hölle.“

„Es wird die Mutter von Fräulein Hardine gewesen sein,“ rief in atemloser Spannung Frau Lisette. Der Erzähler aber entgegnete:

„Ob Fräulein Hardine dazumal noch eine Mutter gehabt hat, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß es nicht die Stimme einer alten Frau gewesen ist, die da

hinter dem Ofen jammerte. Weit eher die eines kleinen, bekümmerten Kindes. Aber höre nur weiter, Liſette.

„‚Du biſt zum Soldaten noch zu jung, Auguſt,‘ ſagte der Propſt. ‚Auch muß das Schickſal unſeres Vaterlandes erſt entſchieden ſein. Möchteſt du für den Napoleon kämpfen, wie die Deutſchen draußen im Reich?‘ — ‚Nein!‘ antwortete ich, ‚aber überall gegen ihn.‘ — Und zum zweitenmal drückte mir Fräulein Hardine ſtumm die Hand.

„‚Die Zeit kann kommen, mein Sohn‘, verſetzte der Propſt. ‚Für den Augenblick gilt es zu warten. Erhalten wir Frieden und bleibt alles beim alten, darfſt du nimmer an den Soldaten denken, du biſt nicht von dem Stande, um Offizier zu werden, und als Gemeiner ertrügſt dus nicht bei deiner Sinnesart. Die laufen noch Spießruten. Möchteſt du dich peitſchen laſſen, Auguſt?‘ Ich ballte ſtatt aller Antwort nur die Fauſt. Der Propſt fuhr fort:

„‚Du haſt dich immer in den Wald zurückgeſehnt. Wie wärs mit einem Jägersmann, mein Sohn?‘ — ‚Nun gut, wenn nicht Soldat, ſo will ich Jäger werden und ſchießen lernen,‘ ſagte ich.

„Was der Propſt noch weiter in mich hineingepredigt hat, weiß ich nicht. Ich dachte an den toten Major und blinzelte nach dem jammernden Kinde in der Hölle. Da war ich denn quaſi verdutzt und wußte gar nicht, wie mir geſchah, als ich mich plötzlich beim Arme gefaßt und nach der Tür geſchoben fühlte. Vom Propſte nämlich. Schon hat er die Tür aufgeklinkt und ich ſtehe auf der Schwelle, da höre ich etwas hinter mir, als wenn ein Vogel flattert. Raſch wende ich mich um und ſehe — ja was denn

nun eigentlich? Es war ja nur ein einziger Blick und einer aus dem hellen Flur in das halbdunkle Zimmer. Ich sehe also mit ausgespreizten Armen eine Gestalt, klein und fein wie ein Kind, von schneeweißem Angesicht und hellgelbem Gelock, gegen die große, schwarze Hardine, die hinter ihr stand, sich abhebend wie am Himmel ein weißes, goldgerändertes Wölkchen, wenn die Nacht schon hereingebrochen ist. Mir schwamm es vor den Augen, als hätte ich einen Schwindel. Da stieß mich der Propst über die Schwelle, die Tür fiel in die Angel und ich hörte von drinnen nur noch einen schrillen Schrei.

„In der nächsten Minute stand ich vor der Tür neben meiner Alten. Unter freiem Himmel war der Schwindel gleich wie weggeblasen, ich sah und hörte wieder munter wie sonst und kam schier auf den Gedanken, daß die Geschichte — nicht die vom toten Major, aber die von dem Wolkenkinde — nur ein Spuk gewesen sei.

„Auf der Gasse war es während der Stunde lebendig geworden. Gleich einem aufgescheuchten Bienenschwarm hastete und summte die Menschheit auf und nieder, und mein altes Weib war voll wie ein Schwamm von all den Geschichten, die sie auf der Türbank eingesaugt hatte. Die Geschichten waren wahr, Gott seis geklagt. Die alliierte Armee hatte sich auf zwei Punkten überrumpeln lassen und zwei hundsföttische Schlachten wurden in den nämlichen Stunden geschlagen. Aber sie *wurden* just erst geschlagen. Die Stadt lag drei Meilen vom nächsten Kampfplatze entfernt: wie konnte das Volk den erbärmlichen Ausgang so dreist behaupten? Witterung sagten sie, wie die vom lieben Vieh vor dem Sturm.

Aber warum hatte ich die Witterung nicht? Warum haſt du, Liſette, niemals gezittert bei einem erſten Kanonenſchlag? Weil du ein Mann warſt, Liſette, und jene Männer alte Weiber wie die Beckern, Memmen, die nichts Beſſeres verdient haben als die Fuchtel des Napoleon ſo lange, bis am Ende auch bei ihnen die Berſerkerwut zum Ausbruch gekommen iſt.

„Auf Schritt und Tritt guckte mein altes Weibsſtück ſich um, ob ihr der grauſame Bohnebart nicht bereits auf den Hacken ſäß. Bei aller Angſt jedoch ſchwamm die Neugier nach dem, was ich bei den Majors erlebt, obenauf, und wir waren noch nicht aus dem Tore, da hatte ſie mich ausgepreßt wie eine Zitrone und zu jedem Tropfen ihren Senf gerührt. Ich wollte nur eines wiſſen: wer das kleine Mädchen geweſen ſei, deſſen letzter Schrei mir noch immer in den Ohren gellte. Aber juſt dieſes eine wußte die alte Weisheit nicht. — ‚Eine Bekanntſchaft aus der Stadt‘ — ſo meinte ſie, denn Anverwandte hätten die Majors hierzulande keine. — Aber warum ſeufzte und weinte ſie denn ſo jämmerlich? forſchte ich weiter und brachte damit meine Alte wieder in das richtige Fahrwaſſer.

„‚Wer heult und ſchreit denn anjetzo nicht, Guſtel?‘ ſagte ſie. — ‚Wer ſieht im Geiſte nicht einen von den Seinigen totgeſchoſſen oder zum Krüppel gehauen, oder in Gefangenſchaft oder auf der Flucht. Den Bohnebart mit ſeiner Kopfabſchneidemaſchine noch gar nicht eingerechnet. Ja, das ſind wilde Zeiten wie unter dem Schwedenkönig oder dem alten Fritz. Paß auf, Guſtel, wenn wir heimkommen, ob uns der Franzoſe da nicht ſchon entgegenrückt, und das Kloſter iſt ein Aſchenhau-

ſen, und Lehrer und Jungen ſind über alle Berge wie eine Herde, in die der Wolf geraten iſt. Und darum, Guſtel, darum will ich dir noch in dieſer Stunde offenbaren, was ich in der nächſten vielleicht nicht mehr zu offenbaren imſtande bin. Etwas, auf das noch kein Menſch verfallen iſt, als die alte Beckern ganz allein. Wenn es aber einſtmals vor aller Welt ans Tageslicht gekommen ſein wird, dann ſollſt du denken: die alte Beckern hat mirs prophezeit, und dich hübſch dankbar erweiſen an der armen, alten Frau; nämlich inſofern ſie vor dem grauſamen Bohnebart ihr bißchen elendes Leben davongetragen hat.' —

„Sie guckte ſich nach dieſer Rede ſcheu nach allen vier Weltgegenden um, hob ſich auf die Zehenſpitzen und wiſperte, ihren Mund an mein Ohr gelegt:

„‚Auguſt, haſt du dir niemals Gedanken darüber gemacht, was Fräulein Hardine eigentlich mit dir zu ſchaffen hat?' Ich ſchüttelte lachend den Kopf.

„‚Und dir ſchwant auch gar nicht, wer der Mann geweſen iſt, vor deſſen Leichnam man dich heute geführt?' — ‚Ein Major,' ſagte ich. — ‚Ein Major, nun freilich,' verſetzte die Alte ärgerlich. — ‚Ein Major für Seine Kurfürſtliche Gnaden; ich meine aber, was er für dich, Auguſt, geweſen iſt?' — ich ſchüttelte wiederum den Kopf.

„‚Nun, ſo vernimm es denn, Auguſt,' — ſagte die alte Beckern feierlich wie die Hexe im Alten Teſtament: — ‚der Mann iſt dein Großvater geweſen, denn Fräulein Hardine iſt deine Mutter.' —

„Die Wahrheit zu ſagen, ich war dazumal in derlei Hiſtorien wie ein ungeſchorenes Lamm. Das einſame

Waiſenhaus führte mit Fug ſeinen Kloſtertitel; Angehörige, die wir beſuchten, hatte keiner von uns, und alles, was eine Schürze trug, wenn es nicht lahm und grau war wie die Beckern, wurde von der Anſtalt ferngehalten wie ein Zunder. Die Lehrer waren unverheiratete Anfänger, warm aus dem Seminar, der Propſt ein Witmann. So merkten wir denn nichts von Küchengeträtſch und Klatſch, und ich argwohnte durchaus nicht, welch ein gefährlicher Leumund über Fräulein Hardine mir ins Ohr geträufelt ward. Ich würde mir jedoch jede andere als ſie lieber als Mutter ausgebeten haben, hätte ich mich jemals nach Vater oder Mutter geſehnt. Ich ſehnte mich aber in die Freiheit, in den Wald, oder in die Welt und weiter nach nichts. Indeſſen einen Großvater, der auf dem Schlachtfelde geblieben war, hätte ich mir ſchon gefallen laſſen und ihm zuliebe allenfalls auch die geſtrenge Hardine als Fräulein Mama in den Kauf genommen. Darum ſpitzte ich wohl einen Augenblick die Ohren.

„Aber der Major war ein vornehmer Herr und ich hieß ſchlechtweg Müller. Der Propſt hatte mir kaum vor einer Stunde geſagt, daß ich um meines Standes willen es nur bis zum Gemeinen bringen könne. Das fiel mir zur rechten Zeit wieder ein, und ohne mich viel darum zu grämen, erklärte ich der alten Hexe, welch ein Wind es mit ihrer Prophezeiung ſei.

„Die aber blieb bocksſteif bei ihrem Satze und wurde noch obendrein rabiat. — ‚Was für ein blitzdummer Junge du biſt, Guſtel,‘ eiferte ſie, indem ſie beide Arme in die Hüften ſtemmte: ‚Als ob ein Edelreis nicht auch wilde Schößlinge treiben könne! Als ob man ein Kind, wenn man ſeinem Urſprunge nicht auf die Spur

kommen lassen will, nicht bloß als einen Müller oder meinetwegen als eine Beckern und dergleichen in das Register einzutragen brauchte! Notabene: insofern der Pastor mit einem unter einer Decke steckt. Was aber, frage ich, was ist unser Herr Propst? Ein alter guter Freund von Fräulein Hardine. Wer hat dich heimlich bei Nacht und Nebel in das Waisenkloster eingeschmuggelt, wer, frage ich? Fräulein Hardine. Bist du ein Soldatensohn wie die anderen? Weiß einer überhaupt, wer dein Vater gewesen ist? Siehst du aus wie von gemeinem Gezücht? Wie ein Junker, August, wie ein Prinz siehst du aus.'" —

„Wahrlich, ja wahrlichen Gott, wie ein Prinz!" unterbrach Frau Lisette den Erzähler, eine stolze Röte über dem abgezehrten Gesicht. „Der Prinz hießest du, Prinz Gustel in der ganzen Legion!" —

Prinz Gustel schmunzelte nicht unempfindlich bei dieser schmeichelhaften Erinnerung, hielt aber den Faden seiner Mitteilung getreulich fest.

„‚Wer hat dir eine halbe Freistelle ausgewirkt?' fragte die Alte weiter. ‚Eine Mutter etwa, die Witwe ist? ein Vormund, ein Rat oder Amt? Gott bewahre, Fräulein Hardine. Wer bringt dem Propst netto alle sechs Monate die Unkosten für deinen Unterhalt? Wer besucht dich im Kloster? Wer setzt dir den Kopf zurecht? Niemand anderes als Fräulein Hardine. Und nun noch zu guter Letzt: Was braucht der tote Major einen Kranz aus dem Waisenkloster, wenns nicht einer von seinem Blute war, der ihm die letzte Ehre antun sollte? Was brauchte der Propst dir im Leichenhause eine Standpredigt zu halten, wenn du nicht quasi zur Familie gehörtest? Wer den Zusammenhang nicht mit

Händen greift, nun der kann ſagen, er hat keinen Grips. Fräulein Hardine iſt deine Mutter, das ſteht ſo feſt, wie das Amen im Evangelium.'

„Die Alte machte eine Pauſe, weil ſie doch einmal verpuſten und ausſpucken mußte. Ich ſagte kein Wort, denn im Grunde war mir die Sache einerlei. Nach einer Weile fing die Beckern mit friſcher Lunge wieder an: ‚Ich will mit meinem Satze nichts Unreputierliches von Fräulein Hardine behaupten, Auguſt. Aus ſo einer honetten Familie, und ſo eine Erbſchaft vor Augen, beileibe nicht, beileibe nicht! Denn zurzeit iſt Fräulein Hardine freilich ſo arm wie eine Kirchenmaus; aber das alte ſchwarze Spukeding, ihre Muhme, kann doch nicht ewig in ihrem Goldturme Schätze graben. Und wenn ſie ſich zehnmal dem Leibhaftigen verſchrieben hat, unſer Herrgott hält ihm Widerpart, und über hundert Jahre hats der ärgſte Geizkragen noch nicht gebracht. Dann aber gibts keine zweite im Kurfürſtentum wie unſer Fräulein Hardine. Nichts Unreputierliches, Guſtelchen, ums Himmels willen nichts dergleichen! Aber eine Heimlichkeit ſteckt dahinter; darauf nehme ich Gift. So eine Prinzenheirat etwa, die der Frau nicht die Mannesehre und den Kindern nicht den Vatersnamen gibt, wie die alte geizige Schloßfrau ihrer Zeit auch eine eingegangen hat; oder ſo etwas dergleichen, was unſereiner nicht verſteht. Warum ſchlägt Fräulein Hardine die ſchönſten Bewerbungen aus? Wird eine freiwillig eine alte Jungfer, die an jedem Finger einen Freier haben könnte? Warum, frage ich, als weil ſie in der Stille ſchon einen hat, der mit ihr auf die Grafenerbſchaft lauert. Laß ſie aber nur erſt ſicher in ihrem Goldturme

ſitzen, dann wird der verſteckte Prinz ſchon zum Vorſchein kommen. Und dann wirſt du ein Junker, Auguſt, und ein reicher Millionär, und dann denke an die alte, arme Beckern, die dir zuerſt ein Lichtchen angeſteckt hat.'"

Der Erzähler ſchwieg. — „Weiter, weiter, Mann!" rief Frau Liſette in atemloſer Spannung. „Weiter, weiter!" —

„Weiter — nichts!" verſetzte lachend der Invalid. „Die Geſchichte iſt aus."

„Aus?"

„Nein aus, ſage ich dir. Wir waren unter dem Geklätſch vor der Kloſterpforte angelangt. Ich drehte meiner Alten eine Naſe, denn das Haus war nicht in einen Aſchenhaufen umgewandelt, und die Herde nicht über alle Berge entflohen. Nun aber die Angſt, als das Weibsſtück ſah, wie ich ſeine Weisheit aufgenommen hatte. Sie zitterte wie ein naſſer Pudelhund, und ihre Zähne — nein, die klapperten nicht, denn ſie hatte keinen Zahn — aber das Kinn wackelte ihr und: ‚Um Gottes, Jeſus willen, Guſtelchen, reinen Mund!' jammerte ſie, ‚bringe eine alte, arme Witfrau nicht um ihr hartes Stückchen Brot.'

„Ich lachte aus vollem Halſe und rannte in das Tor, hinter welchem die Kameraden ſich luſtig wie alle Tage tummelten. In aller Eile lieferte ich ihnen eine Schlacht von entgegengeſetzter Faſſon, wie die, welche in den nämlichen Stunden zu Ende ging. Aber Spuk und Schwatz des Morgens waren wie weggeblaſen.

„Im nächſten Frühjahr brachte mich der Propſt zu dem Förſter, dem ich zwei Jahre ſpäter aus dem Garne lief, als der Herzog in unſerer Nähe kampierte. Fräulein

Hardine aber habe ich mit keinem Auge wieder gesehen, habe auch keine Silbe wieder von ihr gehört, und heute zum erstenmal, glaub ich, wieder an sie gedacht."

Die arme Marketenderin war durch diesen jähen Abschluß bitterlich enttäuscht. Sie nahm schweigend die Arbeit wieder zur Hand, die im Eifer des Zuhörens in ihren Schoß gesunken war, und stichelte eine lange Weile mit fieberhafter Hast, bis sie über einen neuen Plan im klaren und des jovialen Tones wieder Herr geworden war, in dem sie ihren Eheliebsten zu einer ferneren Bereitwilligkeit zu stimmen gedachte.

„Ich danke dir, August," sagte sie endlich, indem sie ihm die Hand reichte. „Du verstehst zu erzählen. Und ein Anhalt bliebe deine Geschichte immer für unseren armen, kleinen Wurm, wenn ich eines Tages nicht mehr für ihn sorgen könnte: ich meine, wenn eines Tages unversehens der Napoleon retourgekommen wäre! Und darum, Freund, laß uns das Ding gleich heute zu einem Ende bringen. Du bist ein perfekter Schreiber, hast manchen Rapport geführt, und die Feder zu regieren, so gut wie den Säbel, brauchts ja nur eine Hand. Mach also ein Schriftstück aus der Sache, warm, wie sie dir im Gedächtnis aufgewacht ist. Das und der Waisenhausschein werden die Familienpapiere sein, die Prinz Gustel seiner Prinzessin zurückläßt, wenns einmal schnell mit uns von dannen geht."

Sie hatte während dieser Rede ein paar von den Bogen, in welchen sie ihr Handschuhleder eingewickelt erhielt, sorgfältig geglättet, auch das Schreibzeug hervorgekramt, das ihr zum Abfassen ihrer Rechnungen diente. Nachdem sie die Feder gespitzt und die Tinte umgerührt,

begann ſie die Pfeife des Mannes friſch zu ſtopfen, vergaß auch nicht, das Glas mit dem Reſte der Flaſche zu füllen.

Freund Auguſt brummte und zeterte zwar ſein gehörig Teil, fügte ſich ſchließlich aber doch in die wunderliche Laune der Wöchnerin. „Was ſolch ein Wurm für Schererei macht!“ ſagte er, indem er ſich an den Arbeitstiſch ſeiner Frau niederſetzte.

Bald flog die Feder in freien, kräftigen Zügen über das Papier und ſchwarz auf weiß bildete ſich die Erzählung, die wir mit den nämlichen Worten aus ſeinem Munde vernommen haben.

Mitternacht war vorüber, als er das letzte Blatt ſeiner Frau ins Bett reichte. Sie hauchte es trocken mit dem heißen Atem ihrer Bruſt, barg es ſamt dem Einſegnungsſcheine in dem unterſten Fache ihres Nähkaſtens und löſchte die Lampe. „Auguſt,“ ſagte ſie darauf, während der Mann ſeine Kleider auszog und ſich auf die Strohſchütte zu Füßen des Bettes niederwarf, „Auguſt, wir wollen unſere Kleine Hardine taufen laſſen.“

„Liſette wäre mir lieber geweſen,“ erwiderte gähnend der Herr Papa. „Aber meinethalben auch Hardine.“

Und das kleine Mädchen wurde Hardine getauft.

Jahre vergingen, ohne daß Fräulein Hardines zwiſchen dem Invalidenpaar wieder Erwähnung geſchah. Faſt ſechs Jahre, in welchen die kleine Namensträgerin der unbekannten Dame mühſelig auf die Füßchen kam, und aus welchen ihr keine Erinnerung geblieben iſt, als daß ſie niemals hungerte und oftmals fror.

Der Wachtmeiſter der Legion wartete zwar nicht mehr auf den rückkehrenden Napoleon, denn der ſchlief beruhigt

und beruhigend in seinem Inselgrabe, aber er wartete noch immer auf irgendeinen anderen respektablen Feind, gegen welchen eine brave Soldatenfaust den Säbel wieder zücken dürfe. Freilich erwartete er ihn selten an dem schwachlodernden häuslichen Herdfeuer, das seit dem Einrücken der Wiege nicht an Behagen für ihn gewonnen hatte. Er hielt sich zu den lustigen Plätzen, die ihm das Marketenderzelt in Erinnerung riefen; da wo Karten und Würfel fallen, wo der Schoppen kreist und ein frischer Soldatenschwank nicht selten die Zeche bezahlt.

In der engen, dumpfen Dachkammer daheim aber saß seufzend und stichelnd die alternde Marketenderin, ohne sich Rast zu gönnen zu einem Liebesblick in schwerer Mühe und Sorge für ihr Kind. Von Woche zu Woche wurden ihre Wangen hohler, die Finger zitternder, der Atem kürzer, aber sie seufzte und stichelte noch immer den ganzen Tag und die halbe Nacht.

Endlich jedoch kam die Stunde, in welcher alles Sticheln und Seufzen ein Ende hat, und es war eine Sterbekammer, in die der sorglose Zecher aus dem Schenkhause gerufen wurde. August Müller hatte in seinen jungen Tagen Tausende von Männern, aber noch nie eine Frau sterben sehen; er hatte niemals daran gedacht, daß der Tod ein Geschäft auch für Weiber sei, selber für so tapfere Weiber, wie seine Lisette eines gewesen war. Nun tobte und schrie er vor dem ungeahnten Bilde, zerraufte sein Haar und zerschlug sich die Brust.

Die brave Marketenderin aber verstand sich auf den düsteren Gesellen, den sie unter den Männern kennen gelernt. Sie hatte ihn langsam heranschleichen sehen und blickte ihm unerschrocken ins Angesicht, als er jetzt hart

an ihrer Seite ſtand. Ob es ihr wehe tat, von dem Weſen zu ſcheiden, das die Natur erſt ſo ſpät an ihr Herz gelegt? Es ſchien nicht ſo. Die Pflicht für ſeine Erhaltung jedoch erfüllte ſie bis zum letzten Atemhauche.

„Sei kein Narr, Auguſt," ſagte ſie zu dem Manne, der ſich faſſungslos an der Bettſeite niedergeworfen hatte. — „Einmal muß doch ein Ende ſein. Setz dich hier auf den Rand; merke auf und tu, was ich dir ſagen werde."

Sie legte bei dieſen Worten die treulich verwahrten Familienpapiere in des Mannes Hand und fuhr darauf in klarer, eindringlicher Rede alſo fort:

„Hüte dieſe Blätter als das einzige Erbteil, das du deinem Kinde zu hinterlaſſen haſt. Ich habe dieſe ſechs Jahre Tag und Nacht darüber nachgedacht, und nun ſterbe ich in der Gewißheit, daß Fräulein Hardine deine Mutter geweſen iſt. Für dich ſelber tu oder laß, was du willſt. Du biſt ein Mann. Aber ſuche ſie auf und bring ihr das Kind, das du nicht verſorgen kannſt. Verkaufe meinen Hausrat; der Erlös ſchafft das Reiſegeld. Für unſer Trauatteſt und der Kleinen Taufzeugnis habe ich geſorgt. Vergiß aber nicht meinen Totenſchein. Laß dann im Kloſter dein Einſegnungszeugnis beſcheinigen; erforſche in der Stadt Fräulein Hardines Vaternamen und was aus ihr geworden iſt. Lebt ſie noch — im Reichtum oder arm wie einſt —, ſie muß eine alte Frau jetzt ſein und wird ſich der Sünde ſchämen, ihr Blut zu verſtoßen. Iſt ſie geſtorben, finden ſich wohl Angehörige. Vielleicht, daß auch der Propſt noch bei Wege iſt oder der Förſter. Kurzum du biſt in deiner Heimat und dein Kind muß und wird einen Anhalt finden, inſofern du deine

Schuldigkeit tuſt. Laß es aber bald ſein, Mann, denn es geht jach mit dir abwärts auf dem Wege, den du eingeſchlagen. Das Kind zu Fräulein Hardine! Gib mir die Hand darauf, Auguſt, die Manneshand, die das Schwert geführt."

Er reichte ihr ſchluchzend die Hand, die ſie herzhaft drückte. „Mutter — Hardine!" lallte ſie noch, legte ſich dann auf die Seite, zog das Kopftuch über die Augen und verſchied.

Der Invalid — um unſerm früheren Gleichniſſe treu zu bleiben —, der Invalid bäumte ſich wie ein angeſchoſſener Hirſch. Er fühlte ſeine alten Wunden heftiger brennen als zu der Zeit, da die ſchwarze Liſette ſie auf dem Schlachtfelde verbunden hatte; wich keinen Schritt aus der dunklen Kammer, ſolange dieſelbe die Leiche barg.

Nun aber deckte ſie die Erde. Er hatte ihr nicht gebührendlich mit Sang und Klang die letzte Ehre erweiſen können; aber er war es gewohnt, einen braven Kameraden mit einem Trauermarſche zu Grabe zu geleiten und mit einer luſtigen Weiſe heimzukehren. Am Abend ſaß er in dem Weinhauſe, aus welchem man ihn vor drei Tagen in die Sterbekammer abberufen hatte. Der Schoppen kreiſte, die Würfel rollten wie ſonſt. Das Weib, die Mutter Liſette waren verſchwunden, und bald nur die luſtige Marketenderin noch eine ſtehende Figur in den Bildern, die ſich unter dem Banner des ſchwarzen wie des eiſernen Herzogs vor ſeinen Augen entrollten.

Und wieder gingen Jahre dahin, aus welchen die kleine Hardine keine Erinnerung bewahrte, als daß ſie oftmals hungerte und immer fror. Ein blödes, zitterndes, trübſeliges Geſchöpf, ſchlich ſie am Morgen aus der kalten,

immer leerer werdenden Kammer, hockte einsam und stumm vor der Tür, bis eine mitleidige Nachbarin ihr einen Bissen reichte oder sie in ihr durchwärmtes Zimmer führte. Den Vater sah sie fast nie. Wenn er spät in der Nacht heimkehrte, schlief sie schon, und wenn er früh am Morgen wieder aufbrach, schlief sie noch. Es ging jach abwärts mit dem Manne, wie seine sterbende Frau es vorausgesagt: aus dem Weinhause in die Branntweinkneipe, aus dem Kreise kannegießender Bürger unter ein Publikum roher Gesellen. Seine lockigen Haare wurden struppig, blutrote Flecken brannten auf den gedunsenen Wangen; die Adern schwollen neben den Narben der Stirn und ein wüstes Feuer brannte aus den großen blauen Augen, wenn er nach dem Pferde schrie, daß er tummeln, nach dem Säbel, mit dem er den noch immer erwarteten Feind niederhauen wollte. Das alte Soldatenblut rumorte noch wie einst, aber Prinz Gustel war untergegangen und das Vaterherz hatte noch niemals pulsiert. Der Handschlag, den er seinem sterbenden Weibe gegeben, war so gut wie vergessen.

Zu seinem Glück kam der Tag, wo das letzte Stück Hausrat, das letzte Kissen von Frau Lisettes Brautschatz, abgepfändet waren, wo der Hauswirt die Miete, der Schenkwirt die Zeche nicht länger stunden wollten, wo dem unheimischen Manne und seinem Kinde der Schub über die Landesgrenze drohte. Die Not heischte einen Entschluß und die Not gab auch die Kraft, ihn zu vollbringen.

Es war wieder einmal eine Zeit, in welcher ein Schrei der Rache gegen einen Erbfeind den Weltteil durchdrang: die Zeit der Griechenerhebung, der schon mancher tapfere

Fremdling ſich zum Opfer gebracht, wenngleich noch keine chriſtliche Regierung ihr ihren Beiſtand geliehen hatte. Auch in dem Arme unſeres Veteranen zuckte das Schwert von Viktoria und Waterloo. „Komm, Hardine!“ ſagte er an einem Frühlingsmorgen 1825, „ich will dich zu Fräulein Hardine bringen und dann wider den Türken ziehen!“ Und an der Hand ſein Kind, in der Taſche deſſen „Familienpapiere“, und ſonſt nicht viel mehr, ſo ſchritt er aus dem Tore der kleinen niederländiſchen Stadt.

Freilich der Weg war weit aus dem Maas- in das Elbgebiet; der Beutel war leer, Atem wie Kraft nur noch gering. Die alten Nachbarn und Zechbrüder ſchüttelten die Köpfe und meinten, daß dieſer Wandersmann weder im Kampfe gegen Ali-Paſcha, noch ſelber in der Heimat, ſondern daß er auf der Landſtraße enden werde. Auch gingen Monate dahin, bevor er ſeinem Ziele näher rückte. Aber es war Sommerszeit, die Straße führte durch reiche vaterländiſche Gaue, und das Ehrenkreuz, der pulvergeſchwärzte, kugeldurchlöcherte Mantel, der verſtümmelte Arm von Waterloo waren warme Fürſprecher des armen Invaliden und ſeines blaſſen Kindes. Es fand ſich ſo mancher Fuhrmann oder Schiffer, der die beiden für einen Gotteslohn eine Strecke beförderte, mancher Wirt, der die Herberge nicht anrechnete, und manche Hand, die ungebeten einen Zehrpfennig oder Wanderbiſſen reichte. Mußte dann auch wohl einmal unter freiem Himmel genächtigt werden, ſo war das eine alte Gewohnheit für den Soldaten der Legion; die Nacht war kurz und er erwachte kräftiger, als ſeit Jahren in der dumpfen Kammer nach einem wüſten Zechgelag.

Alles in allem: die Zeit dieſer Wanderung war nicht die böſeſte in Auguſt Müllers Leben. Er hätte länger, ja er hätte ſein Lebtag wandern mögen, wenn nicht der Zug gegen die Türken ihn doch noch mächtiger gelockt. Für ſeine kleine Begleiterin aber, ſooft ſie in ihren Lumpen unter einem Regenguß zuſammenſchauerte oder mit wunden Füßchen, ſtumm, wie immer, am Wege niederhockte, für ſie hatte er einen Zaubernamen gefunden, deſſen Klang ihr immer wieder friſche Kraft verlieh. „Fräulein Hardine!“ lautete der Name. „Vorwärts zu Fräulein Hardine!“ oder „Bald ſind wir bei Fräulein Hardine!“ brauchte der Vater nur zu ſagen, und die Kleine ſchleppte ſich weiter, bis ſich eine Herberge aufgetan. „Fräulein Hardine“ war das einzige Wort, das ſie während der langen Reiſe gemerkt oder leiſe nachgelallt hat. Vielleicht, daß in dem kleinen Herzen ein Echo mütterlicher Seufzer und Tröſtungen lebendig geworden war.

Man ſagt: ein brechendes Auge ſieht klar, und gewiß liegt etwas Ergreifendes in der Zuverſicht, die, ſei's für diesſeits, ſei's für jenſeits, auf einem Sterbebett verkündet wird. Auch Auguſt Müller war einen Augenblick von dem Glauben geblendet worden, in den ſich ſeine Frau jahrelang hineingegrübelt und deſſen ſie ſich in ihrer letzten Sorgenſtunde getröſtet hatte. Im Grunde des Herzens aber hatte er, wie früherhin, ſo auch jetzt, Fräulein Hardines niemals als einer Blutsverwandten gedacht und den Weg zur Heimat keineswegs mit dem Anſpruch von Sohnesrechten angetreten. Er hoffte für ſein mutterloſes Kind auf eine Verſorgung durch die Frau, die aus irgendeinem Grunde ſeine eigene verwaiſte Kindheit überwacht hatte. War ſie im Laufe der

Zeit zu Glanz und Fülle gelangt — eine Vorstellung, die sich seiner heiteren Gemütsart gar leicht einschmeichelte —, wollte sie ihn noch außerdem mit einem Pferde und einer blanken Uniform für seinen Türkenzug ausstatten, desto froher sein Habdank. So viel oder so wenig hatte er im Sinn, wenn er seinem ermatteten Kinde zurief: „Wir gehen zu Fräulein Hardine!"

Es war hoher Sommer geworden, als er eines Morgens in einem wohlangebauten Tale vor einem einsamen, alten Gebäude haltmachte und mit dem Freudenrufe: „Das Kloster!" durch die geöffnete Pforte rannte. Er drang in den Hof, in den Kreuzgang, in den Garten, in das Schulhaus, in die Propstei; er erkannte jeden Winkel: den Spielplatz, auf welchem die Knaben heute wie damals sich tummelten; den Brunnen, in welchem sie heute wie damals ihre Becher füllten; das Zinngeschirr, das heute wie damals die Tafeln des Zönakels bedeckte; den Holzschuppen, in welchem heute wie damals Unruhstifter seiner Gattung ihre Strafe verbüßten. Nur von den Menschen, welche, alt und jung, den aufgeregten Fremdling neugierig umringten, von den Menschen kannte er keinen. Er fragte nach Ludwig Nordheim, dem Propst und Direktor; er war tot und vergessen viele Jahre schon. Er fragte nach der alten Beckern. Niemand hatte je von einer alten Beckern gehört. Keiner erinnerte sich eines der ehemaligen Lehrer und Mitschüler, deren Namen er zu nennen wußte. Die preußische Herrschaft, die diesen Landesteil überkommen, hatte fremde, der Gegend unkundige Leute in die alten Räume geführt. Er hätte sich schämen müssen, Fräulein Hardines nur zu erwähnen.

Enttäuscht wollte er seinen Stab weitersetzen, als ihm das Attest einfiel, dessen Beglaubigung nachzusuchen er seiner Lisette gelobt hatte. Kluge Lisette! Namen, Datum, Wahlspruch und Handschrift stimmten mit denen des Schulregisters überein; der neue Direktor konnte getrost sein Fiat daruntersetzen, und der ärmliche Landstreicher hatte in dem polizeistrengen Staate immerhin eine Legitimation gewonnen, die ihm die Wanderschaft erleichterte. Nun durfte es aber auch an einer gastlichen Bewirtung nicht fehlen, da ja Narben und Ehrenkreuz des vormaligen Zöglings einem Erziehungshause für Soldatenwaisen wohl zum Ruhme gereichten. Die grauen, stillen Klostermauern hallten wider von kühnen Streichen und lustigen Schwänken, von abenteuerlichen Zügen über Land und Meer, von dem schwarzen Herzog und der schwarzen Lisette. Die Frau Direktorin tischte auf, was Küche und Keller vermochten; der Herr Direktor sammelte unter Beamten und Lehrern zum Besten des invaliden Helden. Erquickt, beschenkt, froh wie ein König schied August Müller aus den Mauern, zwischen denen er zwanzig Jahre früher so widerwillig stillgesessen hatte.

Er schlug nun den Weg nach der Stadt ein, und die Sonne senkte sich, als er über den Häusern im Tal das Schloß im Abendgolde leuchten sah. Jetzt bog er aus der langen, schmalen Gasse auf den Markt und sein erster Blick fiel auf das Haus, das unverändert auf niederem Gestell eine turmhohe Dachhaube trägt. Der Mops mit der Zipfelmütze! „Hier, hier," schreit er seiner Kleinen zu, „hier wohnt Fräulein Hardine!"

Er stürmt in die Torfahrt und in die Tür zur Rechten. Das Zimmer ist in eine Schneiderwerkstatt umgewandelt;

der tiefe Höllenwinkel — des Mannes erſter Blick! —, er iſt mit dem rieſigen Kachelofen verſchwunden. Auf dem Platze in der Kammer, wo damals der Sarg des Majors geſtanden, ſteht heute eine Wiege. Angſtvolle Gebärden und zornige Scheltworte begrüßen den Eindringling, den man für einen Betrunkenen oder Tollen hält.

Indeſſen waren auch die Nachbarn, die vor den Türen Dämmerſtunde feierten, auf des Fremden ſeltſames Gebaren aufmerkſam geworden! Der Lärm lockte ſpielende Kinder, Mägde vom Brunnen herbei, eine dichte Gruppe bildete ſich vor dem Tore. Die Frauen näherten ſich dem abgezehrten Mädchen, das ſich ermattet neben demſelben niedergekauert hatte. — „Wie heißt du, Kleine?“ fragte eine Nachbarin. — „Hardine,“ liſpelte das Kind mit ſchwacher Stimme. — „Iſt der Mann dein Vater?“ — Das Kind nickte. — „Wie heißt er?“ — Das Kind ſchüttelte das Köpfchen. — „Was will er?“ „Wen ſucht er in dieſem Hauſe?“ — „Fräulein Hardine!“

„Fräulein Hardine!“ Die Nachbarn ſteckten bei dem Namen die Köpfe zuſammen. Als aber nun auch der Vater, gefolgt von der Schneiderfamilie, von Geſellen und Lehrlingen, aus dem Hauſe zurückkehrte und immer den nämlichen Namen wiederholte, da entſtand ein Rumor, ein Gewirr von Kreuz- und Querfragen, das endlich in der Kürze zu folgendem Abſchluß führte:

Die älteren unter den Bürgern des Städtchens hatten in der Tat ein Fräulein, das Hardine hieß, gekannt, das einzige, das jemals unter ihnen dieſen Namen getragen. Fräulein Hardine war in dieſem Hauſe geboren und erzogen; die Leiche ihres Vaters, der als

Major in dem Gefechte bei Saalfeld geblieben, war auf dem ſtädtiſchen Kirchhofe begraben, und die Tochter hatte ihm ein Monument errichten laſſen, das die Stadt zu ihren vornehmſten Sehenswürdigkeiten zählte. Der Name Fräulein Hardines hatte überhaupt einen ſtolzen Klang in ihrer Vaterſtadt. Der Magiſtrat ging damit um, ihr einen Ehrenbürgerbrief zu votieren, für welche Auszeichnung man ſich denn ganz unverhohlen auf ein teſtamentariſches Legat zugunſten einer ſtädtiſchen Stiftung Rechnung machte, denn die vielgeprieſene Dame, die reichſte Grundbeſitzerin der Provinz, ermangelte jeglichen berechtigten Erbens und ſtand in den Jahren, wo man ſein Haus zu beſtellen pflegt. Daß hingegen Fräulein Hardine jemals ein fremdes Kind — von einem eigenen war natürlich nicht die Rede — in einem Waiſenhauſe verſorgt haben ſollte, wollte zu den von ihr gang und gäben Erinnerungen und Vorſtellungen nicht im entfernteſten paſſen. Fräulein Hardine ſtand in dem Rufe einer großen und klugen Dame, aber nicht in dem einer Samariterin.

Auguſt Müllers Erinnerungen ſprachen indeſſen allzu deutlich für einen immerhin möglichen Fall, auch empfahlen die kriegeriſchen Narben und Dekorationen den ehemaligen Schützling ihrer Landsmännin, und ſo war man denn allſeitig bereit, ihm eine gaſtliche Herberge in ihrer Vaterſtadt zu gewähren. Die kleine Hardine, reichlich beköſtigt und reinlich ausſtaffiert, ſchlief ſo ſanft wie noch nie auf der ganzen Reiſe in dem Bettchen, das ihr die Schneidersfrau neben der Wiege in der Kammer aufgeſchlagen hatte. Vater Müller aber dacht gar nicht an ein Bett; er durchzechte die kurze Sommer-

nacht an der Tafel des Schloßkellerwirts nebenan und belohnte das freihaltende Publikum mit dem köſtlichen Humor ſeiner ſpaniſchen Erinnerungen und der Erwartungen ſeines Türkenzuges. Ein ſo tapferer Landsmann, der ſich ſo weit in der Welt umhergetrieben hatte und noch ferner umherzutreiben gedachte, ein Krüppel, der, ſeinem Elend zum Trotz, ſo luſtig zu erzählen verſtand, er durfte aber nicht ohne einen anſtändigen Zehrpfennig in das Gebiet der auserkorenen Ehrenbürgerin entlaſſen werden. Und ſo endete der Raſttag in Fräulein Hardines Vaterſtadt als ein Freuden- und Erntetag für den ehemaligen Waiſenknaben, der dieſes Fräuleins Schutz genoſſen hatte.

Den Himmel voller Geigen und mit reichlich gefüllter Taſche holte er am andern Morgen ſein kleines Mädchen aus dem Nachbarhauſe ab, drückte den vor den Türen harrenden Bürgern zu Dank und Abſchied die Hand und — beſann ſich erſt jetzt, daß er vergeſſen hatte, nach Namen und Wohnort der Dame zu fragen, deren Wohltat er genoſſen haben und von neuem beanſpruchen wollte! Möglich, daß er beide geſtern in ſeinem Freudenrauſche überhörte; ſo oder ſo jedoch gleichviel! Er kannte den Namen „von Reckenburg“ nicht, er wußte kein Wort von dem Stammſitze der Familie, der reichſten Herrſchaft, dem Stolze der Provinz! Wer vermöchte das verdrießliche Staunen unſerer freigebigen Bürger zu beſchreiben! War der Mann mit dem ehrlichen Soldatengeſicht, mit ſeinen Orden und Narben, ſeinen Fahrten und Schwänken, mit der Berufung auf Fräulein Hardine ein tollköpfiger Abenteurer, ein Betrüger, der ihre Leichtgläubigkeit benutzt hatte, um ſeinen Säckel zu

füllen? Es währte Wochen, bevor unſere Bürgerſchaft über den ärgerlichen Streich zur Ruhe kam; nur aber um von einem Erſtaunen in das andere zu fallen und ihr Ehrendiplom vorderhand zu ſiſtieren.

Währenddeſſen wanderte der Wachtmeiſter Müller wohlgemut ſeines Weges. Sie hieß das Fräulein von Reckenburg, ſie wohnte kaum zwölf Meilen fern auf Schloß Reckenburg, und jedes Kind wußte ihm den Weg nach Schloß Reckenburg anzugeben. Er konnte auf dieſem Wege ſeine Zehrung bezahlen; er hatte Weile, zechend zu raſten, wo ihm beliebte, und ihm beliebte, mancherorten zechend zu raſten. So währte es denn eine Woche, ehe er den Strom erreichte, an deſſen jenſeitigem Ufer das Reckenburger Gebiet beginnen ſollte.

Je näher er nun aber ſeinem Ziele rückte, um ſo anziehender wurde die Auskunft, die er über die Schloßdame von Reckenburg erhielt. Es waren natürlich nur kleine Leute, die er in den Herbergen oder als gelegentliche Weggenoſſen befragen konnte: Pächter, Förſter, Viehhändler und dergleichen, einmütig aber ſprachen ſie von dem Fräulein mit dem tiefſten Reſpekt. Und zwar ſprachen ſie von ihr nicht nur wie von einer ſteinreichen Frau, ſondern wie von dem klügſten und reſoluteſten Manne, deſſen landwirtſchaftliche Einrichtungen weit und breit der Gegend zum Muſter dienten. Ebenſo einſtimmig waren aber auch die Bedenklichkeiten über die Zukunft der großen Beſitzung nach dem Tode der Dame. Manche bedauerten die alleinſtehende Matrone, andere beneideten im voraus die lachenden Erben.

Unſer Invalid, des Landes wie des Landbaues unkundig, verſtand natürlich nichts von den Einzelheiten dieſer

Mitteilungen. Aber seltsam! Je länger er von der Fülle des Reckenburgischen Erbes reden hörte, desto tiefer schmeichelten sich Hoffnungen und Wünsche in sein Gemüt, die ihm bis dahin völlig ferngelegen hatten. In Armut und Heimatlosigkeit waren die Mutmaßungen erst der alten Klosterklatsche, später seiner eigenen Frau von ihm verlacht worden. Jetzt auf der Wanderung in einer friedlichen, gedeihlichen Landschaft, ein paar Taler in der Tasche, jederzeit etwas Warmes im Magen und den Krug gefüllt für seinen Durst, kurz und gut, in einem behaglichen Zustande, wie er ihn kaum jemals gekannt, jetzt überließ er sich willig dem Zweifel, ob die beiden Weiber, ob namentlich seine kluge Lisette in der Hellsicht des Sterbebetts sein Verhältnis zu Fräulein Hardine doch am Ende nicht richtiger erkannt haben möchten als einst der einfältige Knabe und später der leichtsinnige Mann. Er überlas jetzt zu wiederholten Malen seine aufgeschriebenen Erinnerungen, er ließ auch wohl Fremde einen Einblick tun, ohne zu bedenken, welches Keimkorn von Verdächtigungen er damit ausstreue. Allerdings glaubte er auch heute noch nicht mit Zuversicht an sein Sohnesrecht, aber er begehrte nach diesem Recht, und vom Begehren bis zum Beanspruchen, man weiß es ja, ist ein Katzensprung. Die Freistatt für sein Kind und selber die Equipage für seinen Türkenzug genügten ihm schon nicht mehr; vor allem aber genügte ihm nicht mehr, dieselben als eine Wohltat zu erbetteln. Mit jeder zurückgelegten Meile wuchs sein luftiges Prinzenschloß in die Höhe, und wenn seine Kleine müde ward, entschlüpfte ihm mehr als einmal der Zuruf: „Bald sind wir bei deiner Großmutter, Hardine!“

Es war an einem heiteren Auguſtmorgen, als er den erſten Grenzpfahl mit der Aufſchrift: „Flur Reckenburg“ erreichte. Die Landſchaft unterſchied ſich in keiner Weiſe von der, welche er ſeit mehreren Tagen durchſchritten hatte; auch gehörte unſer erwartungsvoller Fremdling nichts weniger als zu den die Kultur beobachtenden Wandersleuten. Trotzdem kam es ihm vor, als wandle er in einem neuen Land. War es der Schimmer der Heimat, der ihn blendete? Oder ſtanden die Wieſen wirklich ſo viel ſaftiger, die Felder ſo viel reicher bebaut? Wuchſen die Waldbäume ſo viel geradſtämmiger? Trugen die Obſtbäume ſo viel üppigere Frucht? Wie ebenmäßig waren alle Kreuz- und Querwege chauſſiert, wie zweckmäßig geführt und bezeichnet! „Auf denen ſtockte keine Kanone und ſtrömte es wie bei Quatrebras!“ rief der alte Soldat. Wie mußte er des hirſch- und holzgerechten Weidmannes, ſeines Lehrherrn, gedenken, als er die ſtattlichen Damböcke, das kräftige Edelwild in den uralten Tannenforſten, über die Umhegungen lugen ſah, während hier und dort um den Trinkquell die Tiere lagerten und die Kälber ſie luſtig umſprangen. „Ja, hier iſt gut ſein!“ rief der arme Landſtreicher aus. „Schau dich doch um, dummes Kind. Alles das gehört deiner Großmutter Hardine!“

Weniger anſprechend indeſſen als das Land dünkten ihm die Leute in der Reckenburger Flur. Es war Erntezeit und ein reges Leben auf den Feldern. Da ſah er denn einen Menſchenſchlag, nicht groß und ſtattlich, wie Prinz Guſtel in ſeiner eigenen Erinnerung ſtand, aber geſund und hartſehnig, knapp und reinlich gekleidet, ſcharf bei der Arbeit und karg im Genuß. Das war ein Schaffen

ohne Raſt; jeder für ſich und dabei doch einer fördernd in des andern Hand. Dabei kein Wort, kein umſchweifender Blick, kein Lachen und Schäkern zwiſchen Burſchen und Dirnen, während die Mahden geſchnitten, die Garben gebunden und verladen wurden. In einem Ameiſenhaufen konnte es nicht ſtummer und emſiger vor ſich gehen. Selber die, welche Mittag haltend am Straßengraben ſaßen, verzehrten die ſchwarzen Brotſchnitte und leerten ihren Krug Dünnbiers ſchweigend und haſtiger, als anderwärts Bauern es zu tun pflegen. Keiner lud den wandernden Krüppel und ſein müdes Kind zu Raſt und Labe, kaum daß ſie ſeinen Gruß erwiderten; als er aber gar nach Schloß Reckenburg und nach Fräulein Hardine fragte, da ſtarrten ſie, ohne Auskunft zu geben, das armſelige Paar mit ſchier verächtlichen Blicken an, als wollten ſie ſagen: „Was wollt ihr faules, verlaufenes Geſindel in der fleißigen, geſegneten Reckenburger Flur und bei unſerem reichen, ſtolzen Fräulein Hardine?“

Der „Nach Schloß Reckenburg“ bezeichnete Weg hatte die Wanderer in mannigfaltigem Wechſel ſtundenlang durch Wald, Wieſen, Feld und endlich wieder in ein Forſtrevier geführt mit noch ſtattlicherem Beſtande und mit parkartiger verſchlungenen Pfaden als die früheren. Auch hier herrſchte ein geſchäftiges Treiben. Viel kleinere Kinder als die kleine Hardine ſammelten die letzten blauen und die erſten roten Heidelbeeren des Sommers, alte Mütterchen kamen und gingen mit Kräuter- oder Reiſigbündeln, mit Körben duftender Pilze. Von der Wiege bis zum Grabe ſchien alles im Reckenburgiſchen zu arbeiten. Aber die Kinder arbeiteten ſtumm, wie vorhin die Erwachſenen, und die Greiſe ebenfalls ſtumm,

wie neben ihnen die Kinder; auch sie starrten verblüfft dem fußwandernden Paare nach, während eine gleichzeitige militärische Kavalkade und mehrere vornehme Equipagen, welche in rascher Folge an ihnen vorübersausten, ihre Aufmerksamkeit nicht bemerkbar erregten. Vergeblich fragte der Invalid, was diese glänzende Auffahrt geputzter Damen und Herren zu bedeuten habe? Sie zuckten schweigend die Achseln und bückten sich, um emsig weiterzusammeln. „Ein kurioses Völkchen, meine Reckenburger!“ sagte August Müller, „aber ich werde ihm Mores lehren!“

Der tiefschattige Waldweg öffnete sich eben wieder nach dem freien Felde, als der Wanderer durch eine Gruppe uralter Weimutskiefern gefesselt ward. Er blickte lange die schlanken Schäfte bis in die schwarzgrünen Wipfel hinan, die wie eine Laube ineinander verwachsen waren. „Bah! Bäume sind Bäume!“ sagte er endlich, indem er sich mit Gewalt losriß und ins Freie hinaustrat.

Er hatte bisher noch kein Dorf wahrgenommen, nur in der Ferne zerstreut einzelne Gehöfte, die er für Meiereien, Mühlen oder Ziegelscheunen hielt. Ihn plagte der Durst. Irgendwo mußte doch eine Schenke zu finden sein. So hielt er denn Umschau am Ausgang vor dem Waldesrande. Zur Linken desselben setzte die Straße nach dem Schlosse in einer breiten Lindenallee sich fort; geradeaus streckte sich ein Flucht von Gemüsefeldern. Jetzt wendete er sich zur Rechten und stand wie vom Blitze getroffen, als er hart vor dem Kieferndickicht ein kleines Haus von altväterischer Bauart gewahr wurde. Er starrt hinauf zu dem Giebel, an welchem ein gräflich gekrönter Doggenkopf in Steinarbeit prangt, atemlos

umgeht er das Häuschen nach den drei freiliegenden Seiten, schlägt sich mit der geballten Faust vor die Stirn und stürzt endlich mit dem Schrei: „Muhme, Muhme Justine!“ durch die geöffnete Tür.

Aber es war nicht die alte Muhme, es war eine junge Familie, die er in dem netten Zimmer zur Mittagsmahlzeit versammelt fand. Der Tisch stand blitzblank gedeckt, obgleich nur mit Buttermilch und einem Grützbrei besetzt. Herr August hätte keinen Appetit auf die Kost verspürt, wenn man ihn zum Niedersetzen eingeladen hätte.

Indessen man lud ihn nicht ein; im Gegenteil, man erhob sich und drängte ihn ganz unmerklich wieder zur Tür hinaus. Sichtlich mit Widerwillen gab man den Bescheid, daß das vormalige gräfliche Meutewärterhaus jetzt die Wohnung des Schäfereiaufsehers sei. Mit mißtrauischen Blicken wurde dann die Tür abgeschlossen und der Weg nach der Schäferei, einem neuen Anbau, von der gesamten Familie angetreten.

Nur ein eisgrauer Großvater war zurückgeblieben, um im Sonnenschein auf der Bank vor der Tür die steifen Glieder zu wärmen. Bei ihm verhielt sich unser Invalid, noch einmal Aufschluß über Muhme Justine und Fräulein Hardine erbittend. Und sei es nun, daß zu des Alten Zeit in Reckenburg weniger gearbeitet und mehr geschwätzt worden war, sei es, nach Greisenart, daß der Aufruf einer in jungen Tagen gekannten Gestalt des Alten Gedächtnis und seine Zunge löste, von ihm erhielt August Müller eine Mitteilung, welche gleichsam den Kettenschluß seiner Erinnerungen und Hoffnungen bilden sollte.

Frau Müller, oder vertraulicherweise Muhme Justine, war in Begleitung des blutjungen Fräuleins Hardine,

deſſen Amme oder Kindsmagd ſie geweſen, nach Reckenburg gekommen und dort von der alten ſchwarzen Gräfin zurückgehalten worden; die einzige in der Gemeinde, welche die Gräfin jemals in ihrem Goldturme mit Augen geſehen hat. Für gewöhnlich aber hat ſie in dem leerſtehenden „Hundehaus" gewohnt und das Geſchäft einer Wehmutter im Dorfe betrieben. Als die Muhme vor vielen, vielen Jahren geſtorben iſt, hat das Fräulein ein Kreuz über ihr Grab ſetzen laſſen, worauf mit goldenen Lettern die Inſchrift: „Der treueſten Dienerin" zu leſen ſteht. Ob Muhme Juſtine jemals ein Ziehkind gehalten habe, deſſen wußte ſich der alte Mann allerdings nicht zu erinnern, vielleicht, daß es während ſeiner Soldatenzeit in der Rheinkampagne geſchehen war.

Aber Muhme Juſtine hatte ein ſolches Kind gehalten; Auguſt Müller wußte ſich deſſen nur allzu wohl zu erinnern, und das Kirchenregiſter mußte darüber Auskunft geben, wo, wann und von wem das Kind geboren worden war. Mit großen Schritten, ſeiner Tochter halbwegs voran, eilte er nach der Pfarre.

Das Pfarrhaus, neuen ſtattlichen Anſehens, lag zu Füßen der Kirche, die auf leiſer Anhöhe das Dorf überragte. Rückwärts, auf dem öſtlichen Abhange des Kirchhügels, ſenkte ſich der Friedhof ab, während die Schule der Pfarrwohnung gegenüber am Eingang der Dorfſtraße errichtet war: neu, reinlich und räumlich wie die geſamte Anlage. Dem atemloſen Manne, der jetzt von der Waldſeite daherrannte, fehlte freilich jeder teilnehmende Blick für alles, was ihm ſolchergeſtalt ſegenverkündend entgegentrat.

Er war im Begriffe, die Tür zu öffnen, als ein halbwüchſiger Knabe im bunten Gymnaſiaſtenkäppchen ihm

aus derſelben entgegenkam. Zum erſtenmal auf Reckenburger Grund ein offenes, fröhliches Geſicht, das auf den erſten Blick das Herz des Wanderers gewann.

Sein Vater, ſo antwortete der Schüler auf Auguſt Müllers Frage nach dem Herrn Pfarrer, befinde ſich auf dem Schloſſe, wo heute, am 3. Auguſt, der Geburtstag des Königs von dem Fräulein durch ein Feſtmahl gefeiert werde.

Er — der Schüler — ſei gleichfalls auf dem Wege dorthin. Nicht als Gaſt — wie er lachend hinzufügte —, denn ſolche Ehre widerfahre ihm noch nicht — nur um ſich die ſchönen Wagen und Pferde der Schloßgäſte ein wenig anzuſehen. Habe das Anliegen Eile, ſei er bereit, ſeinen Vater herbeizurufen.

Der Invalide brachte nunmehr in polternder Haſt das Begehren nach ſeinem Taufſchein zu Gehör, indem er zu ſeiner Empfehlung ſich auf das Zeugnis der beiden Kloſterpröpſte berief, das er ſchon auf dem Wege aus ſeiner Brieftaſche genommen hatte.

„Ludwig Nordheim," ſagte der Schüler, nachdem er das Blatt überblickt hatte. — „Der Name und die Handſchrift meines Großvaters!"

„Ihres Großvaters!" — rief Auguſt Müller auf das angenehmſte überraſcht. „Junger Herr — Sie heißen —"

„Ich heiße Ludwig Nordheim, wie er," antwortete treuherzig der Knabe. — „Die Nordheims ſind ein ſtändiges Geſchlecht in der Pfarre von Reckenburg. Erſt mein Großvater, des Fräuleins alter Freund, dann mein Vater, auch wieder ihr Freund, und ginge es nach deſſen Willen, würde ich einmal der dritte. Mir aber," ſo plauderte er fröhlich weiter, „mir iſt die Kanzel zu eng.

Ich möchte Landwirt werden, wie unser Fräulein Hardine. Vorher freilich, sagt sie, soll ich studieren."

Ein Wirbel war während dieser Rede in des Invaliden Kopfe aufgestiegen. Er stand einen Augenblick wie geblendet von dem Lichte dieser neuen Aufklärung. „Verstand ich Sie recht," sagte er darauf, des Knaben Hand ergreifend und heftig drückend, „verstand ich Sie recht, junger Herr, so war Ihr Großvater, ehe er Klosterpropst ward, Pfarrer hier, hier in Reckenburg. Können Sie mir sagen, in welchen Jahren?"

„Nicht genau, wann er eingetreten ist, aber eine lange, lange Zeit, bevor er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in das Kloster berufen wurde."

„Jedenfalls also Anfang der neunziger Jahre, in denen ich geboren sein muß. Er, er hat mich ohne Zweifel getauft, seine Hand meinen Namen in das Kirchenregister eingetragen. Darum, darum hat er mich vor allen anderen liebgehabt. Lassen Sie Ihren Vater in Frieden auf dem Schlosse, mein lieber junger Herr. Ein rascher Blick in das Kirchenbuch, und die Sache ist abgemacht."

„Es tut mir leid, diesen Wunsch, selber wenn ich dürfte, nicht erfüllen zu können," versetzte der Gymnasiast. „Es existieren keine Register aus jener Zeit. Die Bücher sind mit abgebrannt, als Anno 97, glaub ich, der Blitz in die Sakristei geschlagen und auch die alte Kirche zum großen Teil zerstört hat. Die Sie hier oben sehen, ist neu errichtet durch Fräulein Hardine, wie denn alles in unserem Reckenburg neu geworden ist durch sie: die Flur, das Dorf und selber das Menschengeschlecht. Das himmlische Feuer aber mußte vom Himmel kommen, sagt mein

Vater, daß auch in den Registern keiner mehr an die alte, böse, zuchtlose Zeit erinnert werde. Aber wissen Sie was, guter Mann," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „warten Sie, bis gegen Abend die Gäste das Schloß verlassen haben werden, und fragen Sie dann nach bei Fräulein Hardine selbst. Sie ist in den neunziger Jahren schon häufig als Gast bei der alten Gräfin gewesen, und sie, die nichts vergißt, erinnert sich gewiß noch jedes Kindes, das in dieser Zeit im Dorfe geboren worden ist, zumal wenn Ihre alte Muhme dasselbe aufgezogen hat."

Nach diesen Worten sprang der Knabe munter voran, da er eben ein elegantes Viergespann in die Dorfstraße einbiegen sah. August Müller folgte ihm mit stolzen Schritten und gehobenen Hauptes. Die Enthüllungen im Wald- und Pfarrhause hatten das, was vor einer Stunde nur noch Verlangen gewesen, zur Gewißheit gesteigert. Was bedurfte er eines Zeugnisses schwarz auf weiß, wo der Zusammenhang so untrüglich mit Händen zu greifen war?

In einem abgelegenen Waldhause wird ein Knabe geboren. Er wird aufgezogen von der Gemeindepflegerin, welche dieses Haus bewohnt und welche die treueste Dienerin seiner Mutter gewesen ist. Der Ortspfarrer, der Mutter vertrauter Freund, tauft den Knaben und trägt ihn unter dem Namen der Dienerin in das Kirchenregister ein. Ohne Zweifel ist er es auch gewesen, der vorher schon die Ehe der Dame heimlich eingesegnet hat, die Ehe mit irgendeinem, gleichviel, ob zu hoch oder zu niedrig stehenden beliebigen Quidam. Unter den Schutz dieses bewährten geistlichen Freundes, der indessen an die Spitze einer anständigen Versorgungsanstalt aufge-

rückt iſt, ſtellt ſpäter die Mutter ihren Knaben. Sie führt ihn perſönlich ihm zu, ganz im geheimen. Noch iſt ſie arm und abhängig, ſie darf ihn nicht öffentlich anerkennen; aber ſie überwacht ihn im ſtillen, ſie ſorgt für ihn, ſtraft ihn, ſie ſucht einen tapferen Soldatenſinn in ihm zu erwecken; ſie bringt ihn in einem ſelbſtgewählten Berufe unter, und als ſie endlich, zu Fülle und Freiheit gelangt, ihn vor der Welt anerkennen darf — iſt der Knabe ſpurlos verſchwunden, verſchollen ſein Name viele, viele Jahre lang. Die Mutter aber bleibt einſam zurück, ſie harrt ſeiner Heimkehr, ſie hält ihm das Erbe offen, das ihm rechtmäßig zuſteht, erweitert es zu einem fürſtlichen Beſitz. Und er, er iſt dieſer glückliche Knabe, er der Sohn der letzten Reckenburgerin, er der Erbe der reichen Reckenburg!

So der Roman, welchen unſer heißblütiger Kumpan ſich im Fluge auferbaute. Die Daten, die etwa mit ſeiner Rechnung nicht ſtimmen mochten, die mancherlei Lücken, die Widerſprüche in dem Charakter der mütterlichen Heldin, die problematiſche Rolle des beliebigen Quidam, mit alledem beunruhigte er ſeine Phantaſie nicht. Wenngleich noch nüchtern, fühlte er ſich wie berauſcht. Hätte er eine wohlkonditionierte Uniform auf ſeinem Leibe gewußt, würde er ſpornſtreichs nach dem Schloſſe aufgebrochen und ohne Scheu vor Fräulein Hardine und ihre vornehme Tafelrunde getreten ſein. „Mutter!“ würde er ihr zugerufen haben, „Mutter, dein Sohn iſt heimgekehrt, und ſieh, dies Kind hier iſt ſeine Tochter, die dir zur Erinnerung den Namen Hardine trägt!“

Aber leider in ihrem gegenwärtigen Aufzuge konnten die Erben der Reckenburg ſich nicht im Kreiſe ihrer künftigen

Standesgenoſſen präſentieren. Man mußte ein Wirtshaus ſuchen und die abendliche Einſamkeit erwarten.

So nahm denn unſer Glücklicher die Kleine, die ihm ermattet nachgeſchlichen kam, wieder an die Hand und ſchritt forſchend die breite, lange Dorfſtraße entlang. Aber ſeltſam! wie die Gehöfte ihm hüben und drüben entgegentraten, alle neu, ſchweigſam, ſauber und ſo nüchtern ſolide, da deuchte ihm, als ob aus jeglichem Fenſter die Augen der geſtrengen Hardine auf ihn niederſchauten, ſo wie ſie einſt den unbändigen Waiſenknaben angeſchaut; es ſummte wie „Wildling!“ vor ſeinem Ohr und er fuhr mit der Hand nach ſeiner glühenden Backe, wie damals, als er ihren züchtigenden Streich auf derſelben gefühlt hatte. Ihn überkam eine Anwandlung zweifelnder Schwäche; ohne eine herzſtärkende Labe hätte er jetzt nicht vor der handfeſten Dame erſcheinen mögen. Und hinwiederum ſeltſam! in dem langgereihten Dorfe ſchien nirgends eine Stätte für ſolche Labe aufzufinden. „Haben denn die Leute unter Fräulein Hardines Regiment keinen Durſt?“ fragte er verdrießlich. „Oder ſaufen ſie nur Waſſer wie das liebe Vieh?“

Endlich im allerletzten Hauſe, da fand er, was er ſuchte, wenn auch durch kein Schild oder Schenkenzeichen, keine Kegelbahn, Laube oder Tanzlinde einladend angekündigt. Nein, das war nicht der Platz, wo ein Zögling des Biwaks das wandernde Marketenderzelt vergißt, wo Karten und Würfel fallen und der Schoppen unter zechenden Kumpanen kreiſt. Ebenſowenig war es eine Herberge, die dem müden Bettler, dem irrenden Landſtreicher Labſal und Obdach bot. Es war ein ruhiges, nüchternes Gehöft wie alle anderen des Dorfes, nur die Equipagen

der Schloßgäſte und eine betreßte Dienerſchaft vor dem Tore deutete an, daß wohlbeſtelltes Volk und Getier gegen ſofortige Bezahlung hier gelegentlich eine Raſtſtunde halten durften.

So wenig anheimelnd der Platz, unſer Veteran warf ſich in die Bruſt, ſetzte ſich auf eine Bank vor der Tür und forderte Wein. Aber die Zornesader auf ſeiner narbigen Stirne ſchwoll, als der Wirt, ohne ſich von der Stelle zu rühren, ihn von oben bis unten mit einem nichts weniger als bewillkommnenden Blicke maß. Was Wunder, wenn in dem Bruder Habenichts heute Prinz Guſtels ſplendide Soldatennatur wieder aufgewacht war! Er wiederholte barſch ſeine Forderung, indem er mit der Miene eines Krösus ſein letztes Talerſtück auf den Tiſch warf.

Vergebliche Herausforderung! Ein Achſelzucken des Wirts war die einzige Antwort; das goldhelle Wörtchen Wein ſchien ein fremdartiger Klang in der Schenke von Reckenburg.

Indeſſen hatte die auswärtige Dienerſchaft den ſeltſamen Wandersmann, der in Lumpen ging und mit Talern um ſich warf, aufs Korn genommen. Man näherte ſich, man gab gefällig Beſcheid, und hatte unſer Freund vor einer Stunde ſich dreiſt an die Magnatentafel des Grafenſchloſſes geträumt, ſo ſaß er jetzt wohlgemut im Kreiſe ihres galonierten Lakaientums. Kümmel und Gerſtenſaft löſten die Zunge ſo gut wie der verſagte Rebenſaft. Er plauderte von alten kriegeriſchen Erinnerungen, aber er plauderte noch lebhafter von den älteren friedlichen Erinnerungen, welche die Wanderung durch die Reckenburger Flur in ihm wachgerufen hatte, und er fühlte ſich ermutigt,

als auch andere kluge Leute einen Vers daraus zu bilden wußten, der auf den seinen reimte. Halb im Ernst, halb im Spott wurde sein Angriffsplan unterstützt; die Krüge klappten zusammen in einem Frischauf zu glücklichem Erfolg.

Hin und wieder ging auch ein Einheimischer, der zu Hause Mittag gehalten hatte, an dem Schenkenplatze vorüber; volle Erntewagen schwankten in das Dorf und kehrten leer wieder nach den Feldern zurück. So seltene Gäste die Bauern und Knechte von Reckenburg an diesem Platze sein mochten, die Musterung der fremden Gespanne war wohl ausnahmsweise einen Krug Dünnbiers wert, und es verbreitete sich daher auch unter ihnen die wunderbare Mär von dem Reckenburger Kinde, das plötzlich als Herrenerbe eingesprungen war. Kopfschüttelnd und schweigend, wie sie der Mär gelauscht, entfernten sich die Einheimischen; einer nach dem anderen; auch die betreßte Tafelrunde brach auf, um die Geschirre für die Heimfahrt zu rüsten; ehe aber der Abend sich senkte, war das lang bewahrte Geheimnis Fräulein Hardines weit über die Reckenburger Flur in das Land hinausgestreut.

Der sich am spätesten erhob, war der jetzt doppelt berauschte Erbe. Er bezahlte das letzte Glas mit seinem letzten Groschen, riß seine Kleine, die in einem sonnigen Winkel eingeschlummert war, in die Höhe und rief barsch: „Wach auf, Schlafmütze! Jetzt gehts zu deiner Großmutter Hardine!“

„Zu meiner Großmutter Hardine!“ lallte das Kind wie in einem fortgesetzten Traum.

So wanderten sie Hand in Hand voran. Die Füße des Invaliden schwankten und seine Brust keuchte beklemmt. Warum eigentlich? Ohne eine merkliche Spur hatte er

häufig das Doppelte zu ſich genommen. Freilich der Tag war heiß geweſen, die Wanderung weit und die Aufregung gewaltig. Es währte eine Weile, bevor er das Gittertor erreichte, auf welchem ein vergoldetes Doppelwappen im letzten Sonnenſchein funkelte. Im Hintergrund einer langen breiten Rüſterallee präſentierte ſich das Schloß auf erhöhter Terraſſe; zu beiden Seiten der Avenue dehnte ſich bis zum Waldesſaume der Garten, linealgerecht durch hohe Buchenhecken abgeteilt. Goldgelbe Pfade ſchlängelten ſich zwiſchen den vielgeſtaltigen Schnörkelbeeten, auf denen hinter einem Einfaß von Buchs und bunten Perlenringeln zwar keine Blumen, aber kunſtvoll dreſſierte Baumfiguren in die Höhe wuchſen. Weiße Marmorbilder, deren Struktur ſich gar nicht übel mit den Pflanzungen dieſes Ziergartens vertrug, ragten längs der Heckenwände, umſchichtig mit gar verwunderlichen Ungeheuern, die aus weitgeöffnetem Rachen ein ſpindeldünnes Waſſerfädchen ſprühen ließen. Die kleine Hardine klammerte ſich zitternd an den Vater, ſooft ſie eine dieſer Kunſtgeſtalten lugen ſah; dem Vater aber, der in fremden Landen an mancher verwandten Anlage vorübergekommen ſein mochte, ohne ſie zu beachten, dem Vater erſchien ſie hier in ſeiner Erbheimat ſchier zur Beunruhigung großartig und imponierend.

Als er ſich dem Schloſſe näherte, ſah er die reichgeputzte und uniformierte Geſellſchaft die Terraſſe herabſteigen, um ſich luſtwandelnd im Garten zu zerſtreuen. Zum erſtenmal ſchämte ſich der Wachtmeiſter der Legion des geſchwärzten, zerfetzten Mantels von Waterloo. Er bog aus der großen Allee nach den Heckenwegen ein und gelangte ſo unbemerkt in einen der Laubengänge von

vergoldetem Gitterwerk, welche zu beiden Seiten die Terraſſe hinanführten. In dieſem halbdunklen Verſteck wollte er warten, bis die heranrollenden Equipagen die letzten Gäſte entführt haben würden, und dann friſchen Muts vor Fräulein Hardine treten.

So langſam er voranſchritt, das Zittern ſeiner Glieder, die Beklemmung des Atems nahmen zu. Es kochte etwas in ſeiner Bruſt, als ob eine der alten Wunden ſich geöffnet habe. Er ſchlug mit der Fauſt gegen das hämmernde Herz und mußte eine Lehne ſuchen, als er jetzt am Ausgang des Berceau nach dem Schloſſe blickte, deſſen hohe Fenſter und Spiegeltüren nach der Terraſſe geöffnet ſtanden. Alte, goldbordierte Diener, noch gepudert, gingen gravitätiſch hin und wieder, auf ſilbernen Platten den Kaffee ſervierend; andere räumten das funkelnde Gerät und die leckeren Reſte von der Tafel im großen Speiſeſaale des Parterre. Wie die Adern des armen Vagabunden ſchwollen, wie fieberiſch ſeine Augen leuchteten vor dieſem nie geſchauten Bilde der Fülle und der Pracht!

Nach und nach hatte ſich die Terraſſe von Gäſten und Dienern geleert. Nur noch ein einziges Paar ſchritt langſam von der entgegengeſetzten Seite her der Laube zu, in welcher der Invalid atemlos lauſchte. Ein ſtattlicher Herr in hoher Beamtenuniform, einen Stern auf derſelben; an ſeiner Seite mit majeſtätiſchem Anſtand eine Dame von gleicher Größe wie er ſelbſt und auf der Bruſt den Orden, welcher für die Patriotinnen des Befreiungskrieges ſo ſinnvoll geſtiftet worden war. Reiches Geſchmeide funkelte unter der Spitzenumhüllung des gegen die Mode der Zeit faltigen, ſchleppenden Gewandes, und die Strahlen der ſinkenden Sonne ſpiegelten ſich in einem

Diadem über dem vollen, ſchwarzen Haar. Der Herr ſprach mit Eifer, ernſt und gedankenvoll hörte die Dame zu.

In der Nähe des Laubenganges ſtand ſie ſtill. Sie ſchien eine Antwort zu ſuchen, legte den Arm auf eine Vaſe, in welcher eine Aloe ein verkümmertes Uralter friſtete, und wendete bei dieſer Bewegung das volle Geſicht dem heimlichen Lauſcher zu.

Alle Vorſätze der Zurückhaltung, alle beklemmende Scheu waren jählings verſchwunden. „Fräulein Hardine!“ ſchrie er auf. „Sie iſt es! ja, das iſt Fräulein Hardine!“ Er ſtürzte aus der Laube und mit ausgeſtreckter Hand der Dame entgegen.

So haben wir denn das, was wir zu Anfang ein Geheimnis genannt, nebelartig aus loſen Erinnerungen, gleichſam aus dem Hauche eines Namens aufſteigen und ſich in vorlauten, eigennützigen Deutungen immer dichter und dichter herandrängen ſehen, bis es als eine drohende Wetterwolke über dem Haupte Fräulein Hardines hing. Über dem Haupte einer Frau, die wir als die Schöpferin unſeres heimatlichen Wohlſtandes verehrten, die in ihre mit männlicher Kraft und Ausdauer gegründete junge Kolonie den Wahrſpruch ihres Hauſes: „In Recht und Ehren“ eingepflanzt und ſie vor jeder entſittlichenden Berührung gehütet hatte, einem Spiegel gleich, den der leiſeſte Moderhauch trübt.

Und wir Reckenburger Leute hatten ſie gekannt faſt noch als ein Kind; ihr Leben lag vor uns durchſichtig und eben wie ein Kriſtall. Da war kein Schatten, keine Lücke, ja nicht einmal eine gemütliche Regung, welche eine Heimlichkeit hätte ahnen laſſen. Der Wechſel unſerer

beiden letzten Herrinnen, der geſpenſtiſchen Urgreiſin im Goldturme, mit deren Beſchwörung wohl heute noch die Mütter ihre Kinder zur Ruhe ſcheuchen, und der im fünfzigſten Jahre noch friſch und kräftig, faſt wie im fünfzehnten, ausſchauenden und ſchaffenden Hardine glich dem des Tages mit der Nacht.

So ſtand ſie vor hoch und gering ehrenreich und ehrenrein wie keine zweite; ſo ſtand ſie im Kreiſe der Notabeln ihrer Gegend, an der Seite des Mannes, der für ihren einzigen Vertrauten galt, und den man neuerdings vielfach den Erkorenen für ihr freies Erbe nannte, als ein landſtreichender Bettler, der erſte ſeiner Art, der ihr Gehege zu betreten wagte, ſich zu einer Bezichtigung, zu einer Anforderung an ſie erdreiſtete, vor welcher das niedrigſte Weib in Scham und Zorn entbrannt ſein würde.

Die Unterredung mit dem Grafen, ihrem Begleiter, ſchien ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen zu haben, daß ſie das Nahen der beiden Fremdlinge nicht früher bemerkte, bis Auguſt Müller dicht zu ihren Füßen ihren Namen rief. In ſeinem verwilderten Zuſtande, mit allen Anzeichen des Trunkenbolds, war der erſte Eindruck der des Widerwillens und der Entrüſtung. „Fort!“ befahl ſie, indem ſie einen Diener herbeiwinkte, den Eindringling zurückzutreiben.

„Fort!“ rief der Invalid, bis jetzt noch aufgeräumten Humors; „fort weiſen Sie mich, Fräulein Hardine? Sie erkennen mich wohl nicht, und ich erkannte Sie doch auf den erſten Blick, wenngleich Sie vor zwanzig Jahren noch keine Krone getragen haben.“

Er war während dieſer Worte die Stufen hinangeſtiegen und faßte nun dreiſt nach der Dame Hand. Unbillig

wehrte ſie mit beiden Armen den Zudringlichen ab, während mehrere Diener herbeiſprangen, die Gäſte aus dem Garten ſich nach der Terraſſe drängten und der Graf eine Bewegung machte, den wüſten Geſellen die Treppe hinabzuwerfen. War es nun infolge des Rauſches, der vorigen Schwäche oder bloß der kräftigen Abwehr der Reckenburgerin, genug, der Mann taumelte und ſtürzte die Stufen hinab, eine Blutſpur zeigte ſich am Boden, der verwitterte Mantel entfiel ihm, das militäriſche Ehrenzeichen, der Stumpf des Armes wurden ſichtbar; Fräulein Hardine erbleichte.

Die leichte Verletzung hatte den Berauſchten plötzlich ernüchtert. Er richtete ſich raſch in die Höhe und ſtand einen Moment in drohendem Trotz mit geballter Fauſt der Dame Aug in Auge. Dann ließ er den Arm ſinken und ſprach mit einem Stolz, der ſich ſeltſam gegen die vorige Roheit abhob: „Es iſt nicht das erſte Mal, Fräulein Hardine, daß Sie Ihre Hand gegen mich erhoben haben; aber Gott ſei mein Zeuge, es iſt das letzte Mal, Sie werden Auguſt Müller nicht wiederſehen. Ich hätte es mir ja denken können, daß einer, deſſen Daſein in einem Waiſenhauſe verborgen worden iſt, nun, da das Elend ihn treibt, für ſein mutterloſes Kind eine Freiſtatt zu ſuchen, von der Schwelle Ihres ſtolzen Hauſes wie ein Verbrecher verjagt werden würde."

Die Blicke der ſprachloſen Dame fielen während dieſer Schmähredе auf das Kind, das hinter dem Vater drein bis dicht in ihre Nähe geſchlichen und jetzt von einer Gruppe mitleidiger oder neugieriger Gäſte umringt worden war. „Wie heißt du?" fragte eine Dame. „Hardine," murmelte die Kleine. Es folgte noch eine weitere Exami-

nation, auf welche ſie mit ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit den Kopf ſchüttelte. Endlich: „Was wollt ihr, wen ſucht ihr hier?“

„Meine Großmutter Hardine,“ ſagte das Kind.

Auch das hörte das ſtolze Fräulein mit an; ſie ſah die verblüfften Mienen der hohen Geſellſchaft und — ſie ſchwieg. Sie ſchien wie erſtarrt oder in ferne Erinnerungen verloren.

„Schweig, Hardine!“ herrſchte jetzt der Invalid ſeine Tochter an, indem er ſie mit Gewalt aus der Gruppe zog. „Schweig und komm! Gott iſt ein Vater der Waiſen. Es wird anderwärts barmherzigere Seelen geben.“

Damit wendete er ſich zum Gehen. Nach ein paar Schritten aber ſah man einen bleifarbenen Schatten über ſeine Züge fliegen. Er ſchauderte und klammerte ſich zitternd an das Laubengitter. Auf einen Wink des Fräuleins eilte der Prediger ihm zu Hilfe; ſein Sohn, der uns ſchon bekannte Gymnaſiaſt, ſprang zwiſchen den Hecken hervor und nahm die kleine Hardine an ſeine Hand. Auch der Graf folgte ihnen in merklicher Beſtürzung. Sie verſchwanden im Laubengang. Fräulein Hardine aber wendete ſich mit verſtörten Mienen, ohne ihre Gäſte zu beachten, ihrem Schloſſe zu.

Wie möchten wir nun aber bei dieſem Betragen der ſtets ſo gehaltenen, ſelbſtbewußten Dame die Stimmung der verlaſſenen Geſellſchaft zu beſchreiben wagen? Ein Teil, und ſicherlich der klügſte, beſtieg ohne Abſchied die bereits vorgefahrenen Wagen. Andere entblödeten ſich nicht, in der eigenen Umhegung der Feſtgeberin den am Nachmittag in der Schenke geſammelten Erläuterungen ihrer Dienerſchaft Gehör zu geben. Der Reſt ſchlenderte

in den Gartenwegen auf und ab, ein Wiedererſcheinen der Dame oder die Löſung des Rätſels erwartend.

Nach kurzer Zeit kehrte Ludwig Nordheim atemlos zurück, um den Kreisphyſikus, der ſich unter den Gäſten befand, zu dem in der Schenke plötzlich erkrankten Fremdling zu holen. Später kam der Prediger mit dem Grafen, der letztere mit dem Ausdruck der ſtärkſten Empörung. „Der Säuferwahnſinn iſt bei dem Vagabunden ausgebrochen," antwortete er auf die Fragen der ihn umringenden Bekannten. Der Prediger zuckte ſchweigend die Achſeln. Beide begaben ſich nach dem Schloſſe.

Wenige Minuten ſpäter eilte von dorther ein Diener nach der Schenke; bald darauf folgte ihm der Prediger. Man erfuhr, daß das Fräulein die ſorgfältigſte Pflege für den Kranken befohlen habe, auch deſſen Überſiedelung nach dem Schloſſe wünſche, falls der Arzt dieſelbe für zuläſſig halte. Noch hatte man nicht dazu kommen können, ſein Erſtaunen über dieſe Weiſung auszuſprechen, als der Graf aus dem Portale trat, leichenblaß, in heftigſter Aufregung an der Unterlippe nagend. Ohne ein aufklärendes Wort zu gewähren, beſtieg er den bereithaltenden Wagen und jagte von dannen.

Auch den letzten Gäſten ſchien jetzt der Aufbruch geboten. Kaum eine Stunde nach der aufregenden Begegnung war es in der Umhegung der Reckenburg ſo ſtill wie alle Tage. Am anderen Morgen jedoch kehrten etliche der geſtrigen Gäſte — wohlzumerken der Graf nicht unter ihnen — zurück, um aus reinſtem Wohlwollen, wie ſich von ſelbſt verſteht, Erkundigungen über das Befinden der Dame und des rätſelhaften Fremden einzuziehen. Der letztere lag noch in der Schenke, ſchwer krank, aber nicht am

Säuferwahnsinn, sondern an einer Lungenentzündung, wie der Doktor erklärte. Fräulein Hardine war verreist. Sie, die Stetige in ihrem Revier, die man nie, außer zu einer Visite in der Nachbarschaft, und immer nur in der sagenhaften goldenen Kutsche und dem schier unsterblichen Schimmelzug, zwei gepuderte Heiducken auf dem Trittbrett — sämtlich Erbstücke der schwarzen Gräfin —, sich aus der Reckenburger Flur hatte entfernen sehen, sie war diese Nacht ohne Dienerschaft im leichten Jagdwagen bis zur nächsten Station und von da mit Kurierpferden weitergefahren. Trotz der emsigsten Nachforschungen hat niemand erfahren können, wohin oder zu welchem Zweck. Als sie nach zwei Tagen auf dieselbe heimliche Weise zurückkehrte, war ihr erster Gang in die Schenke an das Krankenbett August Müllers.

So befremdend dieses Gebaren war, es lag im Grunde noch nichts darin, was ein so makelloses Ansehen, wie Fräulein Hardines, hätte trüben dürfen. Sie gab durch dasselbe zu, daß August Müllers Erinnerungen richtig waren, aber den Schluß, den eine begehrliche Natur daraus gezogen hatte, er konnte, nein, er mußte ein irriger sein. Fräulein Hardine hatte niemals für eine Samariterin gelten wollen, und wir wissen es schon, sie galt auch nicht dafür. Aber wäre es selber für Fräulein Hardine etwas Unnatürliches gewesen, eine hilflose Waise in einer öffentlichen Anstalt zu versorgen und zu überwachen? Oder wäre, selber für Fräulein Hardine, eine mitleidige, vielleicht vorwurfsvolle Erschütterung so schwer zu begreifen, wenn ein Schützling aus der Jugendzeit ihr im Alter plötzlich als eine untergegangene Kreatur gegenübertritt? Sie brauchte nur einen Namen zu nennen, nur die Her-

kunft des Waiſenknaben zu erklären, und der Sturm im Waſſerglaſe legte ſich.

Aber Fräulein Hardine nannte dieſen Namen, gab dieſe Erklärung nicht. Die guten Freunde ſchmachteten nach dem Labſal eines Wortes — aus reinſter Sorge für Ruf und Ruhe der edlen Dame, wie ſich wiederum von ſelbſt verſteht —, und ſie gewährte dieſes Labſal nicht. Fürwahr, Fräulein Hardine war keine mitleidige Natur, nicht einmal gegen ſich ſelbſt. Weder jetzt noch ſpäter hat ſie der verhängnisvollen Begegnung am Königsfeſte gegen irgendeinen Menſchen erwähnt.

Nach vielen Jahren jedoch und für einen beſtimmten Zweck, richtiger, für eine beſtimmte Perſon, hat ſie ihren Lebenslauf niedergeſchrieben und darin ihr „Geheimnis“, wie ſie es ſelbſt genannt, enthüllt. Sie hat es ſichtlich mit Luſt und Liebe, ſogar in heiterer Anordnung getan, und möchten wir uns nicht irren, wenn wir bei Veröffentlichung dieſer Bekenntniſſe auf den Anteil auch eines weiteren Kreiſes als den ihrer einſtigen Lebensgenoſſen zu rechnen wagen. Denn iſt es auch ein etwas altväteriſches Charakter- und Sittenbild, das wir vor dem Leſer entrollen, aus ſeinen Zügen ſpricht eine Wahrheit, die keiner Zeit und Mode unterworfen iſt. Ja, Gottes Wege ſind wunderbar, auch die zu den Herzen der Menſchen!

Mein Geheimnis

Erſtes Kapitel

Die Roſe und ihr Blatt

Die Reichtümer der Reckenburg lagen meiner Wiege ſo fern wie die Goldminen von Peru, und die letzten der „weißen" freiherrlichen Linie waren nicht die begehrlichen Abenteurer, die um ſchnöden Mammons willen ſich in das Bereich der „ſchwarzen" Häuptlingin ihres Stammes gewagt haben würden. Sie hatten ſeit Generationen eine Zuflucht gefunden, welche die adelige Armut ehrenvoll deckte, und ſich unter der Fahne wohl und zufrieden gefühlt. — Keiner jedoch wohler und zufriedener als der Allerletzte in ihrer Reihe, der ſchon als Leutnant ein Bäschen gefreit hatte, auch von den „Weißen", arm und ahnenrein wie er ſelbſt.

Eberhard und Adelheid von Reckenburg waren geſchwiſterlich nebeneinander aufgewachſen, und ich zweifle, daß in irgendeinem Stadium ihrer Bekanntſchaft das große Wort Liebe zwiſchen ihnen gewechſelt worden ſei. Große Worte ſowenig wie kleine Zärtlichkeiten waren Reckenburgſcher Habitus; aus welcher Bemerkung indeſſen keineswegs gefolgert werden ſoll, daß die Leute nicht tief im Herzensgrunde einander angehangen hätten. Ich wüßte im Gegenteil mir kaum einen glücklicheren Ehebund vorzuſtellen als den, in welchem Eberhard und Adelheid ſich länger als dreißig Jahre in einmütigem Pulsſchlag ergänzten und trugen. Er: groß, rot, robuſt; wie er ſich ſelber nannte: „ein Urſachſe", den ein neckiſcher Kobold unter die leichte Reiterei gewürfelt hatte. Sie:

klein, fein, blaß und behende. Er: gutmütig, sorglos, gelassen, bereit, die Dinge, sobald sie ihm zu ernsthaft wurden, mit einem Scherzwort abzufertigen. Sie: bedachtsam, klug, praktisch und darum, zu allseitiger Befriedigung, der Souffleur und heimliche Maschinist der häuslichen Bühne. Beide: Ehren- und Edelleute vom Scheitel zur Zeh. Daß Heldin und Schreiberin dieser Geschichte, das einzige Kind des glücklichen Paares, körperlich nach der Struktur des Vaters, geistig mehr nach der Mutter geschlagen ist, wird aus ihrem Lebensbaue zu ersehen sein.

Ich erhielt den Namen Eberhardine, wie einst der Vater schon den seinigen erhalten hatte, zu Ehren des gräflichen Familienoberhauptes. Beide Generationen per procura und ohne daß Verleiher und Empfänger sich jemals mit Augen gesehen hätten. Da der hohen Patin hinwiederum aber ihr Name durch die kurfürstliche Eberhardine eingebunden worden war, durch jene Hohenzollerin, welche ihrem starken August und der polnischen Königskrone zum Trotz ihre Tugend und protestantische Treue zu behaupten wußte, so bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß eine Ader dieser ausländischen Zähigkeit, per procura des Taufregisters, sich auf die sächsische Patenfolge in weiblicher Linie vererbt haben mag. Das königlich-kurfürstliche Namenserbe hingegen wurde für einen Leutnantshaushalt zu großartig befunden. Der Papa strich die „ungeschlachte Bestie" am Anfang, und auch die Tochter hat sich, ex officio, späterhin gern mit der Hardine begnügt, wenngleich sie der Sanktion des Kalenders entbehrte.

Das junge Ehepaar hatte seinen Haushalt gegründet — notabene: in der Teuerungsnot der siebenziger Jahre — mit einer Monatsgage von zwölf Talern und einem Lehn-

stamm ungefähr des nämlichen Betrages. So weit jedoch meine eigenen Erinnerungen reichen, führte der Vater die Schwadron, ein Posten, der für manchen seinesgleichen die Revenuen eines Rittergutes abwarf und von just nicht Ehrsüchtigen den Majorsepauletten vorgezogen ward. Da der Rittmeister von Reckenburg aber ein Mann war, der nicht mit Zopfbändern zu knausern verstand und jeden Hufbeschlag für eine Gewissenssache hielt, so hütete sich seine „Hausehre", das wirtschaftliche Budget nach Maßstab der Charge zu erhöhen. Bei aller Verwaltungsweisheit brachte sie sich indessen wenig auf einen grünen Zweig, wenn schon ein ruinierendes Zelt- und Wandervogelleben das des Soldaten in jenen kurfürstlichen Zeiten nicht genannt werden kann.

Der Vater stand während seines langen Fahnendienstes bei dem nämlichen Regiment und mit demselben in der nämlichen Garnison. Wir hatten in unserem Landstädtchen heimatlich Wurzel geschlagen und achteten es als Gewinn für die häusliche Gemächlichkeit, daß ein Nebenzweig des Kurhauses, der bisher im Orte residiert hatte, seit kurzem erloschen war, obligatorische Standespflichten nach obenhin unseren Tageslauf sonach nicht regulierten.

Dahingegen erfreuten wir uns mancher glanzvollen Erinnerung an jene herzogliche Zeit. Auf der Höhe ragte, wenn auch unbewohnt, das reich ausgestattete Schloß, dessen Terrassen, Weinberge und Gärten sich bis in die Bürgerhöfe hinabzogen und angenehme Erholungsplätze boten. Wir besaßen noch eine verwitwete Frau Hofmarschallin, einen pensionierten Hofjunker, einen Titular-Hofjägermeister, Hofschneider, Hofprediger und eine Hofkellerei. Die letztere sogar in unmittelbarer Nachbarschaft.

Ein Faßbinder, namens Müller, hatte sie samt der Schankgerechtigkeit in und außer dem Schloßpavillon erpachtet, und so konnten wir uns in Haus und Garten an den Bacchanalien unserer Mitbürger ergötzen oder über sie entrüsten, je nach Stimmung und Gelegenheit.

Auch das Haus, in welchem meine Eltern vom Traualtar bis zum Grabesrande geheimst haben, rühmte sich eines fürstlichen Ursprungs. Ein weiland Herzog hatte es für seinen Leibbader, vulgo Barbier, anlegen lassen, war aber des Todes verblichen, bevor er über den Unterstock hinausgelangte. Der Posten eines Leibbaders wurde von dem neuen Hofhalte und die Beletage von dem Bauplane gestrichen. Der Dachstuhl senkte sich unmittelbar auf das Erdgeschoß, wurde aber, nach Bedürfnis späterer Geschlechter, Stockwerk um Stockwerk erhöht, bis schließlich die Haube dreimal so hoch war wie das Gestell.

Wie freut es mich heute, meine Freunde, Euch just in diese naturwüchsige Heimstätte einführen zu können. Denn nichts erfrischt so die Eintönigkeit des Alters wie eine Kuriosität aus unserer frühesten Zeit. „Der Mops mit der Zipfelmütze" steht vor meinen Augen gleich einem lebendigen Geschöpf; was aber würde ich Euch aus einer glatten, residenzlichen Zimmerflucht zu beschreiben haben?

Man nannte das Haus die Baderei oder auch die Faberei, denn es war samt der Kunst des Erbauers in dessen Nachkommenschaft fortgeerbt, und „Faber", so hieß jener vom Hofstaat gestrichene Leibbarbier, an dessen allerhöchstes Amt noch das Pförtchen erinnerte, das von unserer Gartenterrasse auf das Schloßplateau führte.

Dieses Haus nebst Pertinenzien war nun gegen dreißig Laubtaler Jahresmiete der Familie von Reckenburg so

gut wie ein ſelbſtherrliches Bereich. Meiſter Faber, ein Witmann, raſtete wenig daheim. Seine Scherſtube, im bewohnbaren oberen Dachgeſchoß, grenzte an das Zimmerchen, das mir von früh ab privatim eingeräumt worden war, und die drei anlockenden Meſſingbecken klapperten im Winde und funkelten im Sonnenſchein zwiſchen der uns trennenden Fenſterwand. In den Kammern über unſeren Häuptern nächtigte Reckenburgs Dienerſchaft: will ſagen die Magd und der Soldatenburſche, der ein für allemal „Purzel" hieß. Höher hinauf türmten ſich Vorrats- und Futterſpeicher, Trockenboden, Rauchkammer und ſo weiter und ſo weiter.

Nun aber der fürſtliche Grundbau im Parterre. De plein pied aus der Torfahrt, welche die Hälfte einnahm, trat man in das geräumige, gelb getünchte Familienzimmer; aus dieſem in die Schlaf- und vertrauliche Ratskammer des ehelichen Konſortiums. Hinter beiden lagen die Küche und das Bureau der Schwadron. Das waren die freiherrlichen Appartements!

Zwiſchen dem Raum und ſeiner Füllung aber welche ſtilvolle Harmonie! Das hochbeinige Kanapee mit dem blaugewürfelten Leinenbezug, eigenhändig von Frau Adelheid geſponnen, die dito Gardinen, der große eichene Ausziehtiſch und der lederne Ohrenſtuhl, in welchem der Hausherr ſein Mittagsſchläfchen hielt, das mütterliche Spinnrad und die roh gezimmerte Hütſche; in der Hölle, hinter dem Ungeheuer von grünen Kacheln, der Waſchtiſch, an welchem die Familie nach dem Eſſen ſich die Hände ſpülte, darüber, als Draperie, die ſelbſtgeſponnene, blitzblanke Quehle — Kinder, ſeht ſie mit Ehren an, die alten Stücke in Reckenburgs neuem Turm: es

waren gute Menſchen, welche ſich zwiſchen ihnen glücklich fühlten!

Und nun das Kleinzeug der Haushaltung: das braune Kaffeegeſchirr und das Tafelſervice von Zinn; die Meſſingleuchter mit der tiefſchnuppigen Unſchlittkerze, die kupferne Feuerkieke, welche Ehren-Purzel ſeiner gnädigen Frau Sonntags auf dem Kirchgange nachtrug; — Euch, Menſchen von heute, dünken dieſe Gerätſchaften wohl wie Rudera aus einem Hünengrabe; aber fragt einen ergrauten Junggeſellen, eine arme alte Jungfer, die für kein Tändelwerk in einer Kinderſtube zu ſorgen haben, fragt ſie, wie es tut, wenn ſolch rücklaufendes Fädchen aus dem Netze ihrer Gewohnheiten geriſſen wird?

Was würden jedoch dieſe einfachen Umgebungen bedeuten ohne die gelaſſene Grandezza, mit welcher die Bewohner ſich in denſelben bewegten? Nichts für ungut, meine jungen Freunde, aber das Bewußtſein reinen Bluts verlieh einen Duktus, welchen die Matadore der Comptoirs und Bureaus größtenteils noch erlernen müſſen, und welchen die der zweiunddreißig Quartiere erſt verlernten, wenn die Manier des Höflingslebens ſie beleckt hatte. Bei Eberhard und Adelheid von Reckenburg mögt Ihr in die Schule gehen, wollt Ihr gehobenen Hauptes und ohne Schwanken, wie jeder brave Menſch es ſoll, vor hoch und gering im Takte ſchreiten.

Wenn die Freifrau von Reckenburg ſich nach der Poſt begab, um ein durchreiſendes Mitglied ihres Fürſtenhauſes zu begrüßen, in der nämlichen Robe, in welcher ſie als blutjunges Fräulein demſelben hohen Haupte präſentiert worden war, ſo ſchritt ſie, beugte ſich und redete, bei aller Ehrfurcht, ſelber wie eine Kurfürſtin,

denn ſie wußte ihre Ahnenreihe ſo alt und rein wie die des Hauſes Wettin. Wenn die Gemahlin des vielſchröpfenden Herrn Amtmanns oder die des reichſalarierten Oberforſtmeiſters in eigener Karoſſe, Kammerdiener oder Jäger auf dem Trittbrett, zur Viſite vorfuhren, ſo ging ſie denſelben in ihrer getünchten Wohnſtube, mit der Quehle im Ofenwinkel, eher einen Schritt weniger entgegen und machte ihre Reverenz eher eine Linie weniger tief, als jene Damen es taten, ſobald ſie in deren Prunkzimmern zur Gegenviſite empfangen ward, denn die reiche Amtmännin war gar nicht und die andere von neuerem Adel als die Freifrau von Reckenburg. Die Freifrau von Reckenburg erwiderte ohne Beſchämung die genußwechſelnden Gelage der Honoratiores alle Jahre nur ein einziges Mal mit einem Schälchen Kaffee, ſtark mit Mohrrüben verſetzt, und der Rittmeiſter von Reckenburg ſtängelte die Bohnen ſeines Gartenbeets, unbekümmert, ob die Gäſte des Nachbar Kellerwirts des häuslichen Treibens Zeuge waren. Der Rittmeiſter von Reckenburg, die kurze Tonpfeife im Mund und vor ſich den irdenen Deckelkrug ſelbſtgefüllten Dünnbiers, wenn er an langen Winterabenden die Äpfelſchnitzel auf Fäden reihte, welche „ſein Frauenzimmer“ geſchält hatte, ließ ſich durch eine Meldung oder einen ſpäten Beſuch ſo wenig beirren, als wenn er ſeine Huſaren im Parademarſch einem Generaliſſimus vorführte. Tut desgleichen mit der nämlichen Manier, und die zweiunddreißig oder gar vierundſechzig Quartiere der Reckenburger werden ein Sparren oder eine Seifenblaſe geworden ſein.

Zu meiner Zeit und in unſerem Landſtädtchen mit den Reliquien des erloſchenen Herzogszweigs waren ſie

aber weder ein Sparren noch eine Seifenblase, sondern ein zuverlässiges Postamt, auf welchem man, auch in den Bewegungen nach unten hin, heute sich wohlgemut eine patriarchalische Mischung gestatten durfte und morgen ohne Ärgernis eine kastische Grenze zog. Nicht dem wohlhäbigsten Kaufmann oder Gewerbtreibenden würde es eingefallen sein, sich in die adlige Sozietät zu drängen, welche sich Donnerstags nachmittags in des Kellermeisters erpachtetem Schloßgarten versammelte. Nicht die freudenarmste und töchterreichste adlige Witib würde in der bürgerlichen Gesellschaft, die sich Montags unter den nämlichen Lauben ergötzte, eine frohe Stunde oder gar einen Freier für ihre Fräulein gesucht haben. Die bürgerlichen Honoratioren: Beamte, Prediger, Ärzte, gehörten zwar beiden Reunionen an, ohne jedoch eine Kette zwischen ihnen zu bilden und ohne von den Donnerstäglern anders als unvermeidliche Füllung betrachtet zu werden. Geschmack und Bildung waren wesentlich die nämlichen, und so konnte das Unterhaltungsmaterial Donnerstags wie Montags auch nur das nämliche sein. Die Herren kegelten, kannegießerten, spielten — meist mit deutschen — Karten und schlürften des Kellermeisters saures Landgewächs; das schöne Geschlecht strickte, tunkte selbstgebackenes Kuchenwerk in einen dünnen Milchkaffee und glossierte; die Montägler über die Donnerstägler und vice versa. An Winterabenden wurde von der Jugend im Pavillon Pfänder gespielt und gelegentlich getanzt.

Dahingegen saßen wir in der Dämmerstunde aller übrigen Tage nicht abgesondert in unseren Gärten hinter dem Haus, sondern nachbarlich beieinander auf der Bank vor der Straßentür. Die Männer, bürgerlich und adlig,

Militär und Zivil, ſpazierten ſchmauchend auf und nieder, die Frauen plauderten hinüber und herüber, riefen die Vorübergehenden an, rückten zuſammen, prüften ihr gegenſeitiges Geſpinſt oder Geſtrick und ließen eine die andere von ihrem Abendbrot koſten, wobei denn nicht verhehlt werden ſoll, daß wir und unſeresgleichen die ſaftigeren Biſſen gekoſtet haben mögen. Auch gab es keine Schlachtſchüſſel, kein Feſtgebäck, keine Wein- und Obſternte bei dem Nachbar Kellermeiſter hüben und dem Nachbar Tuchmacher drüben, daß die gnädige Frau Rittmeiſterin nicht honoris causa ein Pröbchen zum Schmecken erhalten hätte. Die gnädige Frau Rittmeiſterin bedankte ſich durch einen ſchönen Empfehl, rühmte auch gelegentlich die wohlſchmeckende Darbietung, daß ſie dieſelbe aber von ihrer eigenen Schlachtſchüſſel oder von ihrem eigenen Chriſtwecken erwidert hätte, wüßte ich nicht zu berichten.

Unter derlei Anſchauungen war ich in die Jahre gekommen, in welchen die Pflicht für einen ſtandesmäßigen Unterricht ernſthaft in Betracht gezogen werden mußte. Da eine Franzöſin, will ſagen Gouvernante, mit der Ökonomie des Hauſes ſich nicht vertragen haben würde, hatte die fürſorgliche Mama bereits von der Wiege ab in dem Hauptſtücke einer guten Edukation vorgebaut: ſie ſprach ſtets nur Franzöſiſch mit mir und lehrte mich in der Folge auch die Grammatik, die ſie korrekter innehatte als die der Mutterſprache. Für das, was außerdem zu lehren übrigblieb, wurde in meinem achten Jahre ein Hofmeiſter engagiert, brühwarm vom Seminar, ſanft und zärtlich wie ſein Name: Chriſtlieb Taube. Sieben Jahre lang hat dieſer Muſterjüngling ſich buchſtäblich ausgerungen, um der ihm anvertrauten Schülerin auch nicht

ein Tröpfchen des kürzlich eingesaugten edlen Stoffes vorzuenthalten; er hat nebenbei im Bureau der Schwadron — zu „seiner Übung" — manche Korrektur und manchen Rechnungsplan ausgeführt, in welchen Obliegenheiten der Rittmeister von Reckenburg sich nicht immer als ein Held ohne Fehl erwies; er hat — „zu seiner Unterhaltung" — den Hausgarten in seine Pflege genommen und auf der Terrasse eine Weinhütte angelegt, auch eigenhändig die weißen Wände seines Kämmerchens, zwischen dem der Magd und des Burschen Purzel, mit Gewinden von Rosen und Vergißmeinnicht ausgemalt; er hat demnach Nutzen gestiftet und Schaden verhütet, wie so leicht kein zweiter für fünfundzwanzig Laubtaler Salär. Er hat mir späterhin einen Beweis der rührendsten Freundestreue gegeben und bei alledem noch kürzlich in seinem letzten Briefe „die Schüler- mehr denn Lehrerjahre in diesem humanen Edelhause als die glückseligsten in seinem glückseligen Leben" gerühmt. Dank und Ehre daher meinem glückseligen Hofmeister Christlieb Taube!

Da die Einseligkeit in der Schulstube von der Mama nicht für schicklich und von dem Papa für allzu langweilig erklärt worden war, hatte sich die Wahl einer Studiengenossin in Nachbar Kellermeisters Dörtchen, schon bisher meiner ausschließlichen Spielkameradin, von selbst ergeben. Es war dies auch eine von den erlaubten Herablassungen zu den unteren Ständen, da ja selbst an Fürstenhöfen ein „Prügelkind" gang und gäbe ist; eine Herablassung, die in unserem Falle sich aber auch in gemütlicher Richtung empfahl. Denn die Kleine war eine Waise von Mutterseite und der Vater Schenkwirt, ein arger Hüter für dieses Kind.

Ja, für dieſes Kind. Daß ich es Euch vor die Augen zaubern könnte, warm, wie es nach einem halben Jahrhundert noch vor dem meinigen lebt! So, wie es damals war, und ſo, wie es kaum merklich hineinwuchs in jedes folgende Stufenjahr: als Jungfrau, als Weib, als Matrone, das holdſelige Kind Dorothee!

Aber wer beſchreibt jener Sonntagsgeſchöpfe eines, deren Wiege, wie die Redeweiſe läuft, die Liebesgöttin ſamt allen drei Huldinnen umſtanden hat? Und wenn ich den Pinſel ſtatt der Feder zu führen verſtände, ſo ſähet Ihr vielleicht die feine, wie aus Wachs boſſierte Geſtalt, die leiſe gerundete Wellenlinie der Glieder; Ihr ſähet über dem Roſenknöſpchen des Haupts den goldigen Flor, der wie ein Schleier bis zu den Knien niederwallte, ſähet die Grübchen in Wangen und Kinn. Aber ſähet Ihr auch die Purpurwoge unter der blütenweißen, blaugeäderten Haut? Das ſchillernde Farbenſpiel des Auges, wenn es, ein durchſichtiger Kriſtall, in dieſer Sekunde ſich lachend oder forſchend in die Höhe ſchlug, und in der nächſten, dunkel beſchattet, ſich demütig zu Boden ſenkte? Sähet Ihr das liebliche Neigen und Biegen, den raſchen Übergang von flüchtiger Weisheit zu Scherz und Tändelei? Hörtet Ihr das ſilberhelle Stimmchen die Tonleiter auf und nieder hüpfen, das herzige Gelächter gleich dem Locken des Pirols am ſonnigen Maientag?

Doch was hilft es mir, in dieſer Blumenſprache von Anno dazumal fortzufahren? Ihr werdet das Reizende in unſerer kleinen „Dorl" aus ſeiner Wirkung auf andere verſtehen lernen, die einzige Manier, in der das Reizende überhaupt geſchildert und verſtanden werden kann. Zu allernächſt in ſeiner Wirkung auf mich ſelbſt.

In jenen Kindheitstagen, ei nun, so wie sie da dachte ich mir die Engelchen unter Gott-Vaters Baldachin, und die pausbäckigen Trompetenbläser in unserer alten Postille dünkten mich gar grobschlächtige, himmlische Gesellen neben meiner zierlichen, irdischen kleinen Dorl. Von Jahr zu Jahr aber wuchs der Zauber, welchen die Menschenschöne allezeit über mich ausgeübt hat — vielleicht weil ich ehrlicherweise sie in meinem Spiegel recht gründlich vermißte. Das Mädchen wurde meine Augenweide, das Wohlgefallen steigerte sich zum Wohlwollen, und ich würde Euch wahrscheinlich von einer schwesterlichen Jugendfreundschaft zu erzählen haben, wenn — ja wenn — —

Wir hatten, fast von der Wiege ab, Stunde für Stunde miteinander gelebt; wir waren gleichen Alters, gleichmäßig gebildet, beide arm; sie war schön, und ich war es nicht; — aber sie war eines Faßbinders Tochter und ich eine Freiin von Reckenburg; es lag eine Kluft zwischen uns, für welche ich das Maß gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte. Ich durfte ihre Vertraulichkeit empfangen, nicht erwidern, und trotz ihres Liebreizes oder just wegen ihres Liebreizes, der mir jeden weniger reizenden Umgang verleidete, war und blieb ich ein herzenseinsames Ding.

„Die Rose und das Blatt, das sie schützend umgibt", so hatte — wie er meinte schmeichelhaft für das Blatt — der ehrliche Taube uns in seinem Neujahrscarmen besungen, und das Stück grasgrünen Raschs, mit welchem die Frau Mutter einen recht vorteilhaften Jahrmarktshandel gemacht hatte, da es für meine ganze Kinderzeit als Bekleidungsstoff ausreichte, ihm ohne Zweifel als Vorwurf für den zweiten Teil seiner Metapher gedient.

Kehren wir denn mit derſelben in die Schulſtube Chriſtlieb Taubes zurück: Die Roſe und ihr Blatt.

Es würde Vermeſſenheit ſein, zu behaupten, daß es niemals eine eifrigere und aufmerkſamere Schülerin gegeben habe, als Kellermeiſters kleine bewegliche Dorl. Ganz gewiß aber keine, mit welcher auch ein hitzköpfigerer Informator wie Chriſtlieb Taube ſo bereitwillig Geduld gehegt haben würde wie er. Ohne Vermeſſenheit hingegen läßt ſich behaupten, daß es ſelten eine Schülerin gegeben haben wird, ſo lernbegierig und beharrlich, wie die große, ruhige Hardine von Reckenburg, ebenſo ſelten aber auch eine, die ſelber ein Taubenblut dann und wann in Verzweiflung bringen konnte. „Jungfer Grundtext" nannte ſie der Herr Papa, wenn er gelegentlich Zeuge ward der unermüdlichen Wie? und Wo? und Wann? und Warum?, mit welchen ſie den ihr zu Gebote ſtehenden Wiſſensborn bis auf die Grundneige auspumpte.

Lerne was, kannſt du was, heißts! Ei nun, am Ende ihrer ſiebenjährigen Studienzeit konnte Schülerin Nummer eins, in geziemender Beſcheidenheit ſei es vermeldet, mit deutlicher Handſchrift richtig Deutſch ſchreiben, auch die vier Spezies ohne Fehl im Kopfe wie auf der Tafel rechnen. Sie konnte die Stammtafel des Hauſes Wettin und die Reihe der deutſchen Kaiſer bis auf Leopolds II., ſeit kurzem regierende Majeſtät, inſonderheit aber Doktor Martin Luthers großen und kleinen Katechismus am Schnürchen herſagen. Möglich, daß ſie zu jener Zeit auch ſchon gewußt, die Erde drehe ſich; wenngleich mir dieſer Kaſus eher unter diejenigen zu gehören ſcheint, von welchen der Informator ſeufzend eingeſtand: „Das kann man ſo eigentlich nicht ſagen," und erleichtert aufatmete,

wenn sein freiherrlicher Patron lachend hinzusetzte: „Ist auch sehr töricht, danach zu fragen.“

Zum schwersten Kummer aber gereichte es unserem gewissenhaften Christlieb Taube, daß es bei alledem eine Ader und just eine Hauptader in seinem Borne gab, die er ohne erschöpfenden Erguß in sich selber verschließen mußte. Der freiherrliche Besitzstand erstreckte sich nicht auf ein Klavier, und da die Jungfer Grundtext ein hartes Ohr und eine ungefüge Kehle zu beklagen hatte, eine Kunstfertigkeit ohne Talent aber keine obligatorische Forderung der damaligen Erziehungsmethode war, so mußte die edle Musika von dem Lehrplane gestrichen werden. Nur die üblichen Kirchenlieder wurden nach dem Klange der hofmeisterlichen Geige eingeübt, und außer der Lektionsstunden für das Lerchenstimmchen der Schülerin Nummer zwei noch eine und die andere weltliche Weise beigefügt.

Nach diesen mannigfaltigen Leistungen gab es allerdings noch ein letztes kategorisches Soll und Muß einer standesmäßigen Edukation, für welches die Seminarbildung eine Lücke ließ und die emeritierte Herzogsresidenz keine zulässige Aushilfe bot. Indessen, wie für das franzmännische Alpha, so für das choreographische Omega fand sich im Schoße der Familie ein würdiger Dilettant. Hatte der Rittmeister von Reckenburg sich nicht der Ausbildung im Dresdener Kadettenkorps erfreut, der edelsten Pflegestätte jener ritterlichen Kunst, welche dem ungeleckteſten Bären Anstand, Konduite und gesellige Unwiderstehlichkeit verleiht? War er nicht als ein Musterschüler derselben gepriesen und hatte als Vortänzer der Donnerstags-Gesellschaft sie con amore praktiziert, bis die zunehmende Korpulenz ihm den Ballsaal einigermaßen verleidete? In

häuslicher Bequemlichkeit hingegen, ohne preſſende Montur und Eskarpins, konnten die Regeln der rhythmiſchen Bewegung zum Segen eines aufblühenden Geſchlechts noch mit Behagen entwickelt werden, und ſo ſehen wir denn das vieldienliche Reckenburgſche Familienzimmer endlich auch noch in einen Tempel Terpſichores umgewandelt.

Dreimal wöchentlich während dreier Winterſemeſter wurde der ſchwere Speiſetiſch in den Torweg geſchoben, erklang das Orcheſter, die Geige Chriſtlieb Taubes aus der Fenſterniſche, ſaß die Freifrau, als kritiſche Ballmutter, hinter dem Spinnrocken in dem Ofenwinkel. Der Herr Rittmeiſter aber in weichen Filzſocken und flanellgefüttertem Schlafrock von gelblichem Kattun, den fauſtdicken Zopf wie ein Perpendikel im Nacken hin und wieder hüpfend, ſtand ſeiner Tochter Hardine und deren Partnerin gegenüber, um ſie gewiſſenhaft die ganze hohe Schule ſeiner Lieblingskunſt durchlaufen zu laſſen: von Poſitionen und Portebras, durch alle Wendungen und Senkungen der Menuett, durch Chaſſés und Entrechats der Anglaiſe, bis zum heiteren Rundtanz mit dem gefälligen Dreiſchlag der Hacken.

Allein manches wird der Erinnerung zum Gold, was in Gegenwart Blei gedünkt. Heute ſchaue ich auf jene Tanzabende zurück als auf die luſtvollſten meiner Kinderzeit; damals erduldete ich ſie wie ein quälendes Verhängnis. Die väterliche Inſtruktorenrolle beleidigte mein Gefühl der Reckenburgſchen Würde, und die ererbten Reckenburgſchen Gliedmaßen zeigten ſich wenig geſchickt für das gelenkige Spiel.

Meine Mittänzerin hingegen, o welche leichte Erſcheinung, welche helle unerſchöpfliche Luſt! Roſig überhaucht

bis unter den goldigen Lockenſcheitel, halbgeöffnet das Mündchen, ſo kreiſelte ſie ſich wie in ihrem Element, lachend und jauchzend, die echte, rechte, leibhafte Dorl, ſchwebte gleich einer Libelle im Schaltanz, der Krone der Kunſt, den Raum auf und nieder, jetzt den Kopf hinter dem Neſſelſtreifen verbergend, dann plötzlich ſchelmiſch hinter ſeinen Falten hervorlugend, ſich hebend und neigend und biegend, eine flüſſige Welle vom Scheitel zur Zeh. Der Muſikant in der Fenſterniſche ſeufzte zwiſchen den zärtlichen Weiſen, die er ſeiner Geige entlockte; die Partnerin in grünem Raſch hatte Strapaze und Ingrimm vergeſſen und der Lehrmeiſter klatſchte Beifall mit künſtleriſchem Entzücken.

„Die wird Furore machen!“ rief er eines Abends, als das Dreiblatt der Familie wieder allein beieinander war.

„Furore, wo?“ fragte die Kunſtrichterin mit jenem Ton, den ihr Eheherr die Weisheit Salomonis zu nennen pflegte. „Denkſt du ſie im Corps de ballet unterzubringen, Eberhard?“

„Schade, ſchade!“ ſeufzte der Papa. Frau Adelheid aber fuhr fort:

„Der Ballſaal iſt der Jungfer Müllerin verſchloſſen, und für das Publikum des Tanzbodens würde weniger gut beſſer ſein, meine ich.“

„Schade, ſchade!“ ſeufzte der Vater zum zweitenmal.

„Davon abgeſehen, Eberhard, den Geiſt der Menuett hat ſie nicht gefaßt, konnte ſie vermöge ihrer Extraktion nicht faſſen. Wie ſie den Rock in die Höhe zieht, als wärs ein Tändelſchürzchen im Schäferſpiel! Heißt dieſer Knicks eine Reverenz? Da muß ich unſere Tochter loben. Ohne eine Muskel des Oberkörpers zu bewegen,

senken sich die Knie bis zum Boden hinab und heben sich wieder peu à peu. Ohne sich in die Robe zu verwickeln, ohne Fehltritt schreitet sie rückwärts, würdevoll, wie sie vorwärts geschritten ist. Correctement der Anstand, mit welchem eine Reckenburg ihrer Souveränin Hand und Schleppe küßt!"

„Nun freilich, freilich, unsere Dine, unsere gute, brave Ehrenhardine!" bestätigte der Papa, indem er mich herzlich auf die Backen klopfte. Dann aber seufzte er zum drittenmal: „Schade, schade um die kleine Dorl!"

Ich hatte diese Ergießung nur so bei Wege aufgeschnappt und wußte, daß ich bei derlei Angelegenheiten zu schweigen hatte. Die mütterliche Weisheit aber war auf fruchtbarem Boden aufgegangen. Der armen, kleinen Dorl war das Entree zu jedem Platze, auf dem sie geglänzt haben würde, versagt; Eberhardine von Reckenburg geziemte eine Empore, auf welcher sie den Höchsten der Erde ihre Huldigung darbieten durfte.

Wir standen im fünfzehnten Jahre. Wir waren gebildet, die eine ihrem Stande gemäß, die andere weit über denselben hinaus; wir parlierten französisch und tanzten Gavotte, wir hatten unseren eigenen Hofmeister gehabt und wußten unseren Katechismus ohne Fehl; wir waren reif, um unter die Zahl der erwachsenen Menschen und Christen aufgenommen zu werden. Und so knieten wir denn auch am Palmsonntag 1790 nebeneinander vor dem Altar, zur Erneuerung unseres Taufgelübdes und zum ersten Genusse des heiligen Kelchs.

Erste Abendmahlsgenossen! Ein Bekenntnis für zwei aus *einem* Munde; die priesterliche Hand gleichzeitig segnend auf beider Haupt: ein gemeinsamer Wahrspruch

für beider Leben: das gibt, das gab zu meiner Zeit mindestens ein Band. Und gewiß, ich fühlte dieses Band fest und stark wie eine Pflicht. Die warmherzige Dorothee aber, die hätte in jenen Tagen freudig ihr Leben für mich hingegeben.

Und wenn das ganze Leben auch nicht, so doch ein gutes Stück Füllung in einem Mädchenleben brannte das liebe Närrchen mir bei dieser feierlichen Gelegenheit als Opfer darzubringen. Sie hatte von ihrer Patin einen schweren, schwarzen Stoff als Abendmahlskleid verehrt erhalten, während für mich nur das zurecht gestutzt worden war, das schon der Mama bei ihrer Einsegnung gedient. Ich im abgetragenen, angestickten Habit, sie nagelneu von Kopf zu Fuß; die Kleine verging fast vor Scham bei dieser Vorstellung und ruhte nicht, bis sie einen Ausgleich erklügelt hatte. Schenken durfte sie mir das wertvolle Angebinde nicht, denn wie hätte solch ein hohes Glück sich für sie geschickt! Aber sie wollte ihr altes schwarzes Sergekleid anlegen, um mir ranggemäß zur Seite zu stehen. Sie wollte es durchaus, kehrte wieder und immer wieder mit ihrer demütigen Bitte zurück. Selbstverständlich vergebens. Ich trug eine Perlenschnur, welche die Mutter als eigenes Patengeschenk auf mich vererbte. Aber es hätte dieses Kleinods nicht bedurft. Eberhardine von Reckenburg würde sich nicht beschämt gefühlt haben, auch wenn sie selber in Zindel und Dorothee Müllerin in Brokat einhergeschritten wäre.

Der rauschende Gros de Tours störte übrigens, zu meiner gerechten Entrüstung, die andächtige Sammlung meiner Abendmahlsschwester; sie strich mit der Hand darüber hin und schmunzelte bei dem scharfen, knisternden

Geräuſch, ſie ſtieß mich während des Liedes an und blinzelte zu mir hinauf, um mir die Blicke bemerklich zu machen, welche die Verſammlung auf ſie richtete. Die liebe Unſchuld dachte ihr ſtolzes Gewand für das Aufſehen, das ihre Schönheit erregte, verantwortlich machen zu müſſen. Ich ſelber hingegen war, jene Entrüſtung abgerechnet, mit ungeſtörter Ernſthaftigkeit bei der wichtigen Feier, und der Bibelvers, der uns als Geleitſpruch fürs Leben erteilt ward, hat der Jungfer Grundtext tiefſte Gedanken nachhaltig angeregt. Denn es war einer von denen, die gar leichtverſtändlich klingen und doch ſelten von uns Weltkindern richtig verſtanden werden: „Welche der Geiſt Gottes treibt, die werden Gottes Kinder heißen".

Ja, welches war denn nun aber der Geiſt, der uns in das Vaterreich treiben ſoll? War es der, welcher über den Waſſern ſchwebt, der Geiſt des Schaffens und Förderns, des Umbildens der natürlichen Kräfte, der den verſunkenen Garten Eden auf Erden wiederherzuſtellen ſtrebt? Oder war es der, welcher auf den Geſetztafeln verzeichnet ſteht, der Geiſt der Ehrfurcht, des Rechtes und der Treue? Von beiden dieſen Geiſtern würde ich mich willig aus dem Diesſeit in das Jenſeit haben treiben laſſen.

Allein man hatte mich auch noch von einem dritten Geiſte gelehrt, von einem, der jenen beiden erſten oft ſchnurſtracks zuwiderzutreiben ſchien. Von dem Geiſte, der die Sorge für den anderen Tag verdammt, der dem ehebrecheriſchen Weibe vergibt und dem Beleidiger die Wange reicht. Der Geiſt ſtimmte nicht zu meinem natürlichen Willen, und das ſiebenfache Selig, das der Erlöſer über die erneute Menſchheit ausgeſprochen hat,

es war meinem Herzen ein leerer Schall. Sollte, konnte dieser unverständliche Geist der Geist der Kindschaft sein?

In derlei Grübeleien über den geheimnisvollen Wahrspruch ging ich nach dem Frühgottesdienst am Ostermorgen in unserem Garten auf und nieder. Ich achtete nicht des goldenen Sonnenlichtes, nicht der erwachenden Vogelstimmen und schwellenden Frühlingsblüten: ich fühlte nicht die Auferstehungslust um mich her. Da hörte ich hinter mir Dorotheens leichten Schritt; ich wendete mich rasch und fragte mit Ernst, welche Deutung *sie* unserem Einsegnungsspruche gegeben habe.

Sie schlug die großen Augen verwundert zu mir auf und dann dunkelerrötend zu Boden. Sie hatte den Spruch überhört oder vergessen und nicht ein einziges Mal auf ihrem Konfirmationszeugnis nachgelesen. Ich schluckte meinen Unwillen hinunter, zitierte den Spruch und fragte dann: „Was nennst du, von Gottes Geist getrieben sein, Dorothee?"

Da sann sie denn einen einzigen Augenblick nach, erbleichte dann ebenso jäh, wie sie vorhin errötet war, hob sich auf die Zehenspitzen und flüsterte mir ins Ohr: „Gut sein, gut sein, Hardine!"

Im nächsten Moment aber sprang sie laut jubelnd nach einem Beet, auf welchem sie die ersten Veilchen entdeckt hatte, pflückte sie, flocht ein paar grüne Sprossen dazwischen und befestigte das Sträußchen an meinem Busentuch. Dann schlüpfte sie vogelleicht durch eine Lücke des Zauns, der unsere Gärten trennte, warf mir noch lächelnd eine Kußhand zu und flog nach dem Haus.

„Gut sein!" hatte sie gesagt und eine innerste Stimme mir zugerufen, daß die Kindeseinfalt das Richtige ge-

troffen habe. In Wahrheit aber war mir das alte Rätſel nur durch ein neues Rätſel gelöſt. Hieß gut ſein: handeln nach Geſetz und Sitte, wie ich es verſtand? Oder hieß es: empfinden in jenem ſeligſprechenden Sinne, den ich nicht verſtand?

Ich brachte mich endlich mit Gewalt über den zweifelhaften Spruch zur Ruhe, und es war dies das erſte Mal, daß ich eine Entſagung geübt habe, die ich mir im ſpäteren Leben zum Geſetz ſtellte. Ich handelte nach meinem natürlichen Willen, mit welchem meine Erziehung, treu dem Wahrſpruch unſeres Hauſes, in Einklang ſtand, und ich zweifelte nicht, daß es gut war, wenn ich „in Recht und Ehren" handelte.

Spät erſt, in dem Alter, wo andere graue Haare tragen, iſt jener zweite Wahlſpruch für das Leben in meiner Seele wieder aufgeklungen und durch eine unſcheinbare Fügung der Schall des Rätſels mir zu einem Sinn geworden. Wohl bin ich heute noch keine von denen, die der Heiland ſchon hienieden ſelig preiſt. Wenn wir aber eines Tages jenſeit anfangen ſollten, da, wo wir diesſeit aufgehört, ſo getröſte ich mich der Hoffnung, dem Vaterreiche um eine Wegſtunde näher gerückt zu ſein.

Zweites Kapitel

Mosjö Per—ſé

Unſer Verhältnis änderte ſich natürlich, ſeitdem wir nicht mehr Kinder hießen. Dorothee trat in das väterliche Schenkgeſchäft, ich wurde als erwachſene Dame bei den Honoratioren von Stadt und Umgegend eingeführt, empfing deren Gegenviſite, beſuchte dann und wann eine Kaffeegeſellſchaft und regelmäßig die Donnerstagsfeſte im herzoglichen Pavillon. Einen zuſagenden Umgang unter gleichalterigen Standesgenoſſinnen fand ich nicht, vermißte ihn aber auch nicht.

Dorothee betrat des Reckenburgſche Familienzimmer nur noch, wenn ſie ſich eine Bitte oder einen Vorwand ausgeklügelt hatte; die Duzkameradſchaft hörte auf, — will ſagen für die Dorl. Ich blieb bei dem Du und der Dorothee; ſie nannte mich Sie und Fräulein, wie alle anderen ihresgleichen, nur daß ihr das „gnädige" gnädig erlaſſen ward. Sie herzte und ſtreichelte mich auch nicht mehr wie ſonſt, ſondern machte ihren Knicks, und lief das Herzchen ihr über, dann küßte ſie meine Hand.

Völlig ſtörten die neuen Formen den alten Umgang indeſſen nicht, und ganz und gar nicht das Verhältnis der Roſe zu ihrem Blatt. Es verging kein Tag, daß die Kleine nicht einmal durch die Heckenlücke geſchlüpft oder in meinem Dachſtübchen eingekehrt wäre. Ich blieb ihre Vertraute bei jeglicher Freude, ihre Raterin in jeglicher Not; ja ich ſah die letztere ſchärfer und fühlte ſie bänglicher als die Kleine ſelbſt.

Ihr Vater hatte das nährende Handwerk an den Nagel gehängt und war auf dem herkömmlichen Schenkenwege

hart beim Trunkenbold angelangt. Es ſtand übel um den Mann; die Pachtung der herzoglichen Keller wurde ihm nach abgelaufenem Termine vorausſichtlich entzogen; ſeine Zukunft war der Spittel.

Dieſe Verirrungen waren es indeſſen nicht, welche die ſorgloſe Dorl überſchaut oder gewürdigt haben ſollte. Ihr täglicher Verdruß war das Schenkentreiben, für welches der Vater ihre Aushilfe forderte. Die ſchöne Kellnerin lachte die Gäſte an, und die Gäſte wurden nicht gewählt. Da gab es denn Scherz- und Nachreden, die dem natürlich feinen Sinn des Kindes und dem Tone, an den es ſich in Reckenburgs Familienzimmer gewöhnt hatte, unleidlich widerſtanden.

Mein Vater ſah ſeinen Liebling in drohender Gefahr. „Das Kind iſt zu ſchön für eine Schenkjungfer," hörte ich ihn eines Tages in der vertraulichen Rats- und Schlafkammer der Mutter klagen. „Viel zu ſchön und zu apart für ihren Stand. Sie weiß nicht mehr, wo aus noch ein. Adelheid, Adelheid, die kleine Dorl geht uns zugrunde."

„Du rechneſt ohne den Faber, Eberhard," entgegnete die Mutter mit bewußter Unfehlbarkeit. „Allerdings müßten wir uns anklagen, das Mädchen ſeinem natürlichen Terrain entrückt zu haben, hätten wir nicht ſeit Jahren dieſen Abſchluß vorausgeſetzt. Der Menſch ſtrebt hoch und das Gelingen ſteht ihm an der Stirn geſchrieben; er goutiert Dorothees feinere Lebensart, kennt ihre mißliche Lage ſo gut wie wir ſelbſt und wird, verlaß dich darauf, Eberhard, nun, da der Tod ſeines Vaters ihn unabhängig gemacht, mit der Hochzeit nicht lange zögern."

„Gott gebs, Gott gebs!" verſetzte der Vater, indem er ſich freudig die Hände rieb.

Mir aber ſtockte während dieſer Rede der Atem, und jetzt beim Schluſſe war mir, als ob ich gegen das hoffnungsvolle „Gott gebs“ laut proteſtieren müſſe. Warum eigentlich? Ich wußte, daß wir mit dem Einſegnungstage heiratsfähig geworden waren, und die fünfzehnjährige Dorothee wäre nicht das erſte Kind geweſen, das ich warm vom erſten Abendmahlstiſche zum Traualtare hätte ſchreiten und glücklich werden ſehen. Warum ſummte es denn vor meinen Ohren gleich Unkenruf: „Gott verhüts!“

Wie ſie ſo einer nach dem anderen in die Reihe meiner Bekenntniſſe treten, die wenigen Menſchen, mit welchen ich im Leben wirklich gelebt! Der Faber, der Siegmund Faber! Wenn ſpäter ſo oft der Name dieſes Mannes mit Dank und Bewunderung vor mir genannt worden iſt, neulich noch, meine Freunde, als Ihr mich fragtet, ob ich mich ſeiner als eines Heimatsgenoſſen erinnere? Da ahntet Ihr nicht, keiner hat es jemals geahnt, daß dieſer Mann mein früheſter Bekannter, mein Wandnachbar, der erſte Menſch und faſt der einzige geweſen iſt, der mir zu denken gegeben hat, und daß zwiſchen dieſem Mann und mich ſich ein Verhängnis gedrängt hatte, ein Geheimnis, das ich lange Jahre ein Verbrechen nannte.

Siegmund Faber war das einzige Kind unſeres Hauswirts, des Barbiers, und mütterlicherſeits von ſeiner erſten Stunde ab verwaiſt. Da er ungefähr ſechs Jahre mehr zählte als ich, hätte er zur Zeit meiner früheſten Erinnerungen noch auf der Schulbank ſitzen müſſen.

Aber Siegmund Faber hatte längſt etwas Klügeres erwählt, als auf der Schulbank hin und her zu rutſchen. Sobald er ſich raſch und ſicher die Elemente angeeignet, hütete er ſich, den Kurſus alljährlich mit einer Schar von

Neulingen von vorn anzufangen, und der einsichtige alte Rektor war weit entfernt, ihn darob zu schelten. „Der Faber geht seinen eigenen Weg," sagte er, „der Faber ist ein Mensch für sich." Vater Faber aber, der die Kunst des Scherfacks für die angenehmste der Welt und es für zuverlässiger hielt, seine Sparpfennige in Feld- und Wiesenparzellen statt in Humaniora für seinen Sprößling anzulegen, Vater Faber hatte sich die Argumente des weisen Schulregenten zunutze gemacht. Wurde er, wie oftmals geschah, angegangen, den auffälligen Knaben einer höheren Lehranstalt zu übergeben, so lautete seine Antwort unveränderlich: „Mein Munde geht seinen eigenen Weg, mein Munde ist ein Mensch für sich".

„Der Mensch für sich" wurde demnach unter der Faberschen Kundschaft die gang und gäbe Bezeichnung des kleinen Scherfackserben. Papa Reckenburg aber, der so leicht keinen, den er gern hatte — einzig und allein seine „Hausehre" ausgenommen—, ohne einen harmlosen Spitznamen entwischen ließ, konnte sich nicht versagen, den „Menschen für sich" ein wenig fremdländisch umzumodeln. „Mosjö Per—sé" hieß der Hausfohn innerhalb der alten Baderei.

Und hier wie dort mit Fug und Recht. Siegmund Faber war ein Original; das heißt, er war einer von jenen Seltenen, der unbeirrt seiner Eigenart eine Straße durch den Haufen bricht. Denn für eine herrschende Leidenschaft rüstete ihn die Natur mit dem herrschenden Willen, und nach dem inneren Gehalte modelte sich kennzeichnend die Form.

Denkt Euch ein Männchen, kaum Soldatenmaß, wie der Rittmeister von Reckenburg versichert. Gleichwohl, kurios!

blickt Ihr zu ihm empor. Ihm gehts wie seinem Haus: es wächst erst über der Schulterhöhe. In seinem Nacken müssen wohl etliche Wirbel mehr, als die Regel ist, zu zählen sein, Drehwirbel, welche die spürende Beweglichkeit nach allen Seiten vermitteln. Noch länger als der Hals ragt der Kopf, nach hinten steif abfallend, die Stirn gewaltig und edel geformt. Unter dieser hohen, breiten Stirn streckt sich eine lange, breite Nase, die Höhlen weit geöffnet, die Flügel zitternd, und unter dieser richtigen Spür- und Schnüffelnase dehnt sich der breite, dünne Mund, festgeschlossen wie ein Gedankenstrich. An den Seiten aber ragen zwei ungeheure Ohren, die sich — schüttelt immerhin die Köpfe! — in fortwährender Spannung wie die eines Hasen hin und her bewegen.

Es ist kein Adonis, den ich Euch zeichne, gelt? Nun aber blickt in seine Augen. Eine bestimmbare Couleur werdet Ihr nicht unterscheiden, so tief liegen sie hinter den vorspringenden Stirnknochen eingesenkt, und mit so rastlosem Flimmer schweifen sie von einer Richtung nach der anderen. Haben sie aber den gewitterten Gegenstand aufgespürt, dann bohren sie sich ihm hartnäckig bannend bis in das Mark. Ihr würdet ihrer Forschung nicht entschlüpfen und Euch ihrem Geheiß nicht widersetzen dürfen.

Kurz und gut: patent ein Doktorenschädel und eine Doktorenphysiognomie! Denkt sie Euch nun von der gleichmäßigen Röte eines gesunden Blutes und unlöschbaren Eifers durchdrungen; denkt Euch die Glieder klein und fein wie Damenglieder, aber von einer ehernen Muskulatur; die Hände durch instinktives Greifen, Dehnen, Spannen zu einem Federwerk ausgebildet; denkt Euch den Mann jederzeit wie aus dem Ei geschält, kein Fältchen

in dem blendenden Jabot, kein Stäubchen in dem unveränderlich hechtgrauen Habit, kein Härchen ſich ſträubend aus dem mageren, ſchwarzgebänderten Zopf, keine Bartſtoppelchen am Kinn — ob verſagt von der mütterlichen Natur oder getilgt durch die väterliche Kunſt, wage ich nicht zu unterſcheiden —, und ihr habt einen ungefähren Abriß unſeres Menſchen für ſich.

Er ſchien niemals in Eile und war immer in Bewegung. Kaum jemals habe ich ihn ſitzen ſehen, und fünf Stunden nächtlicher Raſt genügten ihm ſchon in der ſchlafbedürftigen Knabenzeit. Noch nach Mitternacht bemerkte ich den Reflex ſeiner Lampe auf den blanken Becken zwiſchen unſerem Fenſterſtock, und bei Tagesgrauen hörte ich ihn ſchon wieder mit leiſen Katzentritten die Treppe hinunterſchleichen und das Haus verlaſſen. Daß er Nahrung zu ſich nahm, muß wohl vorausgeſetzt werden, geſehen habe ich es niemals. Vielleicht im Gehen aus der Taſche oder ſtehenden Fußes beim Nachbar Kellermeiſter, der auch ſeinen Vater beköſtigte. Keinesfalls regelmäßig, und deſſen könnt Ihr verſichert ſein, daß „dieſer Menſch für ſich“ nicht einmal in ſeinem Leben mit Behagen ein Mahl gehalten oder einen Schoppen geleert haben wird. Er rauchte nicht, er ſchnupfte nicht wie ſeinesgleichen von der Ekel überwindenden Zunft; er kannte kein Spiel, keinen Tanz, kein Steckenpferd, keine jugendliche Plauderei; er hatte keinen Freund. Seine Rede war raſch, kurz, ein wenig durch die Fiſtel; mit möglichſter Sparnis der Pronomina, hinter jedem Satze ein Punktum. „Preußiſch“ nannten wir dieſen unliebſamen Duktus, wiewohl Mosjö Per—ſé bis dahin ihn ſchwerlich aus eines Preußen Munde vernommmen hatte. Er kam der Gegenrede zuvor und ſchnitt

den Widerſpruch barſch ab. Dennoch reizte er nicht, verletzte nicht. Sein Selbſtbewußtſein imponierte, weil er nur über Gegenſtände ſprach, die er bemeiſtert hatte. Selber der Freifrau von Reckenburg kam es nicht bei, ihn „Er" wie ſeinen Vater und anders als „Herr" zu nennen, wenngleich er ſelber mit Titulaturen geizig und merklich befliſſen war, durch keinerlei Zuvorkommenheit an die Manieren des Scherbeckens zu erinnern.

Ich habe den erwachſenen Per—sé geſchildert. Aber ſo, wie ich ihn geſchildert, zeigte ſich ſchon der kleine Bube, als er mit Vater Faber „auf Praxis" ging, deſſen Inſtrumententaſche trug oder beim Schröpfen und Aderlaſſen ihm das Becken hielt. Nebenbei aber operierte er damals ſchon ſelbſtändig. Er konnte keine Warze ſehen, er drehte ſie ab, keine Balggeſchwulſt, er drückte ſie ein. Die Krähenaugen verſchwanden ſchmerzlos unter ſeinen Meſſerchen. Hatte einer eine Blutung, auf den erſten Blick erkannte er die Stelle, wo die Ader lädiert war, und die kleinen Finger preßten ſich ſo eiſern auf die Wunde, bis dieſelbe ſich wieder ſchloß. Er zog ſeinen Schulkameraden die kranken Zähne aus und erkaufte mit ſeinen Sparpfennigen manchen, der noch heil war, zu gleicher bildenden Operation. Bald hatte er den Vater in allen höheren Zweigen ſeiner Kunſt überholt. Ein jeder wollte lind und behende von Faber junior bedient ſein, und Faber ſenior überließ ihm denn auch willig Lanzette und Zange, ſich ſelber mit dem Schermeſſer und der Aufſicht über ſeine Wieſen und Äcker begnügend.

In der freien Zeit, welche dem unermüdlichen Knaben neben Büchern und Praxis noch hinreichend blieb, ſaß er im Laboratorium des Apothekers, machte Studien im

Schlachthause oder in dem des Abdeckers, der nebenbei, wie viele seines Zeichens, für einen Geheimkünstler galt. Bei keiner Leichenschau, keiner Obduktion fehlte Siegmund Faber. Als er aber endlich auch dem Namen nach der Schulbank entlassen war, da blieb er häufig tage-, ja wochenlang aus dem Hause verschwunden, und hätte Vater Faber nach den Wegen eines Menschen, der seinen eigenen geht, geforscht, in den klinischen Instituten und anatomischen Kabinetten unserer beiden Nachbaruniversitäten, ja selber in denen des ferneren Jena würde er ihn aufgefunden haben. Professoren und Sektoren, von dem seltsamen Eifer des jungen Autodidakten angezogen, nahmen ihn willig in ihr Gefolge auf und gaben mancherlei Anleitung, die zu weiteren Forschungen führte. Im Gymnasiastenalter war Siegmund Faber bereits eine bekannte Persönlichkeit und hatte eine Art von Ruf meilenweit in der Runde.

Es wurde daher kein Bedenken getragen, ihn als Gehilfen unseres Regimentsfeldschers eintreten zu lassen. Man fragte jener Zeit im ärztlichen Militärdienst wenig, was einer wußte oder *nicht* wußte, sondern begnügte sich mit dem, was er konnte, oder auch ebenfalls *nicht konnte*. Da aber Siegmund Faber ohne Zweifel etwas konnte, so galt es für ausgemacht, daß ihm der Posten des alten Feldschers zugesprochen werden würde, als dieser endlich zu der Überzeugung gelangt war, daß er, wenn er überhaupt jemals etwas gekonnt, zurzeit jedenfalls *nichts* mehr konnte. Während dieses Interims starb Vater Faber; sein Sohn war volljährig, das heißt einundzwanzig Jahr, ein vermögender, unabhängiger Mann. Und das war der Zeitpunkt, in welchem meine Eltern die Rettung der kleinen Dorl von ihm erwarteten.

Denn in solchen Widersprüchen — oder Ausgleichungen? — gefällt sich die Natur: dieser Mensch, der keinen Sinn zu haben schien, als für die leiblichen Abirrungen der Kreatur, kein Bedürfnis, als deren Herstellung, keine Leidenschaft, als den Ehrgeiz des Meisterwerdens in seiner Kunst, derselbe Mensch fühlte sich, als ob seine Organe der Erholung bedürften, mit einem ebenso frühen ausschließlichen Verlangen einem Wesen zugetrieben, dem heilsten und schönsten, das sich in seinem Gesichtskreise erspähen ließ. Dieses Wesen war seine kleine Nachbarin Dorothee.

Schon als Wiegenkind soll er sie mit Entzücken betrachtet, er, der Ruheloſe, oft stundenlang in ihrem Anblick verweilt haben; späterhin wurde sie nicht seine Gespielin, aber das einzige Spielwerk, das er jemals gehegt. Er brachte ihr Näschereien, Blumen, allerlei Putz und Tand; er nannte sie sein Dörtchen, sein Kind, seine Braut, sprach von ihr als von seiner einstigen Frau mit derselben Zuversicht wie von dem großen Doktor, zu dem er es bringen werde. Und seltsam! Keiner lachte über den kleinen ernsthaften Mann.

Wieder später sahen wir ihn sich zu einem Schutzherrn über die reifende Jungfrau erheben. Er hütete sie mit einer Art von Eigentumsrecht: wie ein Blitz rachsüchtigen Grimms zuckte es in seinen forschenden Augen bei jedem Beifallszeichen eines Fremden, die Fäuste ballten sich bei einer unziemlichen Neckerei über die hübsche Kellnerin; gewiß, er hätte den Beleidiger morden können, der ihm seine Blume entweihte. Daß dieser Mensch eine Seele habe neben dem stolzen, spekulativen Geist, eine zärtliche, bedürftige Seele, das offenbarte sich ausschließlich in seinem Verhalten gegen das Kind, von welchem er, wie

von seiner Kunst, aus eigener Machtvollkommenheit Besitz ergriffen hatte.

Mit Genugtuung sah demnach Mosjö Per—sé sein „kleines Anwesen" (zwischen den Gänsefüßchen allemal Papa Reckenburgscher Humor!) unserem Familienkreise eingereiht. Hier war sie geborgen, hier schulte sie sich für eine gesellschaftliche Stellung, die er a priori für sich selbst in Anspruch nahm. Er, der so selten lächelte, strahlte vor Entzücken, wenn er an den geschilderten Tanzabenden den zierlichen Schmetterling auf und nieder schweben sah, oder das silberne Stimmchen fix und fertig in einer Mundart plappern hörte, die er selber nicht verstand.

Das Verlangen nach seinem Augentrost führte ihn daher auch öfter, als es wohl sonst geschehen sein würde, in das Reckenburgsche Familienzimmer, und wurde er auf diese Weise Dörtchens Kameradin eine Art von Kamerad.

„Sie begreifen das, Fräulein Hardine," pflegte er zu sagen, wenn er mich — und mich allein — zur Vertrauten neuer Wahrnehmungen und Folgerungen in seiner jugendlichen Praxis oder des Zweckes und Zieles seiner Ausflüge machte. Die Gedanken der Jungfer Grundtext werden durch diese Aphorismen in Bahnen gelenkt, welche der ehrliche Christlieb Taube nicht zu eröffnen verstand. Und so war es der Sohn und Gehilfe eines Barbiers, der mir in meinem gefährlichen Alter die Langeweile der Intelligenz verscheuchte, dem jugendlichen Verlangen Salz und Würze bot. Nicht ihm zu gefallen, aber ihn zu verstehen, strengte ich mich an. Mosjö Per—sé war der Mensch, der mich im fünfzehnten Jahre mehr als ein späterer im Leben, wie man es nennt, interessiert hat.

Die leiseste Andeutung seines Berufs stockte hingegen, sobald sein Dörtchen in unsere Nähe trat, und zwar nicht darum, weil er sie vielleicht einmal bei der bloßen Erwähnung von Blut und Wunden hatte erbleichen oder sich die Ohren verstopfen sehen, sondern einfach, weil er seinen Beruf in ihrer Nähe vergaß, weil sein Pulsschlag einen anderen Takt annahm, und die Strebenslast von ihm wich unter dem Behagen einer Herzensweide.

Und Dorothee? werdet Ihr fragen. Ahnte das leichtblütige Kind das Bedeuten einer solchen Natur, würdigte sie den besonderen Platz, den sie in derselben eingenommen hatte? Rief sie mit dem erfahrenen Freunde: „Gott gebs!" oder mit der unerfahrenen Freundin: „Gott verhüts!"

Nun seht und hört sie selbst in der Stunde, welche über ihr Leben entschied.

Es mochte einen oder den anderen Tag nach jenem elterlichen Gespräche sein, das mich noch immer beschäftigte. Es war Anfang Juli und unser junger Wirt wohl schon eine Woche lang abwesend auf einer seiner wissenschaftlichen Exkursionen. Er hatte sich seit kurzem beritten gemacht und der sachverständige Rittmeister gesagt: „Ein Teufelskerl, dieser Mosjö Per—sé! Hat niemals ein Pferd, außer etwa auf dem Schindanger, unter dem Leibe gehabt, aber er reitet wie ein Daus!"

Die Eltern dinierten bei einem benachbarten Gutsbesitzer; ich war allein zu Haus und am Nachmittag im Garten beschäftigt, ein Bohnengericht für den morgenden Tisch zu pflücken. Eben hatte ich in der Weinlaube auf der Terrasse das saure Werk der Schnitzelei begonnen, als Dörtchen, lachend über das ganze Gesicht, durch die Heckenlücke herbeiflackerte.

„Nein, Fräulein Hardine," rief ſie ſchon von weitem, „nein, gibt es einen kurioſeren Kunden als dieſen Mosjö Per—ſé!"

„Iſt Herr Faber zurück?" fragte ich.

Die Dorl nickte. „Eben hat er ſein Pferd bei uns eingeſtellt. Ich ſtehe mit dem Vater unter der Tür. Gibt er mir wohl die Hand wie ſonſt? Behüte. Er macht mir einen Diener, ſo —" ſie bückte ſich raſch und tief im Hüftgelenk, als ob ein Taſchenmeſſer zuſammenklappt — „und ſchickt mich dann ohne Umſtände fort, weil er mit dem ‚Herrn Vater' unter vier Augen zu ſprechen habe. Dabei nennt er mich nicht etwa ‚du' und ‚Dörtchen' wie bisher, ſondern ganz feierlich ‚Sie' und ‚Jungfrau Dorothee'."

„Ich finde es nur ſchicklich, Dorothee," verſetzte ich weiſe, „wenn ein junger Mann derlei Vertraulichkeiten aufgibt einem Mädchen gegenüber, das ſich jeden Tag verheiraten kann."

„Verheiraten!" rief die Dorl ſeelenvergnügt. „Ei, mit wem denn wohl, Fräulein Hardine?"

„Nun, vielleicht eben mit dem Siegmund Faber."

Die Kleine blickte enttäuſcht. „Mit dem?" ſchmollte ſie, „mit dem? Ach warum nicht gar. Der denkt an Krüppel und Leichen, aber nicht an eine Frau."

„Meine Eltern wünſchen und hoffen das Gegenteil, Dorothee. Sie nennen dieſe Heirat deine Rettung, dein Glück."

Sie wurde blaß, ihre Augen füllten ſich mit Tränen. „Aber ich fürchte mich vor ihm!" liſpelte ſie bebend.

„Haſt du die Auslegung des ſechſten Gebots in unſeren Abendmahlsſtunden vergeſſen?" fragte ich in der lehrhaften Manier, die mir meiner kleinen Dorl, und zum

Glück nur dieſer gegenüber, zur anderen Natur geworden war. „Ihren Gott im Himmel und ihren Mann auf Erden ſoll das Weib fürchten, lieben und ihm vertrauen.“

Dorothee ſah mich mit ihren großen, himmelblauen Augen an, wie damals am Oſtermorgen, als ſie mir mit einem Worte den Sinn des Apoſtelſpruchs erklärt hatte. „Ihn fürchten,“ ſagte ſie leiſe, „nicht, ſich vor ihm fürchten. Fürchten Sie ſich vor Gott, Fräulein Hardine?“

„Aber warum fürchteſt du dich vor dem Faber? Er iſt ein außergewöhnlicher Menſch, anders als alle anderen — —“

„Eben darum,“ unterbrach ſie mich lebhaft. „Ich will keinen Menſchen für ſich; ich will einen Mann wie alle anderen Leute; einen wie ich ſelber bin, nur um vieles klüger und beſſer.“

Das Kind hatte wieder einmal das Rechte getroffen. Damals zwar ſchüttelte ich den Kopf. Zehn Jahre ſpäter war ich zu der nämlichen Weisheit gelangt. Menſchen für ſich geben nicht Menſchen zu zweien. Ehe und Haus vertragen keine Originale.

„Nein, nein, Fräulein Hardine,“ wiederholte Dorothee. „Er denkt nicht an mich, und Gott ſei gedankt dafür, denn mir graut vor ihm.“

Die Sache war damit abgetan und mein heimlicher Proteſt gegen den elterlichen Plan erklärt. Dorothee liebte ihn nicht, und Siegmund Faber war zu gut für eine Frau, die ihn nicht lieben konnte.

Ich lud meine kleine Nachbarin ein, den Nachmittag bei mir zuzubringen; wir ſetzten uns in die Laube, und bald fielen unter den runden Fingerchen die Bohnenſchnitzel flink und zierlich in die Schüſſel auf ihrem Schoß.

Sie plauderte und lachte über meine ungeschickten „Hünenpflocken"; der drohende Bewerber war vergessen.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, als ein hastiger Schritt auf der Terrassentreppe uns den ungewohntesten Gartenbesucher verkündete. Im nächsten Moment stand Siegmund Faber uns gegenüber; er trug seinen Sonntagsstaat und verbeugte sich rasch und tief, so wie die Kleine ihm vorhin nachgeäfft hatte. Das lustige Lachen erstarb auf ihren Lippen, sie wurde rot bis unter das Busentuch, blickte in die Schüssel und schnitzelte mit Fieberhast.

Um so gespannter sah ich zu dem jungen Manne hinüber. Die gewaltigste Aufregung war auf der sonst so ruhigen Stirn zu lesen, die rote Farbe von seinem Gesicht gewichen, das Herz hämmerte sichtbar unter dem silbergestickten Gilet und die Hände krampften sich zusammen, um ein Zittern zu verbergen. So mochte er ausschauen, wenn er zu einer Operation auf Leben und Tod den Entschluß gefaßt hatte.

Doch zögerte er nicht, seinen Besuch zu erklären. „Die Unterredung, um welche ich bitte, geschieht im Einverständnis mit Ihrem Vater, Jungfrau Dorothee," stieß er hervor.

Der Hauswirt war Herr in seinem Revier, und Vater Kellermeister hatte das Recht, ein Tete-a-tete mit meiner Besucherin zu bewilligen; wie flehentlich dieselbe mich daher anblicken mochte, ich erhob mich, um die Laube zu verlassen. Faber aber trat mir in den Weg, faßte nach meiner Hand und sprach: „Sie verpflichten mich, wenn Sie bleiben, Fräulein Hardine".

So nahm ich denn meinen Platz wieder ein und deutete für Faber auf eine Bank uns gegenüber. Er setzte sich

nicht, hob aber nach einem tiefen Atemzuge, zu mir gewendet, unverweilt seine Rede an:

„Sie kennen das Ziel, das ich mir gesetzt habe, Fräulein Hardine. Die Jahre herkömmlichen Studiums sind versäumt. Ich muß es auf praktischem Wege zu erreichen suchen. Und ich werde es erreichen. Aber nicht in meiner kleinbürgerlichen Heimat, auch nicht im Friedensstande unseres sächsischen Vaterlandes. Ich erfreue mich gütiger Empfehlungen. Meine Vorkehrungen sind getroffen. Ich gehe nach Preußen. In wenigen Wochen vielleicht stehe ich auf einem Felde, wo Wunden geschlagen werden und Wunden geheilt werden müssen."

Ihr wißt, wir schrieben Anno 90, und in Preußen herrschte seit siebenundzwanzig Jahren so gut wie Frieden. Allerdings hatte ich meinen Vater mit seinen Kameraden von einer „Verhedderung" zwischen dem Kaiser und dem König in Sachen des Großtürken diskurieren hören; keiner aber wurde aus diesem Wirrwarr klug, und keiner dachte an Ernst in einem weitab gelegenen Gebiet, wo man für den Preußen nichts Verdauliches zu schlucken sah. Siegmund Faber konnte daher wohl die verwunderte Miene bemerken, mit welcher ich seine Witterung von Blut und Leichen beantwortete.

„König Friedrich Wilhelm," so fuhr er ohne Aufenthalt fort, „ist zu der Armee nach Schlesien abgegangen. Dort treffe ich auch das Regiment Weimar, an dessen durchlauchtigen Chef ich von Jena aus rekommandiert bin. Wetter, welche sich türmen, wie die in Ost und West, klären sich nicht. Verzöge sichs heuer, um so günstiger für mich. Ich hätte in bedeutender Umgebung ein Jahr der Vorbereitung gewonnen. Übermorgen bin ich auf dem Wege nach Berlin."

Der Redner machte eine Pauſe und ich hörte ein fröhliches Aufatmen an meiner Seite. Dorothee hatte das Meſſer fallen laſſen und blinzelte ſchelmiſch zu mir in die Höh. Es war ja alles ganz anders gekommen, als ich prophezeit. Mosjö Per—ſé ging in den Krieg, um ein tüchtiger Doktor zu werden; er dachte nicht an ſein Dörtchen und an einen häuslichen Herd.

Aber Mosjö Per—ſé hatte nur wieder einmal ſchwer Atem geſchöpft; er war noch lange nicht zu Ende. Eine Blutwoge drang ihm zu Kopf, um ebenſo jach wieder zu ſinken; er ſetzte ſich, denn ſeine Knie zitterten. Was mochte dieſe gefaßte Natur ſo bänglich bewegen?

Er wendete ſich jetzt zu meiner Nachbarin, und ſeine Stimme vibrierte ſo ſeelenvoll, daß ich ſie kaum für die ſeinige halten konnte. „Ich weiß nicht, Jungfrau Dorothee, ob auch Sie das Streben gekannt haben, das mich, neben jenem erſten, ſeit Jahren erfüllt hat. Sie lächelten wie über ein Scherzwort, wenn ich Sie die Meine nannte. Aber es war keine Knabenlaune, Dorothee. Es iſt mir heute nicht heiligerer Ernſt, als in jener früheren Stunde, ſeit ich mich auf mein Selbſt zu beſinnen weiß. Sie ſind noch ſehr jung, Dorothee, und ich hätte das bindende Wort verzögern mögen. Aber mich drängt die Zeit, deren Sie bedürfen. Ich habe das Ja Ihres Vaters; wollen Sie das Ihre gewähren, wollen Sie die Meine werden, Dorothee?“

Bei allem Vertrauen zu dem Manne war mir nach der kriegeriſchen Vorrede dieſe plötzliche Werbung doch ein bißchen zu bunt. Heiraten, ein halbes Kind heiraten, wenn einer im Begriff ſteht, ein Schlachtfeld oder als deſſen Vorſtudium ein chirurgiſches Inſtitut zu betreten! Ich fing an der geſunden Vernunft eines Menſchen für ſich zu

verzweifeln an und rüstete mich, als quasi Patronin meiner kleinen Dorl, die sich zitternd wie Maienlaub an mich klammerte, zu einer herzhaften Abfertigung.

Der wunderliche Heiratskandidat schnitt indessen, noch ehe ich zu Worte kam, meinen Protest mit einem hastigen Nachtrage ab. „Es liegt auf der Hand," fuhr er fort, „daß ich die Erfüllung meiner Wünsche nicht heute oder morgen erwarten darf. Es können, ja es müssen Jahre vergehen, Jahre harten Ringens, vielleicht ein Jahrzehnt. Haben Sie das Herz, Dorothee, diese Jahre zu harren in Treuen und Ehren als meine anverlobte Braut? Sind Sie meiner, sind Sie Ihrer selber gewiß zu solchem Verspruch? Niemals sehen Sie mich wieder, sollte ich dem Lauf nach dem Ziele unterliegen. Aber ich werde nicht unterliegen. Und wenn ich, früh oder spät, zurückkehre, vor meinem Gewissen und der Welt als ein fertiger Mann, wollen Sie dann die Meine werden? Ich habe bis heute nach keinem Menschen begehrt als nach Ihnen allein, wollen Sie, daß ich auch fernerhin Ihrer begehren, daß ich auch in Zukunft Sie lieben darf, Dorothee?"

Des Mannes Wallung hatte mich ergriffen. Das Wagnis seines Anerbietens entsprach recht gründlich meinem fünfzehnjährigen Puls. Mit Triumph würde ich — natürlich vorausgesetzt, daß ich Dorothee Müllerin und nicht Hardine von Reckenburg geheißen hätte — mit Triumph würde ich in Siegmund Fabers Hand eingeschlagen und gesagt haben: „Brich dir einen Weg, suche dein Ziel. Ein Mann wie du ist es wert, daß ein Weib seiner harrt, jahrelang, jahrzehntelang, wie Gott es fügt!"

Aber die wirkliche Dorothee, die keine Mutter hatte und keinen Vaterschutz, die von Verführung und Gemeinheit

umgeben war, die so ratlos und hilfeflehend zu mir in die Höhe blickte, unfähig, nein zu sagen, und noch unfähiger, ja: aber meine schöne, frohlebige, arme, kleine Dorl?

Noch einmal wollte ich in ihrem Namen das Wort ergreifen, und noch einmal schnitt Siegmund Faber mir es ab. „Ich weiß, daß ich Ungewöhnliches verlange," fuhr er in viel sicherer Stimmung fort als zuvor, „und ich fühle, was Sie mir entgegenhalten wollen, Fräulein Hardine. Aber trauen Sie mir nicht zu, daß ich die Jungfrau, die ich liebe, in ihrer haltlosen Lage zurücklasse, daß ich meine Braut vom Schenktische zum Altar zu führen gewillt sein kann. Ich gehe den Weg des Mannes, den Weg der Tat. Mir wird es ein leichtes sein, der Geliebten das Gefühl dieser Stunde treu bis zum Ziele zu bewahren. Sie aber, Dorothee, soll ich das Opfer ihres Jugendrechtes annehmen, so muß sie dem Mann ihrer Zukunft das Recht eines Versorgers auch in der Gegenwart zugestehen. Gern sähe ich sie als Schützling der gebildeten Familie einer größeren Stadt eingereiht. Aber ihr Vater lebt, und die Kindespflicht besteht, solange das Weib nicht dem Manne folgt. Überdies würde sie in jedem fremden Kreise sich unvermeidlich als Abhängige fühlen, und ich will, daß sie frei und ledig sei, schalte und walte nach Frauenart. Möge sie denn ihren Vater pflegen, ihm beistehen, soweit er persönlich ihrer bedarf, ohne in das Getriebe seiner Wirtschaft einzugreifen. Ich habe seinen Handschlag, daß er keine derartige Forderung an meine Braut stellen wird. Alle Vorkehrungen sind getroffen. Sagen Sie ja, Dorothee, so treten Sie morgenden Tages durch gerichtliche Schenkung in den Besitz sämtlicher Liegenschaften, die mein Vater mir hinterlassen hat. Sie

bleiben bis zur Volljährigkeit deren Nutznießerin ohne jegliche Bevormundung, und da sie kürzlich in Pacht gegeben worden sind, ohne irgendwelche Belästigung. Kehre ich bis dahin nicht zurück, erlangen Sie freies Verfügungsrecht. Es ist kein Opfer, das ich Ihnen bringe, es ist eine Last, von der Sie mich befreien, mein liebes Kind. Mir bleibt für den Beginn mehr als ich bedarf, und bald werde ich sicher auf eigenen Füßen stehen. Sie übersiedeln in mein Vaterhaus, statten es aus nach ihrer zierlichen Art. Geschäftig als Herrin im eigenen Revier, in dem Zimmer, wo meine Wiege gestanden hat, wo ich so lange in Hoffnung glücklich war, sehe ich Sie zum voraus als die Meine, sehe ich Sie mit Vertrauen auch fernerhin unter den Augen der hochverehrten Familie, in der Sie aufgewachsen sind, unter Ihren Augen Fräulein Hardine, die Sie der Verlobten Siegmund Fabers Rat und Anteil nicht versagen werden."

Ich hatte während der letzten Erklärung nicht aufgeschaut, weil ich mich des feuchten Nebels über meinen Augen schämte. Nun, wo der Sprecher mit einem Aufruf an meine Freundschaft schloß, blickte ich in ehrlicher Zustimmung zu ihm hinüber, dann aber angstvoll gespannt auf die Kleine, die sich so plötzlich über die unerwartetste Lebenswendung entscheiden sollte. Was würde sie vorbringen, wie sich herauswinden, sie, die vor kaum einer Stunde erklärt hatte: „Mir graut vor dem Mann!" die aufatmete wie erlöst, als er von seinem Abschied, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sprach?

Und nun? O meiner kleinen, beweglichen Dorl! O des wunderhaften Wechsels in einem Mädchenherzen! Wie der See, der grau und trübe unter einem Nebel-

himmel geſtanden hat, wenn plötzlich ein Sonnenſtrahl den Dunſtkreis durchbricht, ſo klar und himmelblau ſtrahlte das Augenpaar; freudenrot waren die Bäckchen überhaucht. Ein Kind unter dem Lichterbaum! Braut heißen und dabei frei ſein; reich ſein, ſchalten und walten im eigenen Haus, ſich ſchmücken und tändeln dürfen — all dieſe Herzensluſt — und nicht ein Fünkchen *mehr* las ich mit *einem* Blick in dieſen lächelnden Zügen. In meinem Herzen brannte es wie eine Scham.

Ob Siegmund Faber dieſen jachen Zauber aus tieferen Gründen gedeutet hat? Ich glaube es nicht. Er kannte ſie ja als ein Kind, liebte ſie als ein Kind. Er traute ja eben der frohen Unſchuld einer Kinderſeele, dem Bande, das die Dankbarkeit webt, der Treue der Pflicht in einem unentweihten Gemüt. Und er fühlte ſich der Mann, das Herz des Weibes zu erobern, ſobald er es als Eigentum in Anſpruch nehmen durfte.

Wie dem auch ſei: Siegmund Faber blickte jetzt nicht mehr beklommen, ſondern froh und getroſt wie ſeine kleine Dorl. Er ſtreckte die Hand zu ihr hinüber und fragte lächelnd: „Nun, liebe Dorothee?“

Sie legte ihre Rechte in die ſeine und neigte das Köpfchen zu einem glückſeligen Ja.

„Sagen Sie Amen, Fräulein Hardine, als Zeugin und Bürgin unſeres Verſpruches,“ rief der junge Bräutigam, ſich zu mir wendend.

Ich ſagte nicht Amen, aber ich drückte Siegmund Faber die Hand und umarmte — ſchweren Herzens, Gott weiß! — ſeine ſtrahlende Braut.

Auch Siegmund Faber — daß es an keiner Verlobungsförmlichkeit fehle — hauchte einen Kuß auf Dorothees

Stirn, ſo zagend jedoch, als ob er ſich fürchte, einen gefährlichen Sinn in dem Kinde — oder in ſich ſelber? — zu erwecken. Dann aber, wieder ernſt und feierlich wie beim Beginn der ſeltſamen Szene, ſtreifte er zwei einfache Goldreifen von ſeiner Hand, ſteckte den einen an ſeinen eigenen Ringfinger, den anderen an den ſeiner Braut und ſprach:

„Die Trauringe meiner Eltern! Wenn ich eines Tages, dieſen Reif am Finger, Ihnen gegenübertreten werde, Dorothee, dann wiſſen Sie, ohne Wort, daß ich in Treuen und Ehren mein Ziel erreichte. Und wenn ich den anderen dann an Ihrer Hand gewahre, dann weiß ich, ohne Wort, daß ich in Treuen und Ehren mein Weib zum Altare führen darf."

Der Wagen der Eltern fuhr in dieſem Augenblick vor. Langſam ſchritt ich meinem Hauſe, raſch und fröhlich, Arm in Arm, ſchritten die beiden anderen dem des Brautvaters zu.

Ein kaum bärtiger Jüngling, ein Feldſchergehilfe, der abenteuerlich ins Blaue zieht und ſein Erbteil verſchenkt, um ſich damit das Herz eines unflüggen Mädchens zu erkaufen; eine Verlobung wie aus der Piſtole geſchoſſen; ein zweites halbflügges Mädchen als Zeugin und Bürgin des wunderlichen Bundes aufgerufen: — meine Freunde, wie ich dieſes Bild aus der Erinnerung faſt eines halben Jahrhunderts hervorgekramt habe, da mag es wohl recht töricht, vielleicht läppiſch vor Euren Augen ſtehen. Ich ſage Euch aber: hättet Ihr den Siegmund Faber gekannt, ihr würdet meine ernſthafte Bewegung nicht belächelt haben. Und nicht die unerfahrene Tochter allein, auch die erfahrenen Eltern ſahen kein Kinderſpiel in Siegmund Fabers raſcher Tat.

„Ein Sonntagskind, unſere kleine Dorl!“ rief froh gerührt der Papa. „Ein Sonntagskind, dem das Glück wie im Traume in das Schürzchen fällt. Und ein Tauſendſaſſa, dieſer Mosjö Per—ſé, ſo ſein Vögelchen an einer goldenen Kette feſtzulegen!“

Die bedachtſame Mama aber, die wohl ſchwerlich ohne einen Anflug mütterlichen Neids die kleine Schenkendirne wohlhäbig und früher Braut werden ſah als ihre Hardine, ſie erklärte nicht minder: „Kein Advokat hätte es ſchlauer auszutüfteln gewußt als dieſer junge Pfiffikus. Wohl oder übel: das Fideikommiß bis zur Volljährigkeit, das heißt, bis über die gefahrvolle Jugend hinaus, bannt den Flatterling, und am Traualtare erhält der großmütige Verſchenker ſein Eigentum zurück.“

Der gerichtliche Akt ward genau nach der Angabe am anderen Tage vollzogen, und mit dem Morgengrauen des übernächſten war der wunderliche Bräutigam hoch zu Roſſe auf und davon. Der letzte Heimatsgruß ward nach Fräulein Hardines Dachfenſter hinaufgewinkt und von dort aus erwidert.

„Hatteſt du Herrn Faber ſchon geſtern abend Lebewohl geſagt?“ fragte ich Dorothee, als ſie bald darauf in meine Kammer trat.

„Ach nein, Fräulein Hardine,“ ſtammelte ſie verlegen, „ich wollte es heute früh, aber — ich habe es verſchlafen.“

So war denn ſelber eine Anſtandszähre beim Abſchied unſerem glücklichen Bräutchen erſpart worden.

Wie flink ging es nun aber noch ſelbigen Tages an ein Scharwerken und Räumen! Das Unterſte wurde zu oberſt gekehrt in dem Zimmer, vor deſſen Fenſter noch im Winter Meiſter Fabers Scherbecken gefunkelt hatten; ge-

tüncht, geſcheuert, das alte Mobiliar blank auflackiert und friſch bezogen. Bald ſtand, ſchneeweiß verhüllt, ein zierliches Himmelbett auf der Stelle, wo Siegmund Faber ſich auf hartem Strohſack eine kurze Nachtruhe gegönnt hatte. In der Ecke, die ſeine ungehobelten Bücherbretter gefüllt, prangte ein Schränkchen mit Puppen und Tändelwerk aus der Kinderzeit der kleinen Dorl; luftige Gardinen, Blumen, immer friſch gepflückt, ſchmückten den Fenſterplatz; im grünberankten Käfig ſchnäbelte ſich ein Zeiſigpaar. Keine Bürgerstochter hatte ein zierlicheres Stübchen aufzuweiſen, und wie kahl und wie dürftig erſchien nebenan Fräulein Hardines nüchterne Mädchenkammer!

Die kleine Wirtin aber, im kurzen Röckchen und flittergeſtickten Hackenſchuhen, flatterte fröhlich treppauf, treppab. In der einen Taſche bauſchte ſich die Tüte mit dem Kandis und Zuckerbrot, welche die Näſcherin niemals ausgehen ließ; in der anderen klapperte das Beutelchen, aus welchem jedem Bettelkinde ein Pfennig oder Kreuzer zugeworfen ward. So gings hinüber in die Kellerei, wo zu Nutz und Frommen der Wirtſchaft eine handfeſte Magd vorgeſetzt worden war; dann durch die Heckenlücke in den Garten; hinauf in die Brautlaube; ein Huſch in die Nachbarſchaft; ein Guck in Fräulein Hardines Kammer; ein Knicks und Handkuß in Reckenburgs Familienzimmer, lächelnd und tänzelnd und trällernd vom Morgen zur Nacht: die echte, rechte, unermüdliche, kleine Dorl.

Drittes Kapitel

Die ſchwarze Reckenburgerin

Ich hatte übrigens nur kurze Zeit das glückſelige Treiben unſerer neuen Hauswirtin zu beobachten, denn auch mein eigenes Leben ſollte in jenen Sommerwochen einen unvorhergeſehenen Wechſel erfahren.

Ich habe ſchon zu Anfang der alten Gräfin als meines Vaters und meiner eigenen Patin erwähnt und hinzugefügt, daß keines von beiden ſich jemals einer zeitgemäßen Pflicht- und Gunſtbezeigung von ſeiten ihrer hohen Namensverleiherin zu erfreuen, ſich einer ſolchen indes auch nicht von ihr verſehen hatte. Anders vielleicht, wenn der letzte Sprößling des alten Stammes ein männlicher geweſen wäre. Aber ein Mädchen, die Tochter eines verarmten Seitenzweigs, wie hätte die „ſchwarze Häuptlingin“ in ihrer fürſtlichen Hoheit ſich einer erinnern ſollen, mit welcher der Name vorausſichtlich in Dunkelheit erloſch? Wer auch immer die Erben der wunderlichen Greiſin ſein mochten, der beſcheidene Rittmeiſter von Reckenburg und ſein dürftig erzogenes Fräulein, wir wußten es, waren es nicht.

Groß, über allen Ausdruck groß war daher das Wunder, als im Laufe des Spätſommers ein eigenhändiges Schreiben der Gräfin, das erſte ſeiner Art, die weiße Vetternſippe beehrte. Das Schreiben lautete, aus dem Franzöſiſchen überſetzt:

„Wenn die Freifrau und der Freiherr von Reckenburg geneigt ſein ſollten, ihre Tochter Eberhardine der Gräfin von Reckenburg als Gaſt während des nächſten Winters zu überlaſſen, ſo wird die gräfliche Equipage die junge Dame — (Datum und Stationsort waren

genau bezeichnet) — zur Beförderung nach Schloß Reckenburg erwarten."

So wenig einladend diese Einladung gestellt war, und so schwer den Eltern das wenn auch nur zeitweise Überlassen des einzigen, kaum erwachsenen Kindes in völlig unbekannte Hand vorkommen mochte, die Möglichkeit einer Ablehnung ist gar nicht in Betracht gezogen worden. Die Gräfin aber — nun, sie war eben die reiche Gräfin von Reckenburg und nahe dem achtzigsten Jahre. Das Fräulein von Reckenburg war aber ein blutarmes Ding, wenig begehrenswert für einen Freiersmann und, verlor es den Vater, schutzlos der Welt gegenüberstehend. Mancher mütterliche Sorgenseufzer mochte in dieser Aussicht innerhalb der vertraulichen Ratskammer laut geworden sein. Eine Aussteuer, ein Legat von dem Überflusse der einzigen Verwandtin, die heute zum erstenmal eine Art von Anteil bekundete, konnte nun allen Sorgen und Seufzern ein Ende machen.

Der Vater antwortete daher zustimmend, wenn auch in würdigster Haltung. Gunst und Vertrauen wurden erwiesen, mehr als empfangen; nicht die glänzender gestellte Verwandtin, die zu einem Wunsche berechtigte Patin war es, der man Folge leistete.

Längeres Bedenken erregte die Art der Beförderung. Das blutjunge Fräulein konnte nicht allein und nicht in der gelben Postkutsche reisen; der Vater, wie er es am schicklichsten gefunden haben würde, nicht die Begleitung übernehmen, da der Termin der Einladung mit dem einer kurfürstlichen Revue zusammenfiel, die Mutter aber kränkelte seit einiger Zeit, und der Arzt hatte ihr das Fahren strengstens untersagt.

Die Verlegenheit wurde indessen bestens gelöst, da „Muhme Justine" sich freiwillig als Duenna und Reiseschutz erbot. Denn wenn auch hundert Meilen zurückzulegen gewesen wären, statt zwölf, und zwanzig Nachtquartiere zu halten, statt zwei, keinem Menschen auf der Welt würde die Mutter ihr Kind so zuversichtlich übergeben haben als unserer Muhme Justine.

Muhme Justine, Du Treueste der Treuen, so trittst Du denn auf dieser Reise zum erstenmal in den Rahmen meiner Geschichte, da Du doch schon beim ersten Schritt der Lebensreise gebührentlich hättest Erwähnung finden müssen. Du hast mich auf deinen Händen an das Licht getragen, hast mich geschaukelt, als die Mutterarme noch zu schwach waren für das „Hünenkind", und niemals ist ein Pflegling mit zärtlicheren Blicken gehütet worden als die letzte Reckenburgerin von ihrer Muhme Justine.

Muhme Justine war als Witwe eines Wachtmeisters in den elterlichen Dienst getreten und hatte ihn, lediglich mit Aushilfe des Soldatenburschen, verwaltet, auch da die Pflege der Neugeborenen sie zum Range einer Muhme erhob. Alle Pflichten und Künste dieser ehrwürdigen Zunft hatte sie geübt und keine ihrer befreienden Befugnisse beansprucht. Erst als ihr „Dinchen" der Zucht einer Kinderfrau entwachsen war, vertauschte sie ihr lastvolles Amt mit dem wenigstens einträglicheren einer Wickelmutter, ohne aber auch dann sich aus dem Gesichtskreise ihres Pflegekindes zu entfernen, denn sie teilte mit der neuen Magd das Kämmerchen zwischen den Gemächern des Hofmeisters und Ehren-Purzels.

Sie hatte kein eigenes Kind gehabt und stand allein in der weiten Welt; so wurde die kleine Hardine ihr ein

und alles, und Gott verzeihs der großen Hardine, wenn die Liebe, die ſie nicht in gleichem Maße erwidern konnte, ſie ſpäterhin manchmal wie eine Laſt bedrückt hat. Die kleine Hardine war ihr Augapfel, ihr Lebenszweck, ihre Hoffnung, ihr Stolz. Sie ſah ſie prophetiſch unter den Großen der Erde, ſie dereinſt als Englein mit goldenem Flügelpaar vor Gottes Thron. Der übrigen Menſchheit mag ſie wohl dann und wann ein wenig biſſig und neidiſch und haberiſch vorgekommen ſein; aber biſſig und neidiſch und haberiſch nur für die Rechte und Vorrechte ihres Fräulein Hardine; für ihr Fräulein Hardine ſann ſie und ſpann ſie, ſparte uud darbte ſie; Fräulein Hardine iſt die Erbin der paar hundert Taler geworden, die ſie kreuzerweis zuſammengeſcharrt hatte.

Muhme Juſtine war fromm und bibelfeſt; aber die göttlichen Verheißungen genügten ihr nicht, wo es das Erdenlos ihres Herzblatts galt. Die geheimnisvollſten Wahrnehmungen mußten für ſie ausgedeutet, dunkle Orakel befragt werden, und das Schlußbild ſämtlicher Geſichte zeigte immer nur Glück und wieder Glück. Schon der Tauftag, der dritte des Lebens, war ſegenverheißend geweſen: Täuflingin hatte, während ihr das Mützchen gelöſt ward, dreimal kräftig genieſt: item, ſie war ein Weltwunder von Geiſt und Gaben; ſie hatte unter dem Träufeln des Taufwaſſers unbändig geſtrampelt und gebrüllt: item, ihrer harrten der Erde Schätze und Güter. Seit dieſer Weiheſtunde ſtand für Muhme Juſtine die gräfliche Erbſchaft feſt wie ein Evangelium, und es verging ſelten ein Tag, daß ſie für ihr Goldkind nicht irgend etwas Herrliches in ihren Träumen oder Karten ausgeſpäht hatte. Ein Glücksbrief war angekündigt, wochenlang be-

vor die Einladung der Gräfin die Insassen der Baderei so hoch überraschte.

Nur in einem einzigen Punkte wollten die geheimnisvollen Orakel seltsamerweise niemals mit den Herzenswünschen meiner alten Muhme stimmen. Sooft die hochwichtige Frage nach ‚dem Zukünftigen' erhoben ward, zeigte die Seherin sich kopfhängerisch und kleinlaut, an ihr Fräulein aber erging die deutungsschwere Mahnung: „sich vor Schindern und Schabern in acht zu nehmen". Auf einen Obsieg des Herzkönigs schien die Muhme nach manchen leidvollen Proben verzichtet zu haben; aber selber die vielverheißendste Konstellation des Grünkönigs wurde im letzten Augenblicke jederzeit von einem ausverschämten Schellenunter gekreuzt.

Wer war nun aber dieser unvermeidliche Schellenunter, der die Nachtruhe meiner alten Muhme so grausam störte? Eine Zeitlang hatte sie ein gar böses Auge auf den wortkargen, hochfahrenden Wirtssohn gerichtet; seit dessen plötzlicher Entfernung aber und dem veränderten Glückszustande seiner Braut waren die Gedanken in eine andere Bahn gedrängt worden. Der verhängnisvolle Schellenunter brauchte nicht notwendig eine Mannesperson zu sein; ja weit natürlicher war es ein Frauenzimmer, und dieses Frauenzimmer kein anderes als — unsere neue Wirtin Dorothee.

Muhme Justine war zwar keine leibliche, aber doch eine Namensbase der kleinen Dorl. Beide nannten sich Müllerin; da aber Muhme Justine ein Gemüt hegte, stolzer noch als das der Reckenburgs, hatte sie die Bevorzugung der kleinen Plebejerin von Haus aus mit unholden Blicken angesehen. „Gab es denn kein adeliges Kind Dinchen

zur Geſellſchaft?" brummte ſie anfangs, und ſpäterhin: „Mußte es denn eine ſein von einer beſſeren Couleur, wenn auch lange nicht ſo nobel und durabel wie Fräulein Hardine?" Die Schenkung und der blinkende Verlobungsring konnten natürlich keine humanere Auffaſſung bewirken; ſeit ſich aber gar der bedrohliche Schellenunter unter dem Lärvchen der Schenkentrine enthüllte, hätte — abgeſehen von den geſteigerten Erbſchaftsausſichten in Reckenburg — der Muhme gar nichts Erwünſchteres als meine zeitweiſe Entfernung von Hauſe widerfahren können.

Kaum hörte ſie daher von den elterlichen Reiſeſorgen, ſo erklärte ſie, daß ſie ſich die Begleitung nicht nehmen und ihrem Fräulein kein Härchen auf dem Wege krümmen laſſen werde. Man traf ſeine Abrede, und unter allerlei Zurüſtung gingen die Wochen im Fluge dahin.

An Dorothees Geburtstag, dem 29. September, langte die erſte Sendung des fernen Bräutigams an: Brief und Schächtelchen. Sie öffnete das letztere haſtig und jubelte hellauf bei dem Anblick der koſtbaren Granatgehänge, die ihr als Angebinde verehrt wurden.

„Und was ſchreibt er?" fragte ich, nachdem ſie vor dem Spiegel den großen Schmuck den kleinen Ohren eingehenkelt hatte. Sie überflog den Brief und reichte ihn mir mit den Worten: „Es ſteht nicht viel darin".

Und es ſtand allerdings nicht viel darin. Herkömmliche Glückwünſche und eine ziemlich altmodiſche Redensart von ewiger Liebe und Treue und ſo weiter. Sie ſchien dem Schreiber nicht eben flott von Herzen gegangen zu ſein. Eine Nachſchrift brachte die Notiz, daß er alſobald von Berlin zur königlichen Armee nach Schleſien dirigiert und dort, nach Wunſch, dem Regiment Weimar zugeteilt

worden sei. Da die hohen Potentaten seitdem Versöhnung geschlossen, sei die kriegerische Aussicht zunächst verschoben; Schreiber aber habe in dem chirurgischen Institute zu Breslau förderliche Beschäftigung gefunden, eine Gunst, welche er nicht allein der gnädigen Verwendung seines durchlauchtigen Chefs zu verdanken habe, sondern mehr noch der eines erhabenen Geistesfürsten, bei welchem eine Empfehlung von Jena ihn eingeführt, und mit dem er eine über alle Maßen interessante Unterredung über die in das chirurgische Gebiet einschlägigsten Lehren gepflogen.

(Notabene: Jungfer Grundtext, welche die Stammtafel der sächsischen Fürsten am Schnürchen herzusagen wußte, von einem „Geistesfürsten" aber noch nie eine Silbe gehört hatte, zerbrach sich vergeblich den Kopf über Natur und Namen des Erwähnten.)

Nach in Bälde bevorstehendem Rückmarsch hoffe er, wieder durch Verwendung jenes außerordentlichen Herrn, einen längeren Urlaub zu erhalten und denselben in der Universitätsstadt Göttingen, als in der Nähe seines im Harz garnisonierenden Regiments, zu verbringen. Bis das Zeitwesen sich unvermeidlich wieder kriegerisch gestaltet haben werde, erfreue Schreiber sich sonach der förderersamsten Tätigkeit.

„Hast du Herrn Faber geantwortet?" fragte ich am Tage vor meiner Abreise Dorothee, die errötend das Köpfchen schüttelte.

„So tu es heute noch," mahnte ich.

„Wenn ich nur wüßte, was!" sagte sie kläglich, setzte sich aber gehorsam nieder und begann ziemlich flink mit dem Dank für die wunderschönen Ohrgehänge. Nun jedoch stockte der Fluß. Sie kaute an der Feder, seufzte und rieb

ſich die Stirn, auf welcher die hellen Angſttropfen perlten. „Helfen Sie mir ein bißchen, Fräulein Hardine," bettelte ſie endlich.

Das tat ich nun freilich nicht. Im Gegenteil, ich entfernte mich, hoffend, daß es in der Einſamkeit beſſer gelingen werde. Aber der Nachmittag verlief über dem ſauren Werk und am Abend erſt wurde das Blatt zur Durchſicht in meine Hand gelegt. „Fräulein Hardine ſagt dies, Fräulein Hardine tut das," ſo lautete es Satz für Satz. Aus dem eigenen Herzen und Leben kein Wort. Der wunderlichſte erſte Liebesbrief einer Braut! Indeſſen die Kleine dankte Gott, daß er fertig war, ſiegelte raſch mit einem Sechſer und trug das Schriftſtück eilig ſelbſt nach der Poſt.

Der Abſchiedsmorgen brach an. Eine Reiſe, und wäre es nur auf zwölf Meilen, eine erſte Reiſe zumal, galt uns Kleinſtädtern Anno 90 noch für einen halben Tod. Man ſchien ſich ſo unerreichbar, wenn man ſich nicht mehr mit Händen greifen konnte, man mochte geſtorben und verdorben ſein, ehe nur ein Hilferuf zu dem Verlaſſenen gedrungen war.

Wir ſaßen bei Kerzenlicht um den Frühſtückstiſch; keiner berührte einen Biſſen, keiner redete ein Wort. Mama und ich, wir ſchluckten unſere Tränen tapfer hinunter, der ehrliche Vater aber ließ ſie frank und frei laufen, und die kleine Dorl ſchluchzte laut. Der Tag begann zu dämmern, die einſpännige Chaiſe fuhr vor; der eiſenbeſchlagene Seehundskoffer wurde aufgebunden, Kiſten und Kober, mit Mundvorräten gefüllt, türmten ſich, als ging es rund um die Welt. Vor den Türen lugten die Nachbarn in Pantoffeln und Nachtmützen; Mägde, die Waſſerbütten auf dem Rücken oder den Semmelkorb am Arm, Kinder, die den

Betten im Schlafkittelchen entsprungen waren, drängten sich vor unserem Tor. Alle wollten Rittmeisters Fräulein, das zu einer uralten, steinreichen Erbtante auf die Reise ging, in die Kutsche steigen sehen.

Endlich erschien auch Muhme Justine mit aller Würde einer Duenna, in blendendweißer Flügelhaube und der Festschürze von grasgrünem Taft. Schon saß ich im Wagen und hatte sie den Fuß auf den Tritt gesetzt, als die Betglocke anschlug. An keinem Morgen, Mittag oder Abend hörte die Muhme die feierlichen drei Schläge, ohne zu einem Vaterunser auf die Knie zu sinken. Nur auf der Straße begnügte sie sich mit der dreimaligen Verbeugung, durch welche wir im Gotteshause dem Namen unseres Herrn und Heilandes Verehrung zollten. An dem heutigen wichtigen Tage aber beugte Muhme Justine auf offenem Markte ihre alten Knie. Der Vater nahm die weiße Zipfelmütze vom Haupte und aus dem Munde die Tonpfeife, der er bis dahin krampfhafte Wolken entlockt hatte; die Mutter, Dorothee und ich falteten die Hände zu einem stummen Gebet. „Unseren Ausgang segne Gott, unseren Eingang gleichermaßen!" rief die Muhme laut, indem sie sich von den Knien erhob. Sie kletterte in die Chaise und setzte sich geziementlich auf den Rücksitz, ihrem Fräulein gegenüber. Der Vater schloß den Schlag. Noch ein „Glückauf!" und dahin rumpelten wir auf dem holperigen Pflaster in eine neue, unberechenbare Welt.

Dank der resoluten Reisemarschallin ging die dreitägige Fahrt ohne Hindernis vonstatten. Auf der letzten Station harrte verabredetermaßen das „Spukeding" von Reckenburgs goldener Kutsche mit dem unsterblichen Schimmelzug und der gleicherweise unsterblichen Lakaienschaft.

Ihr habt, meine Freunde, mich vor Jahren noch in dem schweren bronzierten Glaskasten dann und wann einen Ausflug machen sehen. Ich tat es, wie ich manches ererbte Unbequeme tat und erhielt — aus Bequemlichkeit. Es war einmal da, es genügte mir. Ich tat es aber auch mit der Absicht, das böse Ding allmählich seines gespenstischen Nimbus zu entkleiden. In diesem alten Gehäuse hatte die Gräfin ihren Einzug in Reckenburg gehalten, in ihm war sie in der ersten Zeit ihrer Herrschaft hinter von außen her verhüllenden Gardinen bei ihren Flurbesichtigungen vermutet worden. In ihm folgte ich, als einzige Leidtragende, ihrem Leichenzuge. Daß die Schimmel und Heiducken von 1750 und 1806 nicht die nämlichen waren, sondern nur von möglichst ähnlichem Kaliber und nur mit dem silberbeschlagenen Geschirr und der silberstrotzenden Livree ihrer sehr sterblichen Vorgänger behängt, brauche ich Euch nicht zu versichern.

Und wie mit der Unsterblichkeit der Schimmel und Heiducken, und wie mit der alten schwarzen Reckenburgerin selbst, wird es auch mit allen ihren übrigen Seltsamkeiten eine sehr natürliche Bewandtnis gehabt haben. Der Mensch, welcher sich aus Neigung oder Fügung dem Tagestreiben entzieht, verfällt eben dem Vergessen oder dem Märchensinn seiner Lebensgenossen.

Nun ja, sie hat in fast einem halben Jahrhundert ihre unzugängliche, dämmerige Klause nicht verlassen; aber das geschah, weil das Sonnenlicht ihre Augen blendete, und weil ein schlecht geheilter Knochenbruch ihr jede Bewegung empfindlich machte. Ja sie hat die Nächte ohne Schlummer in ihrem Stuhle aufrecht gesessen; aber nur, weil asthmatische Beschwerden ihr erst am Morgen ein

paar Ruheſtunden gönnten. Ja ſie hat ſich lange Jahre faſt ausſchließlich von Grützbrei und Eicheltrank genährt; aber nur, weil der Magen keine kräftigere Koſt mehr duldete. Nicht unerklärlicherweiſe *trotz* ihrer Diät, ſondern erklärlicherweiſe *wegen* ihrer Diät hat ſie ſich das Daſein über das gewöhnliche Menſchenmaß hinaus gefriſtet. Je einfacher wir, freiwillig oder gezwungen, unſere Funktionen beſchränken, um ſo zäher wird ja das Leben. Menſchen mit mangelnden Sinnen dauern gemeinhin länger als die mit völligen Sinnen. Geizige, das heißt Menſchen mit verknöchertem Herzen, werden faſt immer uralt.

Und ſo möge denn auch eingeſtanden ſein, daß die ſeltſame Gründerin und Erhalterin der Reckenburg mit ſolch einem verknöcherten Herzen in die Grube gefahren iſt. Wie ſie aber von einem reichen Eingange zu dieſem armſeligen Ausgang gelangen konnte, das erkläre Euch ein Blick über ihren Lebenslauf, der ſich auch vor *meinen* Augen erſt nach ihrem Tode aus einer vorgefundenen Korreſpondenz im Zuſammenhange enthüllt hat.

Eberhardine von Reckenburg hatte von ihrem Vater nichts als die Trümmer ſeiner Stammburg in einem ſumpfigen, verrufenen Waldwinkel überkommen. Mütterlicherſeits aber war ſie eine Erbtochter. In der Wiege verwaiſt, verdreifachte ſich ihr Vermögen unter einer gewiſſenhaften Vormundſchaft, da die Kurfürſtin, ihre Patin, ſie innerhalb ihrer eigenen Hofhaltung erziehen und ſpäter als Hoffräulein in ihren Dienſt treten ließ. Bei ihrer Mündigkeitserklärung ſah ſie ſich in einem Beſitzſtand, der ihrerzeit ein fürſtlicher genannt ward.

Klug und ehrgeizig von Natur, beſaß ſie den Sinn, dieſen Wert nach ſeinem Abſtande von dem großenteils ver-

armten Höflingsadel zu ermeſſen. Sie galt für ſchön, und ſie galt ſich ſelbſt dafür; aber ſie ſah manche ihresgleichen ſich und anderen mit noch größerem Rechte dafür gelten, und nach einem Karneval oder zweien, verdrängt, vergeſſen, von der Bühne verſchwinden, ſobald nicht eine andere Macht der Schönheit eine dauernde Unterlage gab. Daß von der Tugend als ſolcher Unterlage zu Auguſt des Starken Zeiten keine Rede war, braucht nicht erörtert zu werden, aber auch der Adel gewährte ſie nicht, denn die reinſte Ahnenprobe führte eine abgeblühte Schöne beſtenfalls in ein Fräuleinſtift. Nur eine Goldtonne war ein zuverläſſiges Piedeſtal. Zwiſchen Feſt und Spiel, inmitten der gewiſſenloſen Herrſchaft eines Brühl und ſeiner tollen Nacheiferer, gab es am Hofe von Sachſen ein junges Mädchen, das mit heimlichem Hohn die Schnüre ſeines Beutels feſt in den Händen hielt und mit der nüchternen Berechnung eines Mannes ſeinen Schatz zu mehren verſtand. Mochten die Kartenhäuſer um ſie her zuſammenſtürzen, ſie ſtand ſicher, ſie durfte ſteigen.

Tag für Tag meldete ſich ein Bewerber um die Hand der reichſten Partie des Landes. Keiner genügte ihrem hochſtrebenden Sinn. Sie war dreißig Jahre alt geworden und wählte noch immer. „Der Rechte wird kommen!“ ſagte ſie ſich, wenn ſie ihr Kontobuch zugeklappt und ein beredtes Schönpfläſterchen auf die geſchminkte Wange geheftet hatte, um ihrer Herrin — jetzt der Nachfolgerin der brandenburgiſchen Eberhardine — zu einem Feſte des unerſchöpflich erfinderiſchen, allgewaltigen Miniſters zu folgen.

Und der Rechte kam noch zur rechten Zeit, bevor die letzte Jugendblüte gewelkt war. Was wißt Ihr, meine

Freunde, unter den ungezählten, länderlosen Fürstensöhnen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation von einem Prinzen Christian? Und was braucht Ihr von ihm zu wissen, als daß er ein schöner Mann und nach den Begriffen seiner Zeit und Zone ein Genie gewesen ist: ein Genie, das heißt ein durchlauchtiger Libertin nach dem Schlage des Maréchal de Saxe — nur daß er sich auf kein Fontenoy und Rocour zu berufen hatte —, daß er an den verwandten Hof von Sachsen zurückkehrte, sei es, um nach allerlei abenteuernden Fahrten sich eine Ruhepause zu gönnen, sei es, um nach erschöpftem Erbteil sich neue Quellen aufzuschließen. Die fürstliche Sippe war der wiederholten Schröpfungen überdrüssig; das Suchen nach einer ebenbürtigen Erbin erwies sich als verlorene Mühe. Brühl glaubte daher einen Meisterzug zu tun, indem er die Blicke des unbequemen Schützlings auf das immerhin noch ansehnliche und im Ehrenpunkte untadelige Frei- und Hoffräulein von Reckenburg als eine der besten Partien in deutschen Landen lenkte.

Ob das vorsichtige Fräulein dem verführerischen Coqueluche der Damenwelt widerstanden haben würde, wenn er einfach ihresgleichen gewesen wäre, sei dahingestellt. Aber er war ein Prinz, berechtigt, um eine Kaisertochter zu werben, und diesem Zauber widerstand sie nicht. Ihr Kinder eines anderen Jahrhunderts habt keinen Maßstab mehr für eine Anschauung, welche auch den letzten Anhängsel eines Thrones hoch über alle menschlichen Ordnungen erhob und den Gesalbten des Herrn der Pflicht selber gegen die ewigen Gesetzestafeln entband; für eine Anschauung, welche einen verirrten Tropfen königlichen Blutes von höherem Adel achtete, als den, welcher in

den Kreuzzügen erobert worden war. Nach einer Ertötung ohnegleichen während der verheerenden dreißig Jahre hatte die Zeit über unserm Vaterlande gleichsam stillgestanden und das Säkulum der äußersten Verdumpfung des Bürgertums, des tiefsten Verfalls der Ritterschaft war noch nicht abgelaufen. Erst des preußischen Friedrich Schwert und Zepter hat die Uhr für eine neue Zeitrechnung aufgezogen.

Der Prinz von Geblüt hatte dem reichen und ahnenreichen Fräulein kein ebenbürtiges Bündnis anzubieten; sie durfte nicht seinen Namen führen; ihre Kinder — hätte er etwas zu sukzedieren gehabt — würden nicht sukzessionsfähig gewesen sein. Aber die Stellung einer fürstlichen Gemahlin auch nur zur linken Hand bot der zur „Reichsgräfin von Reckenburg" Erhobenen noch immer den ersten Rang nach den reichsunmittelbaren Geschlechtern; der Ehrgeiz sah kein erreichbar höheres Ziel, und so wurde die ursprünglichste Leidenschaft zu einem magnetischen Strom, der eine unstillbare Glut in dem so lange kalten Herzen entzündete. Die Hände, welche ein fürstlicher Gemahl mit galanter Inbrunst küßte, wie hätten sie fortan die Schnüre des Säckels ängstlich zusammenhalten mögen? Hoffart, die Herrin, hatte ihr Ziel erreicht; Klugheit, die Magd, wurde des Dienstes entlassen.

Bald war die Haushaltung in der Hauptstadt mit rangentsprechendem Glanze eingerichtet. Das junge Paar zählte zu dem Anhange der regierenden Kurfürstin-Königin und mit ihr zu den Feinden des allgewaltigen Favoriten. Am Hasse entzündete sich die Rivalität, und es war vielleicht der einzige Wermutstropfen in Eberhardines Honigbecher, daß sie ihren angebeteten Prinzen es nicht einem Empor-

kömmling gleichtun lassen konnte, der sich Hunderte von Lakaien und eine eigene Leibgarde hielt, der, wie Friedrich der Große sagt, in Europa die meisten Pretiosen, Spitzen, Pantoffel und so weiter besaß, und mit den Narreteidingen eines verschmitzten Sklaven die träge Sultanslaune seines sogenannten Herrn bis an den Rand des Abgrundes gängelte.

War nun der Abstich schon empfindlich während der residenzlichen Winterzeit, um wieviel mehr, wenn der Sommer kam mit seinen ländlichen Festen, der Herbst mit der einzigen königlichen Passion, der Jagd. Da verging wohl kein Jahr, daß nicht der schöpferische Minister in einem eigenen neuen, aus dem Boden gestampften Prachtbau seinem Herrn ein Feenspiel oder eine Sauhetze bereitet hätte. Der Parvenü zählte seine Lustschlösser und Jagdgebiete nach Dutzenden; der Prinz von Geblüt erfreute sich keiner Handbreit eigenen Landes und auch das Vermögen seiner Gemahlin war nicht in Grundbesitz angelegt.

In dieser Verlegenheit gedachte man der alten, verwüsteten Reckenburg, und da romantische Naturschönheit so wenig wie fruchtbringende Bodenkultur in der Berechnung lag, fand man die erwünschteste Gelegenheit: in der Nähe eines schiffbaren Stromes ein Waldrevier mit einem Wildbestand, dessen die verzweifelnden Bauern trotz gewaltsamster Selbsthilfe auf ihren kargen Feldstücken sich nicht erwehren konnten. Man feierte zum voraus im Geiste die Gondelfahrten, Hetz- und Treibjagden, die auf diesem ältesten Reckenburgschen Grunde arrangiert werden sollten, sobald an Stelle der eingeäscherten Burgtrümmer ein Neubau, stolzer als alle Schöpfungen Brühls, sich erhoben haben würde.

Allerdings erforderte dieſer Neubau Jahre; Jahre deren ſommerliche Hälfte in Ermangelung einer ſtandesmäßigen Reſidenz auf Reiſen verbracht werden mußte. Welche Verlockung nun aber, ſich in den kunſtfertigſten Ländern Europas mit den Erzeugniſſen des Luxus und der Mode für die heimatliche Einrichtung zu verſehen!

Endlich ſtand der heißerſehnte Palaſt aufgerichtet; der letzte Marmorſims, das letzte Getäfel waren eingefügt; Stukkatur und Schnitzwerk, Gobelin und Brokat, vor allem das gräflich gekrönte fürſtlich-freiherrliche Allianzwappen nicht geſpart. Der junge Heckenwuchs des Luſtgartens ſproßte; Faunen und Amoretten ſprudelten einen Willkommenſtrahl; Keller und Speicher waren zum Übermaß gefüllt; eine Reihe von Feſten ſollte den Einzug des hohen Paares verherrlichen.

Da, in der letzten Stunde, enthüllte ſich der Abgrund, in welchem mit der Fülle des Säckels die Treue des Geliebten verſunken war. Ein Zufall lüftete den Schleier. Ob aber in Wahrheit der Taumel der Luſt die ſcharfblickende Frau ſo lange verblendet hatte? Ob ſie nicht freiwillig die Augen geſchloſſen, ſolange ein Tropfen in ihrem Freudenkelche übrigblieb? Ich glaube das letztere. Sie würde mit dieſem Manne, ſie würde für ihn gedarbt, ja ſie würde ſeine Untreue geduldet haben, wenn er an ihre Seite zu bannen geweſen wäre. Aber die goldenen Ketten, mit welchen die alternde Schöne den verwöhnten Lüſtling gefeſſelt hatte, ſie ſah ſie geſchmolzen. Kein Jahr mehr dieſes ſchrankenloſe Treiben, und ſie war eine verlaſſene Bettlerin. So willigte ſie denn in eine Scheidung als den einzigen Weg, nicht etwa den bisherigen Glanz, ſondern einfach ihre Exiſtenzmittel zu retten. Der flott-

lebige Herr jubelte über eine Freiheit, die ihm gestattete, seine Wünschelrute nach einem neuen Glücksborn auszuwerfen.

Während er nun in Italien und Rußland, den beiden Pflegestätten prinzlicher wie plebejischer Abenteurer jener Zeit, das unstete Treiben seiner Jugendjahre erneuerte, heute Soldat und morgen Seladon, gestaltete die Gräfin ihren ferneren Lebenslauf um so stetiger. Sie zählte mehr als vierzig Jahre, war nicht mehr schön und, nach ihrem Maßstabe, arm. Was Wunder, daß ihr die Welt verleidet, ja daß sie ihr verhaßt geworden war. So bezog sie denn das Erbe ihrer Väter mit dem Entschlusse, den alten Grund zu einer Fundgrube für die erschöpfte Schatzkammer umzuarbeiten.

Nach außen hin mußte der überkommene Rang behauptet werden, der gewohnte Glanz gehütet, die gehaßte Welt, und mehr als sie der noch immer geliebte Freund über den wirklichen Mangel getäuscht werden. Er sollte fühlen, welche Befriedigungen er so leichtfertig aufgegeben hatte. Daher die Marotte, die sie von einem soliden Harpagon unterschied, allen und jeden Besitz, den sie beim Einzug in ihren Neubau vorgefunden hatte, zu erhalten und beim Verbrauch zu ergänzen, auch wenn er ihrem persönlichen Leben überflüssig geworden war und, statt Zinsen zu tragen, Opfer forderte. Kein Menschenauge, am wenigsten das der Gräfin, erfreute sich des weitläufigen Ziergartens rings um das Schloß, aber Hecken und Pyramiden wurden regelrecht verschnitten, Pfade und Schnörkelbeete säuberlich gepflegt, Statuen und Ornamente von ihren Beschädigungen durch Wetter und Zeit geheilt. Man feierte keine Festgelage, empfing keinen Gastfreund

auf Reckenburg, aber die Fülle des Tafelgeräts, alle der zweckloſen Koſtbarkeiten, die, veräußert, in jener klammen Zeit ein nicht gering zu ſchätzendes, zinstragendes Kapital abgeworfen haben würde, ſie blieben, nur durch periodiſches Reinigen vor Roſt und Staub geſchützt, unverrückt an ihrer Stelle. Ja ſelbſt die maſſenhaften Vorräte in Speicher und Keller wurden ſchleunigſt ergänzt, ſobald ein Bruchteil davon in Gebrauch genommen worden, gleichviel, ob der Reſt verhärtete, vergilbte, bei der genaueſten Aufſicht nicht vor Wurm und Moder zu ſchützen war. Daher ſchreibt ſich die Unſterblichkeit des nie mehr benutzten Schimmelzugs, die der prunkvollen Lakaienſchaft. Die Rache der ſeltſamen Erhaltungskünſtlerin hieß reich *werden* und reich *ſcheinen*, bis ſie es geworden. Der angeborene kluge Sinn des Sammelns und Vermehrens, durch eine übermächtige Leidenſchaft zeitweiſe verdrängt, trat wieder in ſeine Rechte.

Es war die Arbeit eines Koloniſten im Hinterwalde, welche ein einſames, in der Atmoſphäre eines üppigen Hofes gealtertes Weib unternahm. Niemand ahnte, wie erſchöpft ihre Mittel und wie geboten von Anfang ihre perſönlichen Einſchränkungen waren. Niemand hat daher auch in vollem Umfange die Klugheit, Kraft und Ausdauer gewürdigt, mit welcher ſie ihr Werk ins Leben ſetzte.

Man freut ſich heute der Kultur einer Gegend, die vor hundert Jahren ein bruchiger Waldwinkel war, und mit Scham höre ich mich häufig als deren Schöpferin gerühmt. Ich bin aber nur auf die Schultern meiner Vorarbeiterin getreten; die Grundlegung, die unſägliche Schwierigkeit der Urbarmachung iſt ihr Verdienſt. Sie

hat die Sümpfe ausgetrocknet und die Kanäle gegraben, Forsten reguliert, bequeme Transportwege, umfängliche Wirtschaftsbauten angelegt, auf verschlemmten Äckern neue Kulturen eröffnet, sie hat den umfänglichen Deichverband hergestellt, durch welchen unsere Flur gegen die häufigen Übertretungen des Stromes geschützt wird. Sie hatte die Mühe, ich Lohn und Dank, weil sie mich sicher genug gestellt hatte, um über das eigene Gebiet hinaus zu reformieren; sie erntete Spott und Grauen, ich den Segen, welcher von der Einzelarbeit auf die Gesamtheit, von der Gesamtarbeit auf den einzelnen zurückwirkt, jenen ersten Segen alles Schaffens, groß oder gering, der auch mir, dem einsamen Weibe, zu einem erfüllten Dasein verholfen hat.

Kaum hatte die unerschrockene Pionierin sich aus dem Gröbsten herausgewunden, kaum trieben ihre Saaten die erste Frucht, als der Krieg ausbrach, welcher auf wenige Gegenden unseres Vaterlandes härter gedrückt hat als auf diese. Was ich den einzigen Sommer von 1813 hindurch erduldet habe, das erduldete diese Frau sieben Jahre. Wo ich aus dem Vollen schöpfen durfte, sah sie den besten Teil ihrer Anlagen zerstört, und in einem Alter, wo andere sich zur Ruhe neigen, fing sie unverdrossen ihr Werk von neuem an.

Und welchen Mut, welche Entschlossenheit hat die alleinstehende Matrone gegenüber der Ungebühr der Armeen von Freund und Feind an den Tag gelegt; wie beherzt hat sie sich der Scharen der Marodeure und des einheimischen Raubgesindels, das noch lange nach dem Friedensschlusse sich in unseren Wäldern eingenistet hatte, zu erwehren gewußt. Es ist buchstäblich wahr, daß die schwarze Recken-

burgerin, ein geladenes Pistol in der Hand, ihre beiden riesigen Heiducken bewaffnet hinter sich, die Schwelle ihres Hauses gegen diesen wüsten Zudrang verteidigte.

Diese Heldentat kann als Keimsaat des abenteuerlichen Spukwesens betrachtet werden, das allmählich über die wunderliche Gräfin in Schwang geriet. Die gespenstische Gestalt wuchs, als die leibhaftige Gestalt, da, wo sie bisher wenigstens gemutmaßt worden war — das heißt während ihrer Flurbesichtigung in der verhüllten goldenen Kutsche — plötzlich verschwand. Von der Zeit ab sah sie unser Volk im spanischen Habit, Tag wie Nacht, die Schätze ihrer Klause mit Drachenaugen hüten und mit feurigen Waffen verteidigen. Unermeßliche Schätze, je höher die Ziffer gegriffen, desto einleuchtender für das hungernde, lungernde Gesindel, das nur nach Hellern und Kreuzern zu rechnen verstand und niemals einen Heller oder Kreuzer aus der Hand der zähen Alten besehen hatte.

Ob die Gräfin von diesem fabelhaften Nimbus um ihre Person jemals Kunde erhalten hat, weiß ich nicht. Ohne Zweifel aber würde er ihr, anstatt widerwärtig, willkommen erschienen sein als sicherstellende Schicht gegen eine beschwerliche oder bedrohliche Welt. Sie hat mit richtigem Blick den östlichen Erkerbau des Schlosses zu ihrer Schlaf- und Schatzkammer ausersehen, weil er, von außen unzugänglich, auch von innen die größtmögliche Sicherheit bot. Handwerker, aus weiter Ferne verschrieben, hatten in die tiefsten Nischen feuerfeste Schränke mit kunstvollen Schlössern eingefügt. Nur durch eine maskierte Schranktür stand der „Goldturm" mit dem Zimmer der alten, vertrauten Kammerfrau und durch dieses mit dem Korridor in Verbindung, auf welchem die beiden abwechselnd Wache

haltenden Heiducken die Befehlsvermittler zwischen Turm und Wirtschaft wurden, während die Gebieterin hinter Schloß und Riegel ihr Kredit und Debet buchte oder Dokumente und Barschaften in den geheimen Eisenschränken barg. Sie kränkelte; die Arbeitskraft minderte und die Arbeitslast mehrte sich. Bald war kein Fortkommen mehr von der gewichtigen Stätte; denn wenn auch nicht in dem Wundermaße des Volksglaubens, die wohldurchdachten Anlagen trugen nach dem Frieden hundertfältigen Gewinn.

Sie hatte während des Krieges den größten Teil ihrer Juwelen in England veräußern lassen, da dieses Opfer einstigen Schimmers bei ihrer Lebensweise am wenigsten in die Augen sprang. Der Erlös davon, meine Freunde, das war der Grundstock ihrer vermeintlichen Wunderschätze! Ein bescheidener Sparpfennig, der aber zu einem Heckpfennig wurde in einer Zeit, wo der Bodenwert auf ein Minimum herabgedrückt war, wo Gemeinden und einzelne um einen Spottpreis das Besitztum verschleuderten, für dessen Bestellung Menschenhände und Saatkörner mangelten. Binnen eines Jahrzehntes hatte sich das Areal der Reckenburg verdoppelt, binnen eines zweiten vervierfacht. Konnte das Kapital auch nur ratenweise abgetragen werden, schon eine regelmäßige Verzinsung galt in jener goldarmen Zeit als eine vielgesuchte Gunst.

Und wie auch in anderer Weise das allgemeine Elend dem Gedeihen des einzelnen in die Hand arbeitete, das zeigt unter anderem die Hungersnot der siebenziger Jahre, wo der Scheffel Roggen auf zwanzig Taler stieg. Kalkuliert, wie da die strotzenden Speicher der Reckenburg — in Staat und Volk die Wirtschaftsmaxime einer schwer

beweglichen Zeit — ſich leeren und die entleerten Geldtruhen ſich ſtrotzend füllen mußten. Wo Tauben niſten, flattern Tauben zu!

„Die erſten hunderttauſend Taler koſten Schweiß. Wem aber die nächſten neunmalhunderttauſend Schweiß koſten, iſt ein Tropf!“

Als die Millionärin der Reckenburg in ihrem letzten Stadium, mit funkelnden Augen, mir dieſes Geſtändnis ablegte, da war ſie in Wahrheit die verknöcherte Mumie, deren Herz nur noch in der Wacht über ihre Schätze ſchlug. Zu der Zeit aber, als ſie dieſe Schätze mühſam erarbeitete, und ſelber zu der noch, als ſie mich zuerſt in die Geheimniſſe ihres Goldturms einweihte, da war ſie die herz- und geiſtloſe Mumie nicht, denn damals ſchaffte, darbte, ſammelte ſie für einen Zweck; richtiger: ſie ſchaffte, darbte, ſammelte für eine Perſon.

Und das iſt der Grund, aus welchem ich vor Euren Augen, meine Freunde, zwiſchen den beiden letzten Reckenburgerinnen — längſt nicht ſo genau, wie mich verlangt — die Bilanz gezogen habe. Ihr ſolltet wiſſen, was die Frau tat, die Eure Heimat urbar machte; was die Frau war, welche in keinem Menſchenherzen, außer dem meinen, eine Spur und in der zähen Vorſtellung des Volkes das Bild eines goldgierigen Dämons hinterlaſſen hat. Ihr ſolltet dieſe Frau in einem guten Lichte ſehen, und in welchem beſſeren hätte ich ſie glücklich liebenden Menſchen zeigen können, als in dem der unwandelbaren Treue gegen den treuloſen Mann, in jenem heimlichen Feuer, welches der Sporn ihres Treibens und Wühlens geworden war.

Sie hatte alle früheren Verbindungen harſch abgebrochen und nur mit einem alten Freunde, der am Hofe von Sach-

sen eine vertrauliche Stellung einnahm, eine Korrespondenz unterhalten, um von dem Schicksale des Unsteten jederzeit in Kenntnis zu sein. Sie wußte daher, daß er schwelgte und schweifte, während sie sich keine Raststunde gönnte, im Eifer das wieder aufzurichten, was er zerstört hatte. Sie wußte, daß er ein verschuldeter Ärmling geblieben, während sie zum zweitenmal die reiche Reckenburgerin geworden war. Hätte er aber, wenn auch nur als Begehrender, sich dem Hause genaht, dessen Ansehen sie so peinlich bewahrte, sie würde, nach dem Triumph dieser Genugtuung, ihn mit Entzücken als Herrn willkommen geheißen, würde ihm noch einmal die Schlüssel ihrer Schatzkammer überantwortet und ihr Werk von vorn begonnen haben, um ihm, auch nach ihrem Abscheiden, eine fürstliche Herrschaft zu sichern.

Viele Jahre lang hatte die Hoffnung seiner Heimkehr sie bei ihrer einsamen Arbeit getragen, und sie war eine runzlige Matrone geworden, ehe sich dieselbe erfüllte. Endlich wußte sie ihn im Vaterlande — und die nächste Kunde, die sie über ihn erhielt, war die seiner Vermählung mit einer Ebenbürtigen! An der Grenze des Alters folgte er, so schien es, einer Wallung wahrhaftigen Gefühls, denn die junge Prinzessin war so arm wie er selbst.

Die Kraft, welche so vielen Gefahren und Anstrengungen widerstanden hatte, brach bei diesem unberechneten Schlage zusammen. Ihre Kammerfrau fand die Gräfin bewußtlos am Boden liegend, den verhängnisvollen Brief in der Hand. Ein Hüftbruch, den sie sich bei diesem Falle zugezogen hatte, machte sie für den Rest des Lebens zum Krüppel.

Dennoch, nach langer, qualvoller Niederlage, war ihr erster, klarer Gedanke wieder an den ungetreuen Mann.

Ja alle ihre Hoffnungen lebten kaum nach Jahresfriſt wieder auf bei der faſt gleichzeitigen Kunde von ſeiner Vaterſchaft und Verwitwung. Nun mußte er ja kommen, ſeinem mutterloſen Sohne eine Heimat und eine Erbſtätte bei ihr aufzuſuchen.

Es war die letzte Hoffnung, die ihr der Geliebte täuſchen ſollte. Der nächſte Brief brachte die Botſchaft ſeines abermaligen Entfliehens, der übernächſte die ſeines Todes. Unter den Fahnen Katharinas, ſeiner Gönnerin, war er in dem Krimfeldzuge von Einundſiebenzig geblieben.

Die Gräfin legte Trauerkleider an und niemals wieder ab. Sie war und blieb die Witwe eines Fürſten. Sie ſchaffte, darbte und ſammelte nach wie vor. Von der Flamme, die ihr Leben durchleuchtet hatte, war noch ein Abglanz zurückgeblieben; ſie ſchaffte, darbte und ſammelte für ein armes, ungekanntes, für ein verlaſſenes Menſchenkind.

Was ſagt Ihr jetzt, meine Freunde, zu der geſpenſtiſchen Alten auf Reckenburg?

Viertes Kapitel

Der Erbprinz

Von dieſer langen Liebes- und Leidensgeſchichte wußte ich natürlich kein Sterbenswort, als ich mich ſtolz und wohlgemut in die goldene Karoſſe ſchwang, um vor das Angeſicht der hohen Repräſentantin meiner Familie, der Witwe eines durchlauchtigen Herrn, geführt zu werden. Vor mir auf hohem Throne ragte Muhme Juſtines Flügelhaube neben der Allongenperücke des uralten Roſſelenkers. Der rieſige Heiduck klammerte ſich an die ellenlangen Goldquaſten über dem Trittbrett hinter mir, und dahin rollte das ſtolze Gefährt auf der einſamen Straße von Reckenburg.

Sie führte in gleichmäßiger Ebene durch dichten Nadelwald, dann und wann das Stromufer berührend. Ich war in einem Frucht- und Laubholztale aufgewachſen, zwiſchen deſſen felſigen Abfällen ein kleiner Fluß ſich anmutig wand, und die weniger romantiſche Region, in welcher ich mich ſeit zwei Tagen bewegte, hatte mich weidlich gelangweilt. Jetzt aber, in der goldenen Kutſche, heimelte ſie mich an wie die intereſſanteſte auf dem Erdenrund; der ruhige, breite Waſſerſpiegel imponierte mir, und ich ſchlürfte mit Behagen den würzigen Tannenduft, den ich bisher durchaus nicht geſpürt hatte. Es war ja Reckenburgſcher Stammgrund, dem das Arom entſtrömte!

Nach einer Stunde etwa näherten wir uns der Lichtung, die für den neuen Herrenſitz geſchlagen worden war. Die Hütten des Dorfes blieben zum Glück vom Walde verhüllt, denn ihre Armſeligkeit würde mein ſtolzes Wohlgefühl um einige Grade abgekühlt haben. Es temperierte ſich bereits, als wir, nahe dem Eingangsgitter, auf eine

Gruppe zerlumpter, verkümmerter Geſtalten ſtießen, die zu mir gleich einem Meerwunder in die Höhe ſtarrten. Ich hielt ſie für Bettler, die ich von jeher als Faulenzer verachtet und mit Widerwillen gemieden hatte. Muhme Juſtine belehrte mich indeſſen anderen Tags, daß es die Bauern und Fröner des Dorfes geweſen ſeien, welche das ſeit einem Menſchenalter nicht mehr geſchaute „Böſe Ding“ der goldenen Kutſche herbeigelockt hatte.

Der Rieſe ſprang vom Trittbrett, das wappenprangende Tor zu öffnen und alſobald wieder zu verſchließen. Vor meinen Augen dehnte ſich die breite Avenue inmitten des ſauber gehegten, reichgefüllten Gartens. Im Hintergrunde ragte das Schloß, deſſen rötliche Bekleidung die untergehende Sonne mit einem Goldſchimmer übergoß. Die weißen Marmorſimſe, die hohen Spiegelfenſter, die mit Statuen und Vaſen gezierte Terraſſe, auf deren Rampe wir anhielten, die Säulen des großen Portals, alles das verfehlte ſeine Wirkung nicht. Ich begriff während dieſer Auffahrt die Gleichgültigkeit der Eignerin dieſes fürſtlichen Beſitztums gegen ihre beſcheidene Sippe in der Baderei. Aus welchem Begreifen indeſſen nicht gefolgert werden ſoll, daß ich etwa gedrückt oder eingeſchüchtert meiner vom Glücke reichlicher geſegneten Verwandtin entgegenging. Auch ich war eine Reckenburg, und niemals, denn als geladener Gaſt, würde ich dieſe ſtolze Schwelle betreten haben.

Von meinem Heiducken geleitet, beſtieg ich die breite Marmortreppe. Jede Tür, die ich paſſierte, wurde ſorgfältig wie hinter einer Gefangenen verriegelt. Ich trat in das lange Veſtibül, auf welches die Zimmerflucht mündete. Die goldgerahmten Trumeaus zwiſchen den Fenſterniſchen, die mythologiſchen Reliefs und Fresken an der

gegenüberliegenden Wand—Ihr geht mit einem gnädigen Lächeln an diesen Kunstgebilden vorüber, hochweise Zöglinge eines anderen Geschmacks, die Einfalt von damals aber, glaubt nur, daß sie Augen machte!

Am Ende des Ganges stand, wachehaltend, der Heiduck du jour, meinem bisherigen Begleitsmann ähnlich wie ein Zwillingsbruder. Schweigend wie jener—alles schwieg, alles war grabesstill in dem Zauberpalast—öffnete er die letzte Tür. Ich betrat ein Vorzimmer, das den einzigen Eingang zu dem vielberufenen Turmbau bildete (der „östlichen Rotonde", wie es damals hieß). Zur Rechten des Vorzimmers lag der Speisesaal. Diese drei Piecen, „das Appartement Ihrer Hochgräflichen Gnaden", waren die einzigen, welche jemals in dem weitläufigen Frontbau bewohnt worden waren. Sämtliche Wirtschaftsräume befanden sich im westlichen Flügel.

Der Leibwächter hatte mit dem goldenen Knopf seines Stockes dreimal laut an die Turmtür geklopft und sich auf seinen Posten zurückgezogen. Ich war allein und nicht ängstlich, nur neugierig, was weiter über mich verfügt werden würde. Ich legte ab, setzte mich in die tiefe Fensternische und schaute über den Garten hinweg in die düsteren Föhrenwipfel, zwischen welchen das Abendrot verglomm. Inmitten der wunderlichen Baum- und Steinfazen zu meinen Füßen stiegen und schwebten die Oktobernebel phantastisch auf und nieder; es war der erste und ich glaube auch letzte Märchenschauer meines Lebens, der mich im Dämmerlicht dieses dunkel boisierten, totenstillen Wartezimmers überrieselte.

Eine halbe Stunde mochte auf diese Weise vergangen sein, ich war des Antichambrierens und der romantischen

Schauer herzlich müde geworden; da hörte ich das Zurückschieben eines Riegels, das Dröhnen eines Krückstocks, endlich ein pfeifendes Keuchen auf der Schwelle des Turmgemachs. Meine hohe Gastfreundin war eingetreten.

Die Eltern, wenn sie überhaupt um die landläufigen Vorstellungen über ihre einzige Verwandtin Näheres gewußt, hatten mir dieselben wohlweislich vorenthalten. Meine Instruktion lautete einfach: einer hochbetagten, daher wunderlichen, möglicherweise stolzen und ein wenig ökonomischen Würdenträgerin mit Ehrerbietung zu begegnen.

Da überlief mich denn nun freilich eine Gänsehaut bei dem Anblick, der sich nach und nach mir gegenüber als eine Menschengestalt entwickelte. O du weiser Prediger des Vergänglichen, ja was ist der Mensch in seiner Herrlichkeit! Eberhardine von Reckenburg, einst an dem schönheitskundigsten Hofe von Deutschland als Schönheitsgöttin gefeiert, und heute wie ein Sprenkel zusammengekrümmt, mühsam am Krückstocke keuchend, bebend vor innerlichem Frost, wie ein Laub im November sturm, das kaum noch handgroße Gesicht in tausend kleine Fältchen eingeschrumpft, gleich einem vergilbten Pergament aus der Klosterzeit!

Und dennoch! Alles, was jemals unter der anmutsvollen Hülle gelebt hatte, das lebte noch heute unter der runzligen Haut, und die schwarzen Augen funkelten noch heute so mutig, scharf und klug, so heimlich passioniert, wie sie in den Tagen des starken August gefunkelt haben mögen. Ein einziger Blitz dieser durchdringenden Augen, und der heimlichste Winkel, die verborgenste Falte in des armen Patenkindes Seele waren bloßgelegt, insofern nämlich Winkel und Falten in besagter Seele bloßzulegen gewesen wären.

Die kleine, unheimliche Gestalt war schwarz gekleidet vom Kopf bis zur Zehe, nach einer Fasson, die wir auf Maskenbällen einen Domino nennen. Über einem schleppenden Untergewande hing ein kurzer, faltiger Mantel, unter dem Kinn mit einer dichten Krause geschlossen. Über der Witwenhaube thronte ein runder Hut mit wallendem Federschmuck. Ich habe die Gräfin späterhin, selbst in den vertraulichsten Situationen, niemals ohne ihren „spanischen" Hut und Mantel, wie auch niemals ohne Handschuhe gesehen und ihre Mode praktisch gefunden. Sie war warm und bequem und verlieh ihr in ihren eigenen Augen eine Würde, die Schlafrock und Kapuze gestört haben würden. Beim ersten Eindruck aber, im Dämmerlicht des geisterstillen Palastes, wird man mir ein gelindes Gruseln nicht übelnehmen.

Indessen war ich nicht dauernd auf apprehensive Stimmungen angelegt; bevor die Gräfin sich in ihrem Lehnstuhle verschnauft, hatte ich meine natürliche Fassung wiedergewonnen. Ich schritt herzhaft auf sie zu, und Handkuß wie Reverenz gelangen in dem korrekten Stile, der einer Reckenburgerin fürstlichem Ansehen gegenüber als Vorschrift galt.

Die Gräfin hatte, nach einsamer und etwas harthöriger Leute Art, die Gewohnheit angenommen, Eindrücke oder Einfälle vor sich selber laut werden zu lassen, und dankte ich diesen unbewußten Plaudereien in der Folge manche Enthüllung, die sie mir bewußt nicht gemacht haben würde. Bei ihren heutigen Glossen aber war es ihr jedenfalls mehr als gleichgültig, ob ich sie auffing oder nicht.

„Grobschlächtig, aber frisches Blut!" sagte sie nach einem musternden Blick, mit dem Kopfe nickend. „Eine Weiße!

Wir Schwarzen von jeher feiner und schön. — Leidliche Turnüre. — Wo hast du tanzen gelernt?" fragte sie darauf, zu mir gewendet.

„Bei meinem Vater, gnädige Gräfin," antwortete ich.

Glosse der Gräfin: „Sächsischer Kadett. Gute Schule!"

Zweite Frage: „Verstehst du Französisch?"

„Meine Mutter hat immer Französisch mit mir gesprochen, gnädige Gräfin."

„Rezitiere ein paar Sätze. Gleichgültig, was."

Mir fiel just nichts anderes ein als meine letzte Gedächtnisübung; eine Fabel, den Segen schildernd, der den Nachkommen aus der Arbeit der Greise erwächst. Unbekümmert um das A propos oder Mal à propos dieser Wahl, deklamierte ich meinen octogénaire plantant frisch von der Leber weg von A bis Z.

„Ingénuité absolue!" glossierte denn auch die Gräfin mit einer Lippenbewegung, die wohl ein Lächeln bedeuten sollte. „L'accent passablement pur!" setzte sie darauf, den Kopf neigend, hinzu. „Die Mutter als Fräulein viel in Dresden zu Hof. Verständige Erziehung! — Wir werden Französisch miteinander reden, Eberhardine!"

„Wie Sie befehlen, gnädige Gräfin."

„Du magst mich Tante nennen," sagte die Gräfin.

Während ich, zum Dank für diese Huld, ma tante zum zweitenmal die Hand küßte, meldete der diensttuende Heiduck: „Madame la comtesse est servie!"

„Ein zweites Kuvert für meine Nichte, Jacques!" befahl die Gräfin.

Eberhard und Adelheid, o weise Erziehungsauguren! Ohne den sauren Schweiß deiner Tanzabende, mein braver Vater, ohne deine Sprachmühen, kluge Mutter, würde die

letzte Reckenburgerin Gott weiß in welchem Winkel des Stammsitzes ihrer Ahnen eine Abspeisung gefunden haben, und wie höchlich durfte sie nun mit ihrem Entree zufrieden sein!

So folgte ich denn um die Stunde, wo wir daheim unser Vesper zu verzehren pflegten, meiner neuen Tante zum Souper in den Speisesaal. Seine Ausstattung entsprach dem Prunke des übrigen Schlosses. Es brannte ein silberner Kandelaber, dessen braungelbe Wachskerzen die fast fünfzigjährigen Vorräte anzeigten. Das Tafelservice, wenn auch ein wenig verbraucht, bekundete den gediegenen Ursprung; dem geringsten Stücke war gleichsam der Stempel des Hauses: das Doppelwappen mit der obligaten Grafenkrone, eingeprägt. Allerdings perlte in den venezianischen Gläsern nur reiner Reckenburger Born, und das japanische Porzellan besah nichts Edleres als rote Reckenburger Grütze. Als Nachkost wurde auf silberner Platte der alten Dame eine Schale ihres Eicheltrankes, der jungen ein Apfel präsentiert. Keine Sorge indessen, Kinder! Ich hatte während der Reise aus dem heimischen Proviantkober wacker vorgelegt und bin auch späterhin auf Reckenburg allezeit satt geworden, trotz meines damals wie heute noch kräftigen Appetits. Wenn aber, was der Himmel verhüte! der Eurige im Alter einmal schwach werden sollte, so kann ich Euch mit gutem Grund Grützbrei und Eicheltrank als brave Erhaltungsmittel empfehlen.

In Parenthese sei mir an dieser Stelle noch eine zweite Bemerkung gestattet: Wenn kein Mitglied des gräflichen Haus- und Hofstaates jemals freiwillig seinen Dienst verlassen hat, wenn derselbe stets pünktlich und schweigsam im Sinne der Herrschaft verrichtet ward und gleich

dieſer die Mehrzahl ein Uralter bei demſelben erreichte, ſo ziehe ich unſerer Spinnſtubenromantik von einer Verhexung der Zunge und Eingeweide die nüchterne Auslegung vor, daß beſagtem Perſonal durch Koſt wie Lohn auskömmlich Magen und Mund geſtopft worden ſei.

Das Souper war ſchweigſam verzehrt worden und in wenigen Minuten abgetan. Während ich der Gräfin in das Vorzimmer folgte, bemerkte ich, wie der Rieſe Jacques in gewiſſenhafter Eile die Kerzen des Kandelabers löſchte. Die Gräfin entließ mich mit den Worten: „Morgen mittag auf Wiederſehen. Vertreibe dir die Zeit, wie du kannſt. Das Vorzimmer ſteht dir offen und iſt immer geheizt.“

Ich küßte die dargebotene Hand und ging knickſend nach der Tür.

„Du bedarfſt keiner Toilettenhilfe, nicht wahr?“ rief die alte Dame mir noch nach. Ich verneinte. „Halte dich vor Schlafengehen nicht auf, verriegle die Tür und löſche das Licht alſobald.“

Damit taſtete ſie ſich nach ihrer Klauſe, deren inneren Türriegel ich noch klirren hörte. Dann geleitete mich Monſieur Jacques, nachdem er auch das Vorzimmer verſchloſſen hatte, den Korridor entlang bis zu Reckenburgs „neuem Turm“, die „weſtliche Rotonde“ jener Zeit. Er ſtand durch eine Wendeltreppe mit den Wirtſchaftsräumen in Verbindung, und das mir geöffnete Zimmer war das einzige im Frontbau, das urſprünglich zu einem Domeſtikenraum eingerichtet ſchien. Denn die Wände waren nur getüncht, der Fußboden roh gedielt, ein Ofen fehlte, uno es enthielt als Ausſtaffierung nichts als einen Tiſch, einen Stuhl, einen Kleiderſchrank, das notdürftigſte Waſchgerät und ein Bett, welches keineswegs Daunen und ſei-

dene Polſter ſchwellten. Gegen meine heimiſche Dachkammer war der Abſtich nicht allzu groß: aber freilich an das lachende Mädchenſtübchen der kleinen Dorl durfte ich nicht denken.

Ich war an ſtrengen Gehorſam gewöhnt; habe auch jederzeit, wo ich nicht befehlen durfte, gern gehorcht. Ich warf alſo meine Kleider ab, löſchte das Talglicht, das mein Führer zurückgelaſſen hatte, und ſchlief, ohne durch eine Spuk- oder auch nur Traumgeſtalt behelligt zu werden, meine ſieben Stunden ſo ungeſtört, wie ich ſie mein Lebtag immer geſchlafen habe und noch heute ſchlafe.

Wer aber mit den Hühnern zu Bett geht, muß mit den Hühnern erwachen. Noch bei Sternenſchein war ich munter und bei Tagesgrauen in den Kleidern. Was ſollte ich vornehmen? Auf meine Bitte öffnete der Leibwächter im Veſtibül mir die Tür der Seitentreppe und ich ſtieg hinunter in den Garten. Bald ſchweifte ich darüber hinaus in Wald und Flur und ſah zum erſtenmal unter freiem Himmel die Sonne aufgehen, klar und glanzvoll wie ein Gottesauge.

Methodiſches Spazierengehen war weder ein Bedürfnis noch eine Modeſache meiner Zeit, und würde mir heute noch eine gar leidige Erholung dünken. Aber ſo ungebunden ſchweifen durch Land und Volk, beobachten die ſtille Arbeit der Natur, wenn auch die letzte vor der winterlichen Raſt, die umbildende der Menſchen, Kraft und Widerſtand hier wie dort — und das alles auf einem altüberkommenen, heimatlichen Grunde —, es war ein großer Sinn, der mir an dieſem erſten Morgen in der Flur von Reckenburg aufgegangen iſt, ein urſprünglicher, ſtarker Sinn, der mich lebenslang beglücken ſollte.

Da gewahrte ich denn zum erstenmal die Bewirtschaftung in einem bedeutenden Dominium; sah, wie das Holz gefällt und die Flößen nach dem Strome geschleift wurden, sah Kohlen brennen und Torf stechen, die letzten Reste des Grummets, die Spätfrüchte der Felder einheimsen. Ich sah die Äcker für die Wintersaat neu bestellen, die der Stallhaft entlassenen Herden Wiesen und Brachen abweiden, sah des Wildes freies, fröhliches Treiben im umhegten Revier.

Ich unterhielt mich mit Hirten, Arbeitern und Aufsehern über einschlägiges Gebiet; schloß mit dem alten, verständigen Oberförster Waldkameradschaft und machte mich auch den übrigen Beamten bekannt. Das frische, junge Blut, welches den Namen Reckenburg trug und so urplötzlich mit seiner Neugier aus dem schweigsamen Schlosse in die Außenwelt drang, wurde mit freundlichem Vertrauen aufgenommen: und freilich nicht am ersten Tage, aber mit der Zeit schwand auch den armen Dörflern die Furcht, daß diese lebenskräftige Jugend unter dem Grabeshauche des gefeiten Schlosses versteinern werde.

Reichere Ernte hatte ich keine Stunde in Christlieb Taubes Schulstube gehalten, heimischer mich keine Stunde in der alten Baderei gefühlt, als bei dieser ersten Wanderung durch die Reckenburger Flur, und wie ich gegen Mittag nach dem Schlosse zurückkehrte, da war es gleich wieder eine gute Botschaft, mit welcher Muhme Justine mir entgegentrat. Hochgräfliche Gnaden waren in der Nacht von einem bösen Gebreste heimgesucht worden, und da die Gliedmaßen Hochdero Kammerfrau sich für die vorschriftsmäßigen Manipulationen zu steif und zitterig erwiesen, waren die der kunstfertigen Reiseduenna zu Hilfe

gezogen worden. Meister Fabers Schülerin hatte denn auch im Setzen von Schröpfköpfen und anderweitigen weniger schicklich auszusprechenden Ableitungen zum erstenmal in einem Grafenschlosse eine glänzende Probe abgelegt und hohe Patientin — schneller denn je von ihrer Bedrängnis erlöst — der Helferin den Antrag gestellt, gegen standesmäßiges Salär den Winter auf Reckenburg zuzubringen. — Die treue Seele opferte ohne Bedenken diesem zweifelhaften Anerbieten ihre sichere heimische Kundschaft. Ihre Augen funkelten. Sie fühlte sich als Mittelsperson, um ihre stolzesten Traumgesichte zu verwirklichen. „Denn unter solcherlei Prozeduren kommt ein Mensch zur Räson und wird weich wie Wachs."

So sollte es mir denn auch an einem gemütlichen Austausch nicht fehlen, und noch ein anderer wesentlicher Vorteil stellte sich bald genug heraus. Das der wichtigen Leibwärterin im Seitenbau angewiesene Zimmer grenzte an das meine; es wurde erleuchtet und geheizt; ich konnte mich in demselben, nach Absperrung der gräflichen Zone, noch ein paar Stunden ad libitum beschäftigen und brauchte nicht mehr mit den Hühnern zu Bett zu gehen.

Das Menü des Diners beschränkte sich keineswegs auf die abendliche Grütze. Heute zum Beispiel gab es, nach einer trefflichen Brühe, ein Hühnchen, das bis auf einen geringen Brustbissen auf meinen Anteil fiel. Zum Nachtisch Äpfel, für die Gräfin gebraten, für mich roh. Es wurde auch Wein aufgestellt. Die alte Dame vertrug aber keine Spirituosen, und von der jungen setzte man voraus, daß sie sie nicht vertrug. Die Flaschen wurden daher unentkorkt abgetragen, um am anderen Tage unentkorkt wieder aufgetragen zu werden, und es ist immerhin mög-

lich, daß es die nämlichen gewesen sind, welche auf der ersten und letzten gräflichen Tafel ihre Rolle spielten.

Auch die Zeit des Mahles wurde nicht so knapp gemessen wie die beim Souper; vielleicht weil es keine Wachskerzen zu löschen galt. Wir saßen wohl noch ein Stündchen uns beim Eichelkaffee gegenüber; und ich machte mit der Schilderung meines Flurganges einen guten Effekt.

„Du hast scharfe Reckenburger Augen," sagte die Gräfin. „Halte sie offen und berichte mir ehrlich, was du bemerkst."

Mit diesen Worten war das Amt meiner Zukunft eingeleitet: scharf zusehen und ehrlich Bericht erstatten; dazu im Verlauf die mündliche Vermittelung der Anordnungen und Ausführungen zwischen Turm und Flur, das ist der Inhalt meiner langen landwirtschaftlichen Lehrzeit auf Reckenburg.

„Indessen", so fuhr die Gräfin nach einer Pause fort, „die Zeit für das Freie wird kürzer; und manche häusliche Stunde möchte dir einsam vorkommen, Eberhardine. Tröste dich damit, daß die Heimat dir mindestens nichts Schicklicheres geboten haben würde. Für die Saison in Dresden sind deine Eltern zu arm, und die geselligen Allüren einer kleinen Stadt würden dich nur verstimmen. Besser einsam sein, als falsch placiert. Im übrigen möchte ich dir selber unter jener bescheidenen Sozietät einen Sukzeß nicht verbürgen, und welchen Genuß gewährt die Gesellschaft mit Ausnahme des Sukzeß? — Liest du gern, Eberhardine?"

Ich bekannte, daß ich noch gar nichts gelesen, mir die Freiheit zum Lesen aber längst gewünscht habe.

„So benutze die Schloßbibliothek," versetzte die Gräfin. „Sie enthält das Lesenswerte bis um die Mitte des Jahr-

hunderts. Ich selbst habe nicht den Sinn mehr für Lektüre, auch nicht die Zeit. Schone die Einbände und stelle die Bücher regelmäßig wieder an ihren Platz. Die Ordnung darf nicht gestört werden. Der Katalog macht die Auswahl leicht. Stößt du auf Romane: dir schaden sie nicht. Au contraire! Verlangst du Neueres oder Deutsches, so wende dich an den Prediger. Persönlich kenne ich ihn nicht, nach seinen Eingaben jedoch scheint er — ein wenig Phantast — aber ein instruierter Mann. Suche ihn auf, halte dich an ihn. In dir ist kein Boden für philanthropische Phantasmen; zur Betrachtung haben sie immerhin ihren Wert."

So war es denn auch noch ein zweiter Lebensborn, der sich in Neckenburg für mich erschloß, wenn mir auch nicht die natürliche Befriedigung des ersten aus ihm entgegenquoll.

In der Bibliothek fand ich — außer genealogischen und heraldischen Sammlungen, die ich unberührt ließ, und Italienern, die ich nicht verstand — zwar lediglich Franzosen, aber das, was eine große Nation in ihrer größten Epoche hervorgebracht hat, würde schon hingereicht haben, eine junge, durstige Seele für lange Zeit zu stillen. Und dazu trat nun noch von vornherein der Pfarrer mit seinen geliebten jungen Deutschen. Am Sonntagmorgen hörte ich ihn predigen, und am Nachmittag klopfte ich an seine Tür.

Ich war ein Kind an Lebenserfahrung und aus einem härteren Stoffe geformt als er. Gleichwohl brachte ich schon aus dieser ersten Begegnung in Amt und Haus das bedrückende Vorgefühl einer verfehlten Existenz. Je länger ich ihn aber im Dienste einer leiblich und geistig verwilderten Gemeinde kennen lernte, den milden, sinnvollen

Menschen und Christen, dessen Grundneigung auf ein edles Maß und harmonische Bildungen gestellt war, unverstanden, ungeliebt, die liebenswerteste und liebevollste Natur, um so lebhafter fühlte ich in seiner Nähe buchstäblich ein körperliches Weh, und so viel ich persönlich an ihm verlor, ich fand keine Ruhe, bis ich ihn an einen Platz gestellt wußte, wo seine Lehre und sein Vorbild in empfänglicheren Gemütern zünden durften.

Und nun zählt zu des Priesters verhallendem Wort die jammervoll leere Hand des Menschenfreundes. Einer, der nur geben, immer geben, unberechnet hätte geben mögen, und der sich mit einer bettelarmen Gemeinde um magere Zinshähne und karge Beichtgroschen streiten mußte, wenn er nur das Dürftigste zu geben haben wollte. Zählt dazu endlich den Mangel eines häuslichen Herdes: die geliebte Gattin tot, den einzigen Sohn ferne auf eigenen, rauhen Wegen. Wahrlich, der Mann hätte versiechen müssen wie in der Wüste ein Quell, wenn nicht in unserer jungaufstrebenden Literatur sich eine Welt für seine freudige Beschaulichkeit eröffnet hätte. Mit dem Blicke des Humanisten und des Menschenfreundes folgte er auch den wildwuchernden Trieben jener Zeit, und sein Herz schlug in höchster Beseligung, wenn er etwas dauernd Edles für sein der veredelnden Schönheit so bedürftiges Volk entdeckt hatte; am reinsten aber strahlte seine Freude, sobald er sie, seis auch nur einen schwachen Widerstrahl, erwecken sah.

Er empfing daher das anklopfende Kind wie einen Sendling Gottes, denn bis zu einem gewissen Grade fand er in ihm Aufmerksamkeit und Verständnis für seine Welt. Jeden Nachmittag von diesem ersten ab kehrte ich in seiner Klause ein; jeden Abend führte er mich zurück bis an die

Schwelle jener anderen Klause, in welcher eine Eremitin entgegengesetzten Schlags ihre Weisheit vernehmen ließ, und seine Hoffnung wurde nicht müde, wenn auch die Lehren des alten Weltkindes eindringlicher als die des platonischen Jüngers in beider Zögling hafteten.

So war ich denn in doppelter Weise in die hohe Schule der Reckenburg eingeführt, und wenige Studiosi werden sich rühmen dürfen, so selten ein unkluges oder verbrauchtes Wort von ihren Meistern gehört zu haben. Am lautesten und erweckendsten aber sprach mir die Dritte in dem bildenden Bunde: die Natur? — nein, mit dem stolzen Namen nenne ich sie nicht, aber meine von Tage zu Tage inniger vertraute, altväterliche Flur. In ihr wußte ich mich auszufinden, in ihr kannte ich Weg und Steg, sie wurde die Welt, in der auch ich eines Tages zur Eremitin werden sollte. Die ursprüngliche Neigung trieb mich nicht in den Gesellschafts- und nicht in den Bücherſaal, sie trieb mich in einen Winkel heimischer Erde, in dem ich mir eine Werkstatt gründen durfte.

Indessen machte ich Fortschritte, und meine kluge Tante war nicht spröde, dieselben zu verwerten. Bald sah ich mich von der akademischen Lernfreiheit in Kontor und Schreibstube abgelenkt. Ich sagte bereits, daß ich gleich in den ersten Tagen zum Dolmetscher ihrer mündlichen Befehle berufen ward. Die knappe, präzise Art, mit welcher Meldung und Gegenmeldung ausgerichtet wurden, nicht minder die Schwäche, welche häufig genug die Feder aus der Hand der unermüdlichen Greisin sinken ließ, erweckten den Versuch auch im schriftlichen Gebiet. Bald vollzog ich unter ihrem Diktat die Anweisungen und Antworten an Beamte, Gerichtshalter, Behörden und so weiter;

mit raſcher, deutlicher Handſchrift wurde in wenigen Minuten expediert, womit die zitternden Finger ſich tagelang abgequält hätten, und nach wenigen glücklich gelöſten Stilproben ſah ich mich zum ſelbſtändigen Sekretär der Reckenburg aufgerückt.

Noch aber lag das Heiligtum des geheimnisvollen Kaſſabuchs unenthüllt auch vor meinen Blicken, und juſt für dieſes Alpha und Omega ihres Tageslaufs bedurfte die glückliche Sammlerin am dringendſten eines zuverläſſigen Disponenten, ſo daß am Ende auch aus dieſer Not eine Tugend gemacht werden mußte.

Ich will Euch, meine Freunde, nicht des breiteren mit meiner Reckenburger Lehrzeit beſchäftigen, zumal ich in meiner Darſtellung weit über die Gegenwart hinausgegriffen habe. Alles in allem: Ich wurde im Laufe der Jahre die rechte Hand der Gräfin in ihrem weitläufigen Geſchäftsverkehr, ſie erzog ſich in mir einen Verwalter. Täglich arbeitete ich einige Stunden unter ihren Augen in dem verrufenen Turmgemach, und ſo geſchah es, daß nach innen wie außen ich, und ich allein, den Wert eines Beſitztums kennen lernte, welches eines Tages anzutreten ich weder ein Recht noch eine Ausſicht hatte.

Denn ſo feſt ich mit der Zeit in das Vertrauen der Greiſin hineinwuchs, darüber konnte ich mich nicht täuſchen, daß nur ihr Verſtand, nicht das Gemüt ſich der Verwandtin zuneigte, die ſie immer näher an ſich zog. Sie half ihr arbeiten, weiter nichts. Nur *eines* Menſchen Schickſal kümmerte ſie noch auf Erden, nur im Hinblick auf *einen* Menſchen ruhte die raſtloſe Seele aus.

Ich aber mit dem natürlich ſpröden Herzen, wie hätte ich mich einem Weſen anſchließen ſollen, das mir ſo

wenig entgegentrug? Ich schätzte die Gräfin nach einem anderen Maßstabe, als die Welt es tat; ich bildete mich in wesentlichen Punkten an ihrer Erfahrung, aber selber eine dankbare Empfindung ward nicht herausgefordert, denn ich leistete ihr mehr als sie gewährte, und ich leistete es ohne Eigennutz. Geliebt habe ich die einzige Verwandtin so wenig, wie sie mich. Zwischen dem alten Idealisten im Pfarrhause und der alten Realistin im Turm entwickelte sich die Jungfrau als ein herzensarmes Ding, so, ja mehr noch, wie vordem das Kind in der Schulstube Christlieb Taubes neben der kleinen, reizenden Dorl.

Als die vorausbestimmte Zeit meiner Heimreise heranrückte, machte die Gräfin mir und den Eltern den Vorschlag meiner Rückkehr im nächsten Winter. Sie sprach ihn aus in weniger herablassender Form als die der ersten Einladung, aber doch nur als eine Gunst, keineswegs als einen Wunsch. „Wie du einmal bist," sagte sie, „ist es gut für dich, der kleinstädtischen Beschränkung deines Vaterhauses zeitweise entrückt zu werden und dich in einer größeren Lebensordnung bewegen zu lernen."

Verlockender war die Einladung, welche an die wiederholentlich bewährte Leibpflegerin, „Madame Müllerin", erging. Sie sollte zwar während des Sommers, der guten gräflichen Saison, mich in die Heimat zurückbegleiten, zum Herbst aber mit mir wiederkehren und sich dauernd in Reckenburg niederlassen. Ein fixes Gehalt für den Dienst im Schlosse wurde bewilligt, und zu freierer Bewegung in ihrer Kunst — den im Dorfe erledigten Posten einer Wehmutter eingeschlossen — das Waldhäuschen eingeräumt, das ursprünglich für den fürstlichen Hundewärter errichtet worden war, da aber der Fürst mit seiner Meute

ausgeblieben, nicht als unveränderliches Erhaltungsinventar betrachtet zu werden brauchte. Ein Gärtchen, ein Stück Ackerland, freier Holzbedarf boten nicht minder lockenden Vorteil, und so sehen wir denn im folgenden Herbst Muhme Justine zur Zufriedenheit eingerichtet und als Helferin bei jeglicher Leibesnot in Schloß und Umgegend hochgeehrt. Die Tränke, welche sie aus selbstgesammelten Kräutern zu brauen verstand, halfen gegen Fieber und Verschlag, und halfen sie einmal nicht, so hatte der liebe Himmel es eben anders beschert, und die des Doktors würden noch weniger geholfen haben. Mit den Apothekern der Umgegend wurde ein lebhaftes Drogengeschäft unterhalten; so fleißig die Hände sich rührten, sie langten kaum aus, den vielseitigen Ansprüchen zu genügen. Die Alte im Grafenschloß und die Alte im „Hundehaus" wetteiferten in jener Zeit in der Kunst des Aufsammelns und Sparens. Mir aber, dem Glückskinde, wenn mir aller Traumkunst zum Trotz die Millionen der reichen Tante entschlüpfen sollten, die Hunderte der armen Muhme würden mir nicht entgangen sein.

Als ich wenige Tage vor meiner Heimreise von meiner Morgenwanderung in das Schloß zurückkehrte — daß ich es eingestehe, beklommenen Herzens, weil ich die Saaten, die ich legen und sprießen sah, nicht auch reifen und ernten sehen sollte —, überraschte mich ein lebhaftes Treiben, ein ungewohntes Gebrodel wie von Braten und Backwerk in den Wirtschaftsräumen. Ein Stückfaß wurde aus dem Keller in die Gesindestube getragen, Frauen und Kinder der Beamten gingen beladen mit Weinflaschen und Kuchenkörben nach ihren Behausungen zurück; lange Tafeln für die Tagelöhner des Gutes standen gedeckt und reich be-

ſetzt. Ich fragte nach der Urſache dieſer verwunderlichen Gaſtlichkeit, und männiglich wurde mir geantwortet, daß heute der Feſttag der Reckenburg gefeiert werde. Weſſen Feſttag? Der Kalender nannte keinen; der Einzugstag der Gräfin fiel in den hohen Sommer: ihr Wiegenfeſt wurde mit Stillſchweigen übergangen, da ſie es nicht liebte, an ihr Alter erinnert zu werden. Der gefeierte Gegenſtand war ein Geheimnis, wie ſo vieles auf der Reckenburg.

Auch die herrſchaftliche Tafel ward reich ſerviert, Wein nicht nur aufgeſetzt, ſondern auch getrunken. Beide Heiducken verſahen den Dienſt. Die Gräfin trug einen neuen Sammetmantel und eine ſtolze Straußenfeder auf ihrem ſpaniſchen Hut; ein ſchier verächtlicher Blick ſtreifte mein tägliches Kleid — (noch immer von dem grasgrünen, unverwüſtlichen Raſch). Als der Braten gereicht ward, ließ ſie ihr Glas mit Champagner füllen, ſtieß mit mir an und ſagte feierlich: „Auf ſein Wohl!“

„Auf weſſen Wohl?“ fragte ich verwundert.

Ein zweiter, mehr als verächtlicher Blick wurde mir zugeſchleudert. Was beſagten meine Studien in der Bibliothek, wenn ich Stammbäume, genealogiſche Tabellen und Urkunden ſo wenig gewürdigt hatte, um über das wichtigſte Datum der Reckenburg noch in Zweifel zu ſein?

„Der 20. April, Prinz Auguſts Geburtstag,“ ſagte ſie ſcharf, nachdem ſie ihr Glas auf einen Zug geleert hatte, und da ſie aus meinen Mienen ſehen mochte, daß ſie das Rätſel mit einem neuen Rätſel gelöſt, ſetzte ſie hinzu: „Der Sohn meines hochſeligen Gemahls und der Letzte ſeines durchlauchtigen Hauſes. Gott erhalt ihn!“

Zum erſtenmal hatte die Gräfin den Namen ihres Gemahls vor mir genannt, und zum erſtenmal dämmerte

mir die Ahnung, welchen Erben ſie ſich erkoren, vielleicht ſchon ernannt haben mochte.

Als ich der Mutter ſpäter von dem Feſttage der Reckenburg erzählte, ſagte ſie: „Ich habe niemals daran gezweifelt, daß die Gräfin nur zu des Prinzen Gunſten unſere Reckenburg ſo herrſchaftlich erweitert hat“.

„Für den Mosjö Sauſewind?“ verſetzte lachend der Vater; „nun, weiß Gott, ſaurer als ſeinem Herrn Papa wird ſie ihm das Durchbringen nicht werden ſehen!“

„Nicht bei ihren Lebzeiten und jedenfalls nur als Fideikommiß; das aber ſei gewiß, Eberhard, die Gräfin läßt ihre Herrſchaft nur in fürſtlichen Händen.“

Fünftes Kapitel

Der Kehraus

Der regelmäßige Briefwechſel zwiſchen den Eltern und mir war nichs weniger als kommunikativer Natur geweſen. In herkömmlichen Redensarten wurden gute Lehren gegen Verſicherungen des Gehorſams ausgetauſcht und das gegenſeitige Wohlbefinden wünſchend und lobend erwähnt. Vertrauliche Plaudereien ſchwarz auf weiß würden gegen die Würde des Verhältniſſes verſtoßen haben. Da gab es denn mündlich mancherlei zu berichten und zu berichtigen, was die erſten Tage des Wiederzuſammenlebens füllte. Bald aber ſollte ich inne werden, wie richtig mich meine alte Reckenburgerin erkannt. Ich hatte mich in der einſamen Freiheit ihres Hauſes dem kleinſtädtiſchen Wohnſtubentreiben der Heimat bereits entfremdet.

Auch zwiſchen der „alleruntertänigſten Magd, Dorothee Müllerin", und der „treugeſinnten Eberhardine von Reckenburg" war ein glückwünſchender Neujahrsgruß, wie aus dem Komplimentierbuche geſchnitten, gewechſelt worden. Jetzt fand ich meine kleine Kameradin in ihrem behaglichen Mädchenſtübchen und bräutlichen Witwenſtande unverändert wieder. Man merkte kaum, daß ſie in dem Halbjahre vollkommen zur Jungfrau erblüht war, ſo rund und kindlich waren Formen und Ausdruck geblieben. Sie putzte ſich zierlicher als alle anderen Bürgerstöchter, pflegte Blumen und Vögel, ſtickte Flitterſchuhe und Tellermützendeckel, mit deren Erlös ſie das Budget für ihr Tändelwerk erhöhte; ſie backte wohlſchmeckende Kringel und Brezelchen, welche in der Weinſtube ihres Vaters guten Abſatz fanden, und hatte ſich zur Ausfüllung der bei alledem

reichlichen Zeit auf die Lektüre geworfen. Mit glühenden Wangen sah ich sie die verwogenen Ritter- und süßlichen Liebesgeschichten der Leihbibliothek verschlingen, hörte auch, daß sie sich im Laufe des Winters fleißig der Musik gewidmet habe. Der zärtliche Christlieb Taube kam allsonntäglich zu einer Stunde im Gitarrenspiel von seinem unfernen Schuldorfe in die Stadt, und zweifle ich nicht, daß diese Stunde ihm die angenehmste der Woche gewesen sei. Da zwitscherte denn die Dorl mit ihrem Lerchenstimmchen die Arien, welche der modischen Lektüre entsprachen: „vom kühnsten aller Räuber, den der Kuß seiner Rosa weckt", oder „von dem Robert, den Elise an ihr klopfendes Herz ruft".

„Jungfer Ehrenhardine" schüttelte gar weise den Kopf. Denn wenn auch die Kleine diese Bedenklichkeiten mit der kindlichen Unschuld las und sang, ohne es zu wissen, tat sie es aus Langeweile, der recht eigentlichen Mutter weiblicher Schuld. Sie bewunderte meine Gelassenheit bei der Nachricht, daß ein Trauerfall in der landesherrlichen Sippe laute Lustbarkeiten für die Donnerstagsgesellschaft während des Sommers verbiete. „Ich möchte Sie nur ein einziges Mal tanzen sehen, Fräulein Hardine," sagte sie seufzend, „oder nur ein einziges Mal selber wieder tanzen, wie sonst mit dem gnädigen Herrn Papa."

Der Faber hatte zum Weihnachtsangebinde eine schöne Granatschnur geschickt und als Gegengeschenk eine Perltasche für sein Verbandzeug erhalten. „Einen Tabaksbeutel hätte ich viel lieber gestrickt," meinte die Dorl. „Aber er raucht ja nicht; er kennt ja kein Vergnügen, als seine gräßlichen Messer und Zangen." Im übrigen

ſtudierte und praktizierte Siegmund Faber unverdroſſen weiter, rechnete auch ebenſo unverdroſſen auf das blutige Übungsfeld eines Operateurs.

„Es wird eine Weile währen, ehe wir zueinander kommen," ſagte lachend die Dorl, „aber ich kanns ja abwarten."

„Das Kind hält ſich muſterhaft," verſicherte mein Vater und die Mutter konnte dem Lobe nicht widerſprechen. Muhme Juſtine aber bemerkte kopfwiegend: „Man ſoll den Jungfernkranz nicht rühmen, bis man ihm die Hochzeitsmütze überſtülpt."

Die zweite Trennung vom Hauſe war allerſeits kein halber Tod, nachdem die erſte ſo ungefährlich abgelaufen. Auch von dem zweiten Reckenburger Aufenthalt würde nichts Neues zu berichten ſein. Als er ſich zum Ende neigte, machte mir die Gräfin den Antrag, auch den Sommer hindurch und für alle Zeit bei ihr zu bleiben. Ich ſagte rundweg „nein". Denn wohl mutete das tätige Treiben auf Reckenburg mich freudiger an als die ſtille Beſchränkung des Elternhauſes, nimmermehr aber würde ich mein Heimatsrecht und meine Heimatspflicht in demſelben freiwillig aufgegeben haben. Der Gräfin hingegen, obgleich ſie mich ungern entbehrte, muß ich nachrühmen, daß mein Freimut ſie nicht verletzte, ja daß dieſe rückſichtsloſe Ehrlichkeit es war, der ich die raſchen Fortſchritte in ihrem Vertrauen zu danken hatte. Ich ging ſchon in dieſer Zeit unangemeldet bei ihr aus und ein, und der Riegel wurde nicht mehr vorgeſchoben, wenn ſie mich im Vorzimmer wußte.

Wie bedeutend dieſe Fortſchritte waren, ſollte ich jedoch erſt am Vorabend meiner zweiten Heimreiſe, der heuer mit

dem ſolennen Prinzenfeſte zuſammenfiel, gewahr werden. Die Gräfin war den Tag über ſo guter Laune, wie ich ſie noch niemals geſehen hatte. Sie erhielt eine ihrer geheimnisvollen Dresdener Korreſpondenzen, die ſie lächelnd las und wieder las. Ich bemerkte, daß ſie ein Miniaturbild mit Wohlgefallen betrachtete und dann ſorgfältig verſchloß. „Schön — ſchön — wie er!“ hörte ich ſie murmeln, und dann ein andermal: „Jung Blut hat Mut!“ Ja als ich nach der üblichen Mittagsruhe bei ihr eintrat, kam ich auf den ſträflichen Gedanken, Hochgräfliche Gnaden haben ſich im feſtlichen Champagner einen Spitz getrunken. Sie ſaß mit halbgeſchloſſenen Augen im Lehnſtuhl und trällerte ganz munter ein Liebesliedchen, als deſſen Dichterin die ſchöne Aurora von Königsmark genannt worden iſt:

„Die Liebe zündet Herzen durch der Augen Kerzen,
Im Anfang iſts ein Scherzen, dann folget Pein.“

Der Eindruck war mir widerlich; ich machte ein Geräuſch und die Alte bemerkte mich. Noch murmelte ſie:

„Sie zwingt den Mut, ſie bringt ins Blut,“

dann ſchlug ſie das Hauptbuch auf und wir rechneten noch eine Stunde miteinander, um die laufenden Geſchäfte vor der Reiſe abzuſchließen.

Nach dem Souper folgte ich ihr zum Abſchied in ihr Kabinett. „Du biſt ſiebzehn Jahr alt, Eberhardine,“ ſagte ſie, „und es könnte ſich auch in deiner kleinen Stadt eine Gelegenheit finden, bei welcher eine ſtandesmäßige Toilette geboten iſt. Ich habe dir eine ſolche beſtimmt, die für mich angeſchafft, aber nicht benutzt wurde. Sie wird ſich für dich zweckentſprechend arrangieren laſſen. Du findeſt den Karton in deinem Zimmer. Öffne ihn

erſt, wenn du heim kommſt, daß der Stoff ſich nicht unnötig zerdrücke."

Ich küßte die Hand mit aufrichtigem Dank. Immerhin war es ja ein Akt des Heroismus, ſich von einem in Reckenburg eingeführten Gegenſtande zu trennen. Heimlich aber mußte ich darüber lächeln, daß der Anzug einer angehenden Matrone faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter für ein junges Mädchen arrangiert werden ſollte, das ſie um mehr als Kopfeshöhe überragte.

Die Gräfin fuhr fort: „Du biſt weder ſchön noch paſſioniert genug, Eberhardine, um jugendliche Wallungen zu entzünden. Deines Herzens bin ich ſicher. Hüte dich aber vor einer vernunftsmäßigen Verſorgung nach dem Zuſchnitt deines elterlichen Lebens. Ich ſehe Höheres für dich voraus. Deine Turnüre iſt jetzt comme il faut; Geiſt und Körper zeigen die Kraft, welcher die Stammütter großer Geſchlechter bedürfen. Ich wiederhole es: du biſt nicht beſtimmt, Neigung zu wecken und zu befriedigen, du biſt beſtimmt, Achtung und Vertrauen zu feſſeln, nachdem die Leidenſchaft ausgeſchäumt. Nicht heute oder morgen allerdings; aber du zählſt erſt ſiebzehn und ich wurde dreißig Jahre, bevor ich mein Ziel erreichte. Auch du wirſt es erreichen. Präge dir die Wappen ein, die über der Reckenburg vereinigt ſtehen, und bleibe feſt darin, daß ſie ſich zum zweitenmal vereinigen ſollen, dauernd vereinigen müſſen. Halte dich brav, Eberhardine. Au revoir!"

Das alſo wars! Das der heimliche Plan der alten Häuptlingin, als ſie die Letzte ihres Stammes zur Prüfung unter ihre Augen lud; das das Zeugnis, daß ſie ihre Probe beſtanden hatte: das fürſtlich-freiherrliche

Wappen mit der obligaten Grafenkrone in Permanenz über der Reckenburg! Die letzte Reckenburgerin und der Letzte eines erlauchten Fürstenhauses die Gründer eines neuen, reichbegüterten Geschlechts!

Ei nun, es war eine Greisenschrulle, würdig der eisenfesten Erhalterin; aber eine gar anmutende Schrulle auch für einen jugendlich Reckenburgschen Puls. Und wenn es zuviel behauptet wäre, daß der schöne prinzliche Zukünftige ihr im Traume erschienen sei: ein paar Stunden gewohnter Nachtruhe hat er seiner Braut in spe wahrhaftig gekostet.

Mein heuriger Reisebegleiter war der Prediger, der sich durch kleine literarische Arbeiten ein paar freie Freudentage erkauft hatte. Es galt einen Besuch bei seinem in Leipzig studierenden Sohne; es galt nebenbei einen Blick in den neuesten Meßkatalog und in die antiquarischen Schätze der Metropole deutscher Bücherwelt. Mein frohmütiger Freund hoffte, diese Meßfahrten halbjährlich erneuern zu können, und wir verabredeten zum voraus die gemeinsame Rückreise im Herbst.

Ohne Zweifel würde mir nun dieses zweitägige Beieinander mit dem lieben, lehrsamen Herrn die ersprießlichsten Dienste geleistet haben, wenn zwischen den neuen spanischen Helden unseres Schiller und die metrischen Fehden von Lichtenberg kontra Voß nicht immer von neuem der zudringliche prinzliche Störenfried gefahren wäre. Die alte Reckenburgerin hatte wohl recht: ihre erkorene Nachfolgerin war nicht eben entzündlicher Imagination, und die Warnungstafel mit dem späten ehelichen Korrektiv war auch nicht zum Überfluß aufgestellt; bei alledem aber blieb es ein feuergefährliches Spielwerk, das sie siebzehn-

jährigen Sinnen anvertraut hatte. Sooft Dame Weisheit den Verführer aus dem Felde ſchlug, liſpelnd und lächelnd gaukelte er ſich immer wieder ein. Chassez le naturel, il retourne au galop!

Ich wußte von dem jungen Herrn nichts, als daß mein Papa ihn einen Sauſewind genannt hatte, und daß die Andeutungen der Gräfin dieſem Epitheton juſt nicht widerſprachen. Die Begierde, ein Mehreres über ihn zu erfahren, prickelte mich bis in die Zungenſpitze. Ich machte endlich kurzen Prozeß und platzte mit der Frage: was von dem Stiefſohne meiner Tante zu halten ſei? mitten unter die idylliſche Geſellſchaft im ehrwürdigen Pfarrhauſe von Grünau.

Der ehrwürdige Pfarrherr von Reckenburg ſtutzte. Er kannte den Prinzen natürlich nicht; er kannte ja nicht einmal die Gräfin und war weit davon entfernt, in dem Sohne des Ungetreuen ſeinen dermaleinſtigen Patron zu vermuten. Angeregt durch einen Zeitungsartikel, hatte daher nur ein Zufall ihm vor kurzem flüchtige Kunde über ihn zugetragen.

Der junge, ſchöne Prinz — einen Antinous nannte ihn das Gerücht —, leichtlebig, zu galanten Abenteuern geneigt und mit ſeinen knappen Finanzen ärgerlich verwickelt, hatte längſt ſchon über die methodiſchen Anforderungen des kurfürſtlichen Hofes, dem er ſich als Verwandter, Mündel und Militär untergeordnet ſah, Verdruß und Langeweile zur Schau getragen, und ein Heißſporn in den Kauf, war er bei dem läſſigen Ausgang der Monarchenverſammlung zu Pillnitz während des verfloſſenen Herbſtes in offene Empörung ausgebrochen. Er entwich heimlich von Dresden, um an dem Hoflager des Kurfürſten

Klemens in Koblenz eine anregendere Kameraderie zu ſuchen. Hier in das frivole Treiben der Emigrierten bedenklich verflochten, hatte er ſich kopfüber in eine Schuldenlaſt geſtürzt, welche weder die Verwandtſchaft von Kurſachſen noch von Kurtrier zu honorieren geneigt war. Vor kurzem ſollte er nun ſummariſchen Befehl zur unverweilten Rückkehr nach Dresden erhalten haben, und hoffte man, auf dieſe Weiſe bei dem ſich vorbereitenden Kreuzzuge gegen den fränkiſchen Jakobinismus vor einer kompromittierenden Teilnahme des fürſtlichen Parteigängers ſichergeſtellt zu ſein.

„Es hat ſich," ſo ſchloß der Prediger ſein Referat, „es hat ſich nach anderthalbhundertjährigem Schlummer im deutſchen Walde ein treibender Sturm erhoben. Oben in den Wipfeln rauſchts und brauſts, während das Wurzelland, ein breiter, dumpfer Weideplatz, noch der umarbeitenden Pflugſchar harrt. In der Gelehrtenwelt, in Kunſt und Poeſie, allerorten ſehen wir einzelne Spitzen, unverſtanden oder falſch verſtanden, die Menge überragen. Auch in unſeren ungezählten Dynaſtengeſchlechtern tut ſich dieſes jache, ungleichartige Drängen kund. Wie viele ſind ihrer nicht, die einen genialiſchen Sproſſen getrieben haben? Sehen ſich dieſe Sprößlinge nun als Erben eines Thrones, wie Friedrich, wie Joſeph, oder auf anderem Gebiete, wie der edle Weimaraner, ſo werfen ſie ſich auf zu Bahnbrechern einer neuen Ordnung, um je nach Kräften, Verhältniſſen und Temperament in ihrem Streben zu ſiegen oder unterzugehen, immerhin aber einen Keim zu legen, welcher der Zukunft Früchte tragen wird. Sind es Nebenſchößlinge, wie dieſer Prinz, jüngere Söhne ohne Land und Macht, aber in fürſtlicher Blendung, in

fürstlicher Absonderung aufgewachsen, so sehen wir sie nur allzu häufig als taube Blüten vom Mutterbaume ab- und dem Gesetze verfallen, welches jede Kraft, die nicht Tat wird, zum Wahne werden läßt. Abenteurer und Tollköpfe, Lüstlinge und Sonderlinge, Dilettanten und Pfuscher, Freigeister und Geisterseher, rütteln sie für sich selbst an den Schranken, welche Sitte und Herkommen bis heute geheiligt haben, ohne für die Freiheit und Wohlfahrt der anderen eine einzige zu durchbrechen. Höher hinauf können sie nicht; in die Breite und Tiefe wollen sie nicht, oder dürfen sie nicht. Sie bleiben eben Prinzen, das heißt Exzeptionen, denen kein anderes Feld des Ruhmes und der Tatkraft angewiesen ist als das blutige Leichenfeld, das auch zur Stunde, und Gott weiß bis zu welcher Stunde, unser kaum erwachtes Vaterland von neuem zu erstarren droht."

Das waren nun freilich Belehrungen, welche die Reckenburger Schimäre ihres blendenden Zaubers entkleiden durften, und als ich, von Leipzig ab allein, in meiner bescheidenen Zurückgelegenheit heimwärts gerüttelt ward, da zerstoben denn auch die bunten Seifenblasen vor dem nüchternen, geschulten Blick. Würde, so fragte ich mich, der tollmütige, ritterliche Antinous um schnödes Geld und Gut sich der Verbindung mit einem unschönen, unstandesmäßigen Fräulein, das er nicht einmal kannte, unterwerfen? Würde die alte Reckenburgerin auf diese Verbindung bestehen, dem Sohne eines Mannes gegenüber, der ihr Stolz und ihre Lust, der offen und geheim der Regulator ihres Lebens gewesen war? Endlich aber, wenn sie auf die Bedingung bestand, wenn er der Not sich unterwarf, würde das unschöne, unbekannte Fräulein

ſich bedingungsweiſe einem Manne in den Kauf geben laſſen, der ſie mit widerwilligem Gemüte empfing? Nein, dreimal nein! Nicht um den Beſitz eines fürſtlichen Antinous, nicht um den Beſitz der Reckenburg und aller Herrſchaften der Welt. Nimmermehr!

Mit dieſem herzhaften Strich durch alle gaukelnden Hirngeſpinſte, und mit dem Vorſatz, mich durch keine Andeutung der matrimonialen Schrullen auf der Reckenburg lächerlich zu machen, betrat ich mein Elternhaus. Bei alledem wird mir eine rückfällige Schwachheit zu verzeihen ſein, als gleich nach der erſten Begrüßung der gute Papa mir mit der Frage entgegenfuhr: „Wußte die alte Gnädige ſchon, meine Dine, daß ihr Erbprinz hieſigen Orts auf Strafkommando verſetzt worden iſt?“

In Wahrheit, mir ſchwindelte. — „Prinz Auguſt hier — hier?“ — ſtammelte ich.

„Noch nicht,“ verſetzte die Mama nach einem Räuſpern, das allemal eine gelinde Rüge für den Gemahl bedeutete. „Noch nicht. Doch darf er jede Stunde erwartet werden. Er iſt als Major dem Regimente aggregiert worden, mithin Papas unmittelbarer Vorgeſetzter, wie manche wiſſen wollen, um ſeine etwas brouillierten Verhältniſſe in der kleinen Garniſon wiederherzuſtellen. Ich für mein Teil bin der Anſicht, daß man ihm ein ſelbſtändiges Kommando zugedacht, und daß man unſern Ort gewählt hat, weil das wohleingerichtete Schloß ein ſtandesmäßiges Logement gewährt.“

„Bis zum Donnerstag iſt er jedenfalls einpaſſiert,“ ſetzte der Vater hinzu. „Die Geſellſchaft arrangiert ihm zu Ehren ein Picknick, einen bal champêtre.“

„Einen Empfang, Eberhard,“ verbeſſerte die Mutter.

„Meinetwegen einen Empfang," fuhr der Vater heiter fort. „Auf alle Fälle werden die Damen an dem Tage ſeine Bekanntſchaft machen, und endlich einmal wird eine frohe Stunde auch für unſere arme, brave Dine gekommen ſein."

„Wir werden uns nun unverzüglich mit deiner Toilette zu beſchäftigen haben," hob die Mutter an, wurde aber durch die Meldung eines Damenbeſuchs in der hochwichtigen Picknickangelegenheit unterbrochen. Ich war noch im Reiſekleid und durfte mich in mein Zimmer zurückziehen.

Sollte ich denn über den verwünſchten Prinzen nimmermehr zur Ruhe kommen? Kaum iſt das Traumbild verſcheucht, ſteht er leibhaftig vor mir aufgepflanzt. Hatte die Gräfin um dieſe Begegnung gewußt, ihre Pläne darauf gegründet? War es ein Glücksfall von denen, welche die Seherin der Familie in Karten und Kaffeeſatz vorausgeſchaut? Waren die Reckenburgſchen Bedingungen wohl ſchon dem armen, bedrängten jungen Herrn inſinuiert?

Nun, auch mit einem leibhaftigen Störenfried läßt ſich fertig werden, und ſchneller häufig als mit einem Hirngeſpinſt, wenn nur das Rüſtzeug des Stolzes ſcharf geſchliffen iſt. Ich war mit dem meinigen fertig, ehe noch unten die große Konferenz abgelaufen war.

Ein leichter Schritt auf der Treppe brachte mich vollends in das natürliche Geleis zurück. Es war Dorothee, die mich nicht vor dem morgenden Tage erwartet hatte und von einem Ausgang zurückkehrte. Jetzt erſt legte ich die Reiſekleider ab, öffnete dann, meine Nachbarin zu überraſchen, leiſe die Tür und ſtand eine Weile unbemerkt auf ihrer Schwelle.

Die rege, behende kleine Dorl ſaß am Fenſter, das Köpfchen in die Hand geſtützt, ſie, die ich immer nur lachen und plaudern gehört, ſie — ſeufzte; ſie ſchien mir bleicher, als da ich ſie verlaſſen hatte, das Auge weiter, fragender geöffnet und von einem bläulichen Schatten umringt. Die Blumen auf dem Fenſterbrett hingen durſtig die Köpfe, die Zeiſige im Bauer flatterten unruhig nach Futter. Ihre fröhliche Pflegerin hatte ſie verſäumt.

Sobald ſie jedoch meiner anſichtig ward, da goß ſich der gewohnte blühende Lebenshauch über die liebliche Geſtalt. Sie ſtürzte mit einem Freudenſchrei an meine Bruſt. „Hardine!“ jubelte ſie, „Fräulein Hardine, o nun iſt alles wieder gut!“

„Was iſt gut?“ fragte ich, indem ich mich zu ihr ſetzte und ihre Hand faßte. „Haſt du Kummer, Dorothee?“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Oder Sorge? um den Faber etwa?“

„Um den Faber? ach was weiß ich von dem? Der ſchneidet Krüppel und Leichen und bald zieht er in den Krieg. Um mich kümmert er ſich nicht ſo viel.“ Sie ſchnippte lachend mit der Hand.

„Schreibt er dir denn nicht?“

„Alle Jahr zweimal, zum Geburtstag und zum Heiligen Chriſt.“

„Und du?“

„Was ſoll ich ihm ſchreiben? Ich erlebe ja nichts. Ich bedanke mich für ſein Angebinde, ſchicke ihm auch eins und damit gut.“

„Aber was fehlt dir denn, liebe Dorothee?“

„Was mir fehlt? Ich glaube nichts. Ein wenig Freude vielleicht. Aber ich weiß es nicht. Sie haben ja auch keine Freude, Fräulein Hardine.“

„Du beſchäftigſt dich nicht genügend, Kind," mahnte ich.

„Mit was ſoll ich mich denn beſchäftigen?" verſetzte ſie, „ich tue, was ich kann."

Ich mußte ſchweigen. In der Tat, was ſollte ſie tun in ihrer bräutlichen Freiheit und Beſchränkung? Undeutlich ahnte ich auch, daß Arbeit nicht das Mittel ſein würde, um dieſes Daſein auszufüllen.

„Aber was möchteſt du denn, Liebe?" fragte ich nach einer Pauſe.

„Ich möchte leben!" rief ſie mit jenem unbeſchreiblichen Impuls, mit welchem ſie damals im Garten: „Gut ſein, Hardine, heißt Gottes Kind ſein!" gerufen hatte.

Und wie ſie damals in raſcher Wandlung ſich auf die erſten Veilchen ſtürzte, um die Freundin mit ihnen zu ſchmücken, ſo ſtürzte ſie ſich heute auf deren Hände, drückte ſie an ihr Herz und frohlockte: „O aber nun habe ich Sie wieder, Fräulein Hardine, nun bin ich nicht mehr allein, nun bin ich vergnügt und glücklich wie ſonſt!"

Gleichwohl verließ ich ſie mit dem Vorgefühl nahender Schmerzen. „Dörtchen ſieht nicht mehr ſo friſch aus wie im Herbſt," ſagte ich, als ich zu den Eltern zurückkehrte, und der Vater entgegnete:

„Kein Wunder! Sie langweilt ſich, die arme kleine Dorl. Schön wie ein Bild, ſiebzehn Jahre und immer das nämliche, freudloſe Einerlei!"

„Hat unſere Tochter etwa mehr Freude von ihrer Jugend, Eberhard?" fragte die Mutter ſcharf.

Der Vater ſtreichelte meine Backen, und ich ſah es wie einen Nebel über ſeine Augen fliegen. „Unſere Dine, unſere brave, gute Dine!" ſagte er bekümmert. „Verdammtes altes Hexenneſt! Gings nach mir — —" Er

vollendete den Satz nicht, denn Frau Adelheid hatte ein warnendes Räuspern hören lassen. Nach einer Pause aber fuhr er, sich vergnügt die Hände reibend, fort: „Nun gottlob, nächsten Donnerstag kommt ja die Gelegenheit, wo Jungfer Eberhardine auch einmal das Kittelchen schwenken darf, wie es ihrer Jugend gebührt!"

Am anderen Tage war unsere kleine Wirtin wieder die alte, muntere Dorl und Feuer und Flamme bei der großen Toilettenangelegenheit. Der Karton der Gräfin wurde geöffnet, und wir musterten mit wohlgefälligen Blicken eine Robe — kein Zweifel, daß es die für die Einzugstafel in Reckenburg bestimmte gewesen ist — nun, eine Robe, die vor fünfzig Jahren vor einer glänzenden Hofgesellschaft Parade machen, die aber heute noch in unserer kleinen Exresidenz hinlänglich modisch und überreich erscheinen durfte. Ein meergrüner Damast, mit leichten Silberfäden durchwoben, Ärmel und Ausschnitt mit einem Spitzenhauche garniert. Die Mama wiegte den Kopf mit dem Ausdruck höchster Befriedigung.

„Der Rock ist zu kurz," meinte sie, „kann aber durch den entbehrlichen Manteau verlängert, auch die Corsage paßlich dadurch hergestellt werden. Feinere Applikation sah ich nie. Ihr Kaffeegelb hebt den brünetten Teint, zumal bei gepuderter Frisur und echten Perlen im Toupet. Eine fürstliche Toilette, liebe Tochter!"

Ich pflichtete dem bei. Die Dorl aber zog ein Mäulchen wie ein schmollendes Kind. „Beileibe nicht Puder, Fräulein Hardine!" raunte sie mir ins Ohr. „Keine Pariserin trägt noch Puder und Toupet. Und um Gottes willen nicht diese standfeste Robe mit der quittengelben Garnitur! Sie nehmen sich ja aus wie Ihre Großmutter,

Fräulein Hardine. Ein Kleid von weißem Neſſel, rote Schleifen und eine friſche Roſe — meine Stöcke blühen herrlich! —, eine Roſe im gekräuſelten ſchwarzen Haar, ſo möchte ich Sie ſehen auf Ihrem erſten Ball!"

Der Tauſend, ich war auch einmal ſiebzehn Jahr! Im weißen Kleide, eine Roſe in den Locken, auf dem erſten Ball, zum erſtenmal unter den Augen von — Kinder, das Herz zitterte mir im Leibe vor heller Luſt.

Aber nur einen Augenblick, denn die Mama, welche dem ungewohnten, halblauten Widerſpruch mit ſichtlichem Mißfallen gelauſcht hatte, verſetzte: „Es iſt kein Ball, mindeſtens nicht ſeinem erſten Zwecke nach. Es iſt ein Cercle, eine Präſentation. Mögen die Amtmannsjungfern in Schäferröckchen einen Prinzen von Geblüt umtänzeln: wir ſind nicht des Schlags, der den Braten von einem Kompottellerchen genießt. Was aber den Puder anbelangt: haben die Jakobinerinnen in Paris ihn abgelegt, der beſte Grund für uns, ihn beizubehalten."

Fahre wohl, du leichter Neſſeltraum! Noblesse oblige.

Die letzte Reckenburgerin hat ihren Puder ſo lange wie eine und nie im Leben Roſen getragen.

Der Donnerstagmorgen brach an und noch herrſchte in der Geſellſchaft die bänglichſte Spannung. War der Prinz über Nacht angelangt? War ers immer noch nicht? Was ſollte bei dem weichen Wetter aus Amtmanns Truthahn, was aus dem wilden Schweinskopf der Frau Oberforſtmeiſterin werden? Durfte die Freifrau von Reckenburg den Teig zum Spritzgebackenen einrühren?

Sie durfte ihn einrühren! Der Papa war es, der atemlos die frohe Botſchaft brachte; der herzensgute Papa, der mit Freuden den ſauren Poſten eines maître de plaisir

und Vortänzers wieder übernommen hatte, heute, wo es galt, seinem prinzlichen Kommandeur einen würdigen Empfang und seiner Tochter ein erstes Jugendfest zu bereiten. Der Prinz war in der Nacht angelangt und hatte die Einladung des Komitees huldreichst akzeptiert. „Ein Mann wie ein Bild!" sagte der Vater, „sähe ihn deine Gnädige, meine Dine, sie bezahlte mit Zuckerlecken seine Schulden."

Nun hieß es alle Hände rühren. Schon früh um neun erschien der Friseur. Kaum war der kunstvolle Turmbau mit erster Kraft und Laune vollendet, stellte auch schon Dörtchen sich ein, um die Taille zu schnüren und die Points vor dem Busen festzuheften. „O das hat ja noch Zeit!" sagte ich abwehrend.

„Ich muß mich doch aber auch anziehen, Fräulein Hardine," entgegnete die Kleine „und noch früher oben sein als Sie."

„Du?" fragte ich verwundert.

„Ich helfe dem Vater nur ein wenig; der arme Mann weiß nicht, wo ihm der Kopf steht, Fräulein Hardine."

Dawider konnte nun im Grunde nichts eingewendet werden. Ich ließ mich daher zur Wespe zusammenpressen und saß viele Stunden beklemmt und mit noch röterem Angesicht denn sonst im väterlichen Lehnstuhl. Die Mama huschte zwischen Backofen und Toilettentisch hin und wieder; der Papa hatte Not, sich in die alte Galamontur zu zwängen. Zwischen Stück und Stück probierte er ein Entrechat, um die Glieder für die große Abendaufgabe gelenk zu machen. An ein Mittagbrot dachte von der gesamten Donnerstagsgesellschaft heute schwerlich ein Mensch.

Endlich, endlich schlug es vier. Die amtmännliche Karosse rollte vorüber, und die Familie Reckenburg schlüpfte durch das Pförtchen des seligen Leibbarbiers auf die Schloßterrasse und in den Pavillon. Sie war die erste auf dem Platz. Einem Prinzen von Geblüt darf man nicht nur, man muß ihm zuvorkommen.

Das Wetter war sommermild; Bäume und Sträucher blühten. Man hätte Ende April keinen günstigeren Nachmittag treffen können, wenn es auf eine fête champêtre abgesehen gewesen wäre. Da es aber auf die Präsentation eines Fürstensohnes abgesehen war, hatte man sich anstandshalber für das herzogliche Lusthaus entschieden, wie Mutter Reckenburg für die Robe von drap d'argent. Das Lusthaus bestand allerdings nur aus einem einzigen Saal, war aber für den heutigen komplizierten Zweck mit Hilfe einer Draperie in zwei Hälften geteilt worden. Die vordere diente zum Empfang und darauffolgendem Tanz, die hintere passierte als Speisesaal. Die vorausgesendeten Gerichte gewährten eine verlockende Dekoration wie auch, gemischt mit den vom Garten hereindringenden Frühlingsdüften, einen gar würzigen Parfüm. Unter der Draperie, zwischen beiden Abteilungen, stand Meister Müllers Büfett, und seine behäbige Gestalt lehnte in der Tür, die zur Seite in Küche und Keller führte. Dorothee verhielt sich natürlich hinter der Szene.

In diesem Raume, der übrigens sein fürstliches Ansehen leidlich bewahrt hatte, harrte die vollzählig versammelte Gesellschaft eine Stunde lang, zwei Stunden, noch länger auf den Ersehnten, der — nicht kam. Keiner setzte sich, keiner hatte die Geduld, ein Gespräch fortzu-

führen. Aller Blicke hingen gespannt an der geöffneten Tür. Es war so stumm in dem gefüllten Saale, daß man die Vögel draußen zwitschern hörte. Auf der Tribüne hielt die Regimentsmusik standhaft die Trompeten am Munde, um den Bewillkommnungstusch nicht zu versäumen. Unter dem Eingange stand im Prallsonnenscheine, chapeau bas, das Komitee, an seiner Spitze mit zum Tubus gehöhlter Hand der Rittmeister von Reckenburg. Alles lauschte, lugte, lauerte — kein Prinz kam.

Absichtliche Unpünktlichkeit von seiten eines kursächsischen Blutsverwandten konnte nicht angenommen werden; es mußte ein Mißverständnis obwalten oder ein Unfall eingetreten sein. Nach langer Deliberation setzte sich der Chef des Komitees zu einer untertänigen Anfrage in Bewegung, und hat die Familie dieses Chefs späterhin vertraulich in Erfahrung gebracht, daß es mit der unannehmbaren fürstlichen Unhöflichkeit doch nicht so ganz ohne gewesen sei. Als der Abgesandte vor dem hohen Gaste erschien, lag derselbe gemächlich im Schlafrock auf der Causeuse ausgestreckt, eine lange Türkenpfeife im Munde und den Hamburger Korrespondenten in der Hand. „Schon?“ fragte er gähnend. „Sind die Schönen ihrer Reize so sicher, um sie bei Sonnenschein preiszugeben?“ Doch verhieß er sein Erscheinen, sobald Zeitung und Toilette vollendet sein würden.

Es dämmerte bereits, als der Abgesandte mit dieser Botschaft zurückkehrte. Flugs wurden die Fensterläden geschlossen, die Kronleuchter angezündet. Die Gesellschaft rangierte sich in zwei Heckenwände, zwischen denen der erlauchte Gast seinen Durchgang nehmen sollte. Obenan die Gemahlinnen des Adels, dann die bürgerlichen; nun-

mehr die Fräulein, neben ihnen die Demoiſelles und endlich die Herren in gleicher Rangordnung.

Noch dauerte es eine gute Weile, ehe der lange gehegte Tuſch und gleich darauf die vorſtellende Stimme des maître de plaisir am oberen Ende erſchallten. Ich hatte mich nicht umgeblickt und mein Haupt in ſtolzeſter Haltung aufgerichtet, um das ſchlagende Herz vor mir ſelber Lügen zu ſtrafen. Erſt als ich meinen Vater den Namen: „Freifräulein Eberhardine von Reckenburg“ nennen hörte, und während ich mich zu der bewährten Menuettſenkung niederließ, hob ich das Auge, ſo ruhig ich vermochte, zu dem Vorüberſtreifenden empor.

Ich war auf einen ſchönen Mann vorbereitet; der aber, meine Freunde, welcher meinem Blick begegnete, er war nicht nur der ſchönſte Mann, den ich bis dahin geſehen — denn das würde nicht viel bedeuten —, aber es war und blieb, ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck als: der anmutvollſte Jüngling, den das Leben mir vorgeführt hat. Hatte er in ſeine Jugend geſtürmt, das Äußere wenigſtens trug von dieſen Stürmen keine Spur, nicht die ſchlanke, geſchmeidige Geſtalt, nicht die roſige Farbe von faſt mädchenhafter Transparenz, nicht die Züge, welche vielleicht zu weich und fein erſchienen ſein würden ohne das große, ſchwarzblaue Auge, das mit kühnem Feuer das Antlitz beherrſchte. Dazu das lichtblonde Bärtchen über der heiter gekräuſelten Oberlippe, die üppige Lockenwelle, welche dem ſteifen Zopfband widerſtrebte, und endlich jene ſichere Läſſigkeit in Tracht und Haltung, die nur denen natürlich iſt, deren Herablaſſung als Huld betrachtet wird. Mein biederer Vater in ſeiner Zwangsjacke und ſtandfeſten Würde ſpielte in meinen Augen eine ärgerlich

komiſche Figur neben dieſem Liebling der Grazien im bequemen, halbgeöffneten Kollett.

Es war der erſte Blick, mit dem ich dieſen vollen Eindruck erfaßte, und ich begriff während dieſes erſten Blicks die Erinnerungsluſt meiner achtzigjährigen Reckenburgerin, wenn der Sohn ihres Ungetreuen ſeinem Vater ähnlich ſah: aber ſeltſam — ſollte es ein Ahnen der Zukunft geweſen ſein? —, während dieſes erſten, kurzen Blickes ſurrte es vor meinen Ohren wie die Totenklage des Hadrian, die mir der Prediger neulich ſo beweglich geſchildert hatte, denn ein Schönerer als dieſer Antinous konnte das kaiſerliche Künſtlerauge nicht erquickt haben.

Als der Vater meinen Namen nannte, ſtutzte der Prinz, der noch eben, nachläſſig mit dem Spitzentuche grüßend, an meiner Nachbarin vorübergeglitten war. Er pauſierte einen Moment, ein vertrauliches Lächeln auf den Lippen, ſo, als ob er einem alten Bekannten begegnet ſei; dann ging er weiter, vorſtellend und ſich neigend, die Reihe entlang.

Die Polonäſe hob an. Der Prinz führte meine Mutter durch den Saal, bei weitem zu kurz und kunſtlos für die Mode der Zeit. Jetzt entſtand eine Pauſe; die Großwürdenträgerinnen erwarteten geſpannt eine Näherung des gefeierten Gaſtes und zuckten unverhohlen die Achſeln, als ſie ihn, nachdem er bereits der verwitweten Exzellenz vom Hofmarſchallamt die Gattin ſeines Rittmeiſters vorgezogen hatte, jetzt raſchen Schrittes ſich deren Tochter zuwenden ſahen.

„Sie kommen von Reckenburg, Gnädigſte?“ ſo redete er mich mit dem vorigen vertraulichen Lächeln an. „Wie geht es meiner Exmama? Unſterblich, ſo ſagt man — —“

„Unentkräftet mindeſtens, Durchlaucht, und unermüdet,“ antwortete ich.

„Auch unerſättlich, gelt, und unerbittlich über ihren lydiſchen Schätzen! Nun, auch Krösus hat ja endlich ſeinen Solon gefunden. Wollen Sie nicht Ihre Weisheit geltend machen, Gnädigſte, um wenigſtens einen armen Schuldner von ſeiner Sklavenkette zu befreien?“

Ich kann nicht ſagen, daß dieſe kameradſchaftliche Einführung beſonders nach meinem Geſchmack geweſen wäre. Aber ich merkte kaum auf den Sinn der leichtfertigen Plauderei; ich lauſchte nur dem muſikaliſchen Klang, der biegſamen, impulſiven Melodie der Stimme, die gleich einem Zauber das Herz umſpann.

Das Orcheſter hob während der letzten Worte die Weiſe eines Wiener Walzers an, und ich las in den neidiſchen Blicken meiner Mitſchweſtern, daß man den Prinzen für meinen Partner hielt. Der brave Vortänzer ſtürzte ſich heldenmütig auf die beleidigte Frau Amtmännin, um ſie für dieſe neue Bevorzugung ſeiner Familie nach Leibeskräften zu entſchädigen. Auch ich erwartete, daß mich der Prinz in die Reihe führen werde, und ich erwartete es mit zitternder Luſt. Da er aber keine Miene machte, ſich vom Platze zu rühren, ließ ich mich ruhig in einer Sofaecke nieder.

„Sie tanzen nicht?“ ſagte der Prinz, indem er ſich an meine Seite ſetzte. „Deſto beſſer. So plaudern wir und machen unſere Gloſſen.“

Die Paare drehten und wiegten ſich an uns vorüber; keines entging dem prinzlichen Spott. „Nicht eine Phyſiognomie! nicht eine friſche Natur!“ rief er endlich verdroſſen. „Und alles das rühmt ſich, nach Gott-Vaters

Ebenbilde geſchaffen zu ſein. Wie haben Sie es fertiggebracht, Fräulein von Reckenburg, inmitten dieſer Larven, unter dieſen platten, toten Herkömmlichkeiten Sie ſelbſt zu bleiben?"

„Ich bin zum erſtenmal in Geſellſchaft," konnte ich zu antworten mich nicht enthalten. Aber ich tat es mit leidlichem Humor, denn ich ſaß einem Spiegel gegenüber und begriff, wie viele Sommer er der meergrünen Brokatträgerin zuſprechen mochte.

„Oder wie werden Sie es fertigbringen?" verbeſſerte er ſich.

„Nun, auch Durchlaucht werden es ja fertigbringen müſſen," ſagte ich lächelnd.

„Ich? Nein, beim Zeus, ich wahrlich nicht!" rief er aus. „Man hat mich hier an die Kette gelegt. Aber wähnt mein würdiger Vormund von Sachſen, daß der erſte Kanonenſchuß am Rhein dieſe Kette nicht ſprengen wird? Endlich, endlich iſt es ja ſo weit! O der Schmach, daß Franz von Öſterreich nach väterlichem Exempel zögern konnte, bis ſein unglücklicher Ohm unter der Tortur ſeiner jakobiniſchen Häſcher ihm ſeine Horden entgegentreibt! Schmach, ewige Schmach, daß dieſer, unſer baldiger Kaiſer, heute noch ſich windet und krümmt wie ein Aal. Aber gottlob! König Friedrich Wilhelm iſt Feuer und Flamme, jenen Häſchern die Daumſchrauben anzuſetzen. Stelle er ſich an die Spitze der Armee, rufe er ſein Vorwärts, und wenigſtens wir, das heißt die Legion deutſcher Fürſten ohne Land, werden nicht ſäumen, um unter Friedrichs Banner dem Erben des heiligen Ludwig ſeine königliche Freiheit zurückzuerobern."

Auf dieſe Weiſe zwiſchen Scherz und Pathos plauderte

mein junger Held unter dem Rauſchen des Wiener Walzers harmlos ſeine Zukunftspläne aus. Ich wußte ja, wie kriegeriſch ſein Sinn geſtellt ſei. Nur daß er damit umgehe, in preußiſche Dienſte zu deſertieren, mußte mich wundernehmen. Und ſo entblödete ich mich denn auch nicht, ihn daran zu erinnern, daß eine Schwenkung juſt in dieſes Lager wenig Anklang in ſächſiſchen Herzen finden werde.

„Habe ich eine *eigene* Armee ins Feld zu führen?“ verſetzte er lachend. „Oder ſoll ich darauf warten, bis das heilige römiſche Reich deutſcher Nation ſich auf ſeine Pflicht — bah! nur auf ſeine Notwehr beſonnen hat? Bis am Ende auch der oberſächſiſche Kreis ſein Fähnlein aufgeboten? O! nur die Subſidien Ihrer Reckenburg, Gnädigſte,“ ſetzte er mit einem ſchelmiſchen Augenblinzeln hinzu, „nur die Subſidien Ihrer Reckenburg, und ich lege den erſten Lorbeerkranz zu Ihren Füßen, den ich, wie mein braver Vetter von Weimar, als preußiſcher Soldat errungen haben werde.“

Der Tanz ging während dieſer Tirade zu Ende, und ich erhob mich, um mich vor den ärgerlichen Blicken der Geſellſchaft unter die Flügel meiner Mutter zurückzuziehen. Der Prinz folgte mir. Das erſte Menuett wurde eben angeſtimmt.

„Sie ſcheinen eine Virtuoſin in der Kunſt, ſich mit Anſtand zu ennuyieren,“ ſagte er, „wollen Sie mir Stümper in derſelben noch dieſen Tanz hindurch als guter Kamerad zur Seite ſtehen?“

Freilich wäre ich lieber im Rundtanz als flotte Partnerin in ſeinen Armen durch den Saal gewirbelt; aber auch nur als guter Kamerad eine Viertelſtunde länger ihm vis-a-vis dünkte mich eine Herzensluſt. Als wir

nach vollbrachter Tour am Ende der Kolonne anlangten, ſeufzte mein Chapeau ſo herzbeweglich, daß ich die Ungalanterie mit einem Lächeln zu beantworten vermochte. Auch er lachte. „Dieſe feierliche Strapaze nennt der Deutſche Vergnügen," rief er aus. „Beim Zeus! mit Wolluſt reichte ich meinen Herrn Jakobinern die Hand zu einer ehrlichen Carmagnole!"

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß ein luſtiger deutſcher Ländler vielleicht dieſelben Dienſte leiſten werde, und daß Durchlaucht ihn nur zu befehlen brauche, um ſich für die Strapaze einer Anſtandspflicht zu entſchädigen.

„Zum Luſtigſein gehören mindeſtens zwei," erwiderte er, indem er die Blicke ſpöttiſch über unſere ſtolze Geſellſchaft ſchweifen ließ. Jählings aber ſtockte er. „Himmel, wer iſt das?" rief er mit Entzücken; „wer iſt das?"

Mir war, als ob ich den Blitz in einer Pulvermine zünden ſähe, denn meine Augen waren den ſeinigen gefolgt. Wären ſie aber auch plötzlich mit Blindheit geſchlagen worden, weſſen Anblick hätte denn eine ſo jähe Bezauberung wirken können als der meiner eigenen, einzigen Schönen, als — Dorotheens?

Die Tanzmuſik hatte ſie aus ihrem Verſteck hervorgelockt. Sie ſtand einen Schritt vor dem Büfett, mit leuchtenden Augen, verlangend wie ein Kind, das die erſehnte Frucht unerreichbar am Baume hängen ſieht. Die leibhaftige Eva! Die Arme waren leiſe gehoben, der Körper vorgeneigt, in der Hand hielt ſie ein Körbchen, mit Blumen umwunden und gefüllt mit dem Zuckerbrot, das ſie ſo zierlich zu formen verſtand. Der lichtblaue Saum des weißen Neſſelrocks reichte knapp bis zum Knöchel; die Füßchen in den flitternden Kinderſchuhen trippelten den

Takt der Muſik; das goldene Gelock wogte unter dem blauen Bande, das es loſe zuſammenhielt, und der Roſenſtrauß, den ſie für mich gezogen hatte, bebte unter den raſchen Schlägen des Herzens. So reizend wie in dieſem Augenblick ſah ich die reizende Dorl niemals vor und niemals nach der Zeit.

Als ihr Auge dem unſeren begegnete, ſchlug ſie es dunkel errötend zu Boden und entſchlüpfte durch die Seitentür.

„Wer iſt dieſe Hebe?“ wiederholte der Prinz.

„Die Tochter des Schenkwirts,“ antwortete ich, verbeugte mich und ſetzte mich neben meine Mutter.

Es folgten verſchiedene Tänze, die ich in den Armen dieſes und jenes jugendlichen Springinsfelds abhaſpelte, ſo ſeufzend wie vorhin mein Prinz die Anſtandsſtrapaze des Menuetts. Er ſelber tanzte nicht wieder. Unbekümmert, wie im Wirtshaus, ſaß er neben dem Büfett in einem Kreiſe von Offizieren, mit denen er tapferlich zechte. Aber nicht etwa von Meiſter Müllers landwüchſigem Produkt, auch nicht von den edelſten Sorten, welche die feſtgebende Geſellſchaft zu liefern vermocht hatte; nein, ſchäumenden Cliquot, den er, „als Scherflein zum Picknick“, aus ſeinem eigenen Keller holen ließ.

So häufte er Beleidigung auf Beleidigung. Mit jedem ſpringenden Pfropfen aber ſuchten ſeine Augen flammender nach der lieblichen Schenkin, die, ſooft eine neue Tanzweiſe anhob, wie von Hüons Horn gelockt, in der Tür erſchien, bis unter den Vorhang ſchlüpfte und mit Sehnſucht die wirbelnden Paare verfolgte. Daß während dieſer Wanderung ihre Blicke manches Mal den ſuchenden am Zechtiſche begegneten, daß ſie dem zürnenden Mienenſpiel Jungfer Ehrenhardines gar behende auszuweichen

verſtanden, das erſcheint Jungfer Ehrenhardine heute freilich verzeihlicher, als es ihr Anno 92 erſchienen iſt.

Endlich verkündete ein Trompetenſtoß das Souper. Nun mußte das frevelhafte Intermezzo doch ein Ende nehmen! Die Geſellſchaft verfügte ſich in das zweite Kompartiment, allwo an kleinen Tiſchen rings um die Mitteltafel das ſchöne Geſchlecht von den Kavalieren bedient werden ſollte. Innerhalb jeder dieſer Gruppen war mit Liſt und Gewalt ein Platz offen gehalten worden, in der Hoffnung, daß der gefeierte Gaſt ihn zu dem ſeinigen erkieſen werde.

Aber die ſchon ſo vielfältig herausgeforderte Entrüſtung ſchwoll zur Empörung, als der ſchnöde junge Herr keine der heimlich Erwartenden befriedigte und alle enttäuſchte, indem er einfach inmitten ſeiner Zechgeſellſchaft ſitzenblieb; als er von keinem der mit ſo viel Kunſt und Aufwand hergeſtellten Leckerbiſſen auch nur koſtete, ſondern ſich mit einem Kringelchen begnügte, welches Hebe Dorl, auf einen Wink Meiſter Müllers, ihm in ihrem Blumenkörbchen präſentierte.

Wie ich die Errötende mit einer unbeſchreiblichen Neigung vor ihn treten ſah, wie er aufſprang, ſein Glas gegen ſie hob und es in einem Zuge bis auf die Nagelprobe leerte — Freunde, der Biſſen im Munde ſtockte mir, der Tropfen, mit dem ich ihn hinunterſpülen wollte, brannte mich wie Gift; aber es war ein Bild, vor welchem ſelber das zornſprühende Naturkind die Luſt eines Künſtlerauges begreifen mußte.

Programmgemäß ſollte das Feſt mit dem Souper zu Ende gehen. Alles rüſtete ſich zum Aufbruch. Unſer bisher ſo läſſiger Held jedoch fuhr plötzlich in die Höhe und forderte mit lauter Stimme den Kehraus. So ſtark der

Unwille gewesen, die Großmut gegen einen Gast von Geblüt war stärker. Lag doch an sich auch für die Donnerstagsgesellschaft nichts Ungebührliches in der Aufführung eines gewohnten Schlußtanzes, dessen bäuerische Weise und buntscheckiger Wechsel nach dem Souper erst den rechten Humor zur Geltung brachten. Alt und jung reihte sich zu Paaren, nur der Festordner stand noch auf der Lauer, um, nachdem sein hoher Chef sich entschieden, aus der Überzahl der Schönen die Würdigste als Anführerin zu erküren.

Jetzt aber, da Prinz Sansfasson der verehelichten Gruppe gleichgültig den Rücken kehrt, schießt der Ordner auf die Frau Amtmännin zu, bietet ihr begütigend die Hand und ist im Begriffe, mit ihr an die Spitze der Kolonne zu treten, als — o wehe, dreimal wehe unserer adligen Reunion! — er den Prinzen an den Schenktisch stürzen und Kellermeisters kleine Dorl in die Reihe ziehen sieht.

Ein Donnerschlag hätte nicht vernichtender zünden können. Einen Augenblick stand alles starr und stumm, dann helle Revolution! Die Frau Amtmännin kehrte mit einem kopfnickenden „Bedanke mich" wiederum; sämtliche Frauen und Fräulein von Adel traten aus der Reihe und eilten nach der Tür, hinter deren Säulen verborgen sie den unberechenbaren Ausgang erwarteten.

„Glauben Seine Durchlaucht zu einer Kirmeß geladen zu sein?" hörte ich hinter mir die von dannen rauschende verwitwete Exzellenz vom Hofmarschallamte höhnen.

Ich mit einem blutjungen Junkerchen, das ich auf dem Präsentierteller hätte schwenken können, hatte von der flüchtigen adligen Spitze den Übergang zu dem bis jetzt standfesten bürgerlichen Gefolge gebildet. Dachte ich daran, dem von oben herab gegebenen Signale der Dersertion

zu folgen? Doch wohl nicht. Denn warum ſonſt vermied ich den ratgebenden mütterlichen Blick? Meine Augen hingen an dem anſtößigen Paare, das jetzt in der entſtandenen Leere an meine Seite trat. Ich ſah Dorotheens flehende Angſt und Luſt, ſah des Prinzen vertraulichen Wink, der zu ſagen ſchien: „Du biſt keine Närrin, du bleibſt!“ Kurzum ich blieb. Die Bourgeoiſie folgte meinem Exempel und der Tanz hob an.

Das war freilich ein anderes Treiben als die Strapaze, welche der Deutſche ſonſthin Vergnügen nennt! Wie raſch und luſtig die Gefüge wechſelten, die Paare ſich verſchlangen und ineinanderſchoben! Wie die roſige Hebe im Arme des Götterjünglings den Saal durchkreiſelte, wenn jede Tour beim Schluſſe in eine Galoppade überging! Wie nun in den Wirbel der Glieder auch der der Kehlen ſich miſchte, der prinzliche Vortänzer unter Händeklatſchen und jauchzendem Chorus die alte Sangesmär von „dem Großvater, der die Großmutter nahm“, intonierte, und endlich nichts Altes und Neues mehr übrigblieb als — der Kuß!

Zeitlich, ſittlich, meine Freunde! Wir ſchrieben zweiundneunzig, und ein Küßchen im Tanze dünkte uns dazumal beileibe nicht ein Raub. Manchmal wurde gleich die Polonäſe mit ihm eingeleitet, oder man verlegte es in eine Tour des Engliſchen; keinesfalls fehlte es im biederen vaterländiſchen Großvater, und nicht etwa bloß beim Mannſchießen oder auf der Kirmeß. Meine Mitſchweſtern von der Montagsgeſellſchaft waren es gewohnt, die Bäckchen ihrem Partner darzureichen und *nach* dem Partner jedem anderen, mit dem die Verſchiebung ſie zuſammenführte. So ein halbes Hundert Mäulchen in *einer* Tour — es war kein berauſchendes Gewürz, aber es würzte doch.

Unsere vornehme Reunion, mit den Reminiszenzen des weiland Herzogshofs, war allerdings zu nobel konstituiert, um derlei naturalistische Ausschweifungen zu vertragen. Nun aber an ihrem stolzesten Tage einen Prinzen von Geblüt die Lippen auf einer Schenkdirne Lippen drücken zu sehen, und *wie* drücken — so sonder Kunst und Methode! —, sie hat sich von diesem schauderhaften Anblick niemals erholt; es war der Todesstreich, der sie getroffen.

Er küßt ihren Mund, umschlingt sie, preßt sie an seine Brust und jagt mit ihr durch den Saal. Im rasenden Tempo löst sich die blaue Schleife aus ihrem Haar; er reißt sie an sich und birgt sie an seinem Herzen. Das goldene Gelock wallt und weht im Wirbel bis zu den Knien hinab. Die Ordnung ist zerstört. Singend, jauchzend, atemlos stürmen die Paare wirr durcheinander hinter dem ersten drein. Ganz zuletzt auch Jungfer Ehrenhardine nach einem züchtigen Handkuß ihres Junkerchens.

Da jählings — halt! Der Festordner hat Trompeten und Pauken das Schweigesignal zugewinkt. Noch sehe ich, wie Dorothee, gleich einem gescheuchten Reh, durch die Seitentür verschwindet, wie der Prinz ein schäumendes Glas hinunterstürzt. Dann wirft mir die Mutter die eigene Saloppe über den Kopf. Wirr und jäh drängt alles nach dem Ausgang.

Und so in einem bacchantischen Taumel, mit einem haarsträubenden Ärgernis endete das Prinzenfest der adeligen Donnerstagsgesellschaft Anno 92, dem großen Jahre der Revolution. Ich habe ihm ein langes Kapitel in meiner Lebensgeschichte gewidmet: es war ja das einzige Mal, daß ich *beinahe* Rosen getragen hätte.

Sechſtes Kapitel

Die Brautlaube

„Ein höchſt verdrießlicher Eklat!“ ſo unterbrach die Mutter unſer allſeitiges Schweigen, nachdem des Leibbaders Pförtchen ſich hinter uns geſchloſſen hatte. „Nach Lage der Dinge aber, Eberhard, muß ich ſagen, daß unſere Tochter ſich taktvoll benommen hat.“

„Brav, recht brav, meine Dine!“ ſagte der Vater, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele. „Die Kleine wurde mit Gewalt in den Tanz gezogen; ſie war Dines Geſpielin, iſt unſere Hauswirtin, und hat der Faber ſie erſt geheiratet, ſo gehört ſie in die Geſellſchaft, ſo gut wie —“

„Deine Gründe gelten nicht, Eberhard,“ unterbrach ihn die Mama. „Das Mädchen hat ſich auf das unſchicklichſte betragen. Als Fabers Braut mußte ſie zu Hauſe bleiben, oder als des Schenkwirts Tochter ſich in Küche und Keller halten. Der ſchäferlichen Toilette noch gar nicht einmal zu gedenken. Unſere Tochter jedoch ſtand einmal in der Reihe, und eine Reckenburg wird auf jedem Platze ihre Haltung zu behaupten wiſſen, zumal wenn eine Amtmannsfrau, die aus einer Mühle ſtammt, ihr beim Rückzug das Prävenire ſpielt.“

Ich erwiderte kein Wort, küßte den Eltern die Hand und eilte in meine Kammer. Ich dachte nicht daran, mich auszukleiden und niederzulegen. Unbeweglich ſaß ich auf dem Bettrand, ich weiß nicht, wie lange. Mir war, als wäre ich von einem hohen Turm gefallen, und krauſe Phantome wirbelten in dem erſchütterten Hirn. Ich hörte einen leiſen Schritt an der Tür: ich rührte mich nicht; ich ſpürte einen heißen Atem an meiner Wange, ich blickte

nicht auf, aber meine Hand zuckte, die Frevlerin von mir zu ſtoßen, die zu meinen Füßen niederkniete und ihren Kopf in meinem Schoße barg. „Sind Sie mir böſe, Fräulein Hardine?“ flüſterte ſie mit ihrem kindlichſten Klang.

Ob ich ihr böſe war! Der Atem ſtockte mir und das Blut ſiedete im Grimm gegen die treu- und ſchamloſe Schenkendirne. Ich wendete das Geſicht von ihr ab und ſtarrte geradeaus in den Spiegel, der auf meinem Nachttiſche ſtand. Und dieſer Spiegelblick löſte den Bann. Denn was heißt denn gerecht ſein, als richtig ſehen? Ich aber ſah in dem engen Rahmen das Freifräulein von Reckenburg in ſeinem hohen Toupet und ſteifen Brokat, die mannshohe Geſtalt mit dem hochgeröteten Geſicht, zu der die weltkundige Gräfin geſagt hatte: „Du entzündeſt kein junges Herz“. In ihrem Schoße aber lag, von ſeinem goldenen Lockenſchleier umhüllt, ein Kind mit allen Reizen des Weibes, mit pulſierender Glut und auf der Stirn den Stempel: „Dir wird kein junges Herz widerſtehen“.

Nach langer Pauſe und einem tiefen Atemzuge ſenkte ich den Blick von dem Spiegelbilde hinab in den Schoß. „Gut ſein, gut ſein!“ flüſterte die Zauberin, und ihre Lippen brannten auf meiner Hand, heiß von dem Leben, das eines anderen Atem dem Buſen eingehaucht hatte.

„Du haſt dich hinreißen laſſen, Dorothee,“ ſagte ich, indem ich ſie in die Höhe zog und mich erhob. „Wenn es dir aber leid iſt —“

„Leid?“ rief ſie, erbebend unter dem Schauer des erſten, kaum geahnten Glücks. „Leid? O nimmermehr leid! Und wenn ich darüber ſterben ſollte, Hardine!“

Sie floh aus der Tür. Und ich? Gelt, ich lag wie auf Roſen gebettet und ſchlummerte in Gottes Frieden nach

großmütiger Heldinnen und ſchöner Seelen Art? Ich ſage Euch aber, auf Neſſeln und Dornen habe ich mich gewälzt, wie ſiedendes Blei hat es in meinem Herzen gewühlt, und wenn eines gebetet hat in dieſer Nacht, ſo war es das ſelig frevelnde, nicht das entſagende Menſchenkind.

Die Familie von Reckenburg konnte es allſeitig nur gutheißen, daß ihre beſchämte Hauswirtin ſich in den nächſten Tagen ihrer Begegnung entzog, daß ſie auch den lauernden Blicken und Stichelreden der Nachbarſchaft aus dem Wege ging und nur von der Gartenſeite in die väterliche Wohnung ſchlüpfte. Selber Frau Adelheid hielt das Kind, das unter ihren Augen erwachſen war, zu hoch, um nachhaltige Wirkungen einer übermütigen Laune zu befürchten, und die kleinſtädtiſche Klatſcherei ſtachelte dieſe ſtolze Geringſchätzung der Gefahr.

Im übrigen hatten wir genug zu tun, uns der eigenen Haut zu wehren; denn wenn die bürgerlichen Bolzen ſich nach dem Dachſtübchen richteten, vor welchem die Faberſchen Scherbecken geglänzt hatten, die giftigen Pfeile der „Geſellſchaft" zielten auf das untere Geſchoß, deſſen Inſaſſen, betört von fürſtlicher Gunſt, der gerechtfertigten Empörung Trotz geboten und erſt dadurch den Skandal unheilbar gemacht hatten.

Selbſtverſtändlich, daß unter dieſen Zuträgereien die freiherrliche Familie ihren Nacken höher und ſtolzer denn jemals trug. Verhehlt aber ſoll nicht werden, daß eine Migräne, welche die Hausfrau die Woche hindurch an das Bett feſſelte, in heimlichen Gallenaffektionen ihren Grund gehabt haben mag.

Solchergeſtalt wandelten Vater und Tochter am Sonntagmorgen allein zur Kirche, und hier war es, wo ſie

die ſchöne Frevlerin zum erſtenmal nach jenem heilloſen Abend wiederſahen. Sie ſaß unſerer adligen Empore gegenüber im Schiff dicht unter der Kanzel, und ſchon während des Liedes konnten uns die neugierigen Blicke nicht entgehen, welche in der unteren Gemeinde zwiſchen ihrem Platz und dem hohen Herzogsſtuhle, hinter deſſen Gittern der Prinz — leider mit Unrecht — vermutet ward, auf und nieder flogen.

Wie mußte nun aber das Behagen dieſer Aufregung wachſen, als jetzt der würdige Hofprediger die Kanzel beſtieg und über das bekannte Thema: „Gebet Gott und Cäſar", die Pflichten gegen Altar und Thron, die der Fügſamkeit gegen die geheiligte Ordnung der Stände und das Schauerbild ſündiger Frei- und Gleichmacherei ſeiner Gemeinde kräftiglich zu Gemüte führte.

Dem einſamen, harthörigen alten Herrn war ohne Zweifel kein Wort über die große lokale Tagesfrage zu Ohren gekommen. Er hatte ſeine Predigt ſchon anfangs der Woche ausgearbeitet, im lodernden Zorn über die Rebellen in Paris, welche den frommen, unglückſeligen König zur Kriegserklärung gegen das verwandte Öſterreich, ſeinen einzigen Hoffnungsanker, gezwungen hatten. Wenn etwa das wohlſtudierte Redeſtück durch augenblickliche Eingebung eine perſönliche Schärfung erhalten hat, ſo könnte höchſtens der junge Fürſtenſohn dafür verantwortlich gemacht werden, deſſen Herz es zu ergötzen beſtimmt geweſen war, und der in ſolch gottloſer Zeit ſich ſchnöde der Pflicht gegen des Himmels Heiligtum entzog. Des beſcheidenen Beichtkindes zu ſeinen Füßen gedachte der feurige Redner in dieſer Stunde nicht, vorher und nachher aber mit väterlicher Liebe.

Unſere ſolide Bürgerſchaft dahingegen, wie ferne lag es ihr, einen Rückſchlag von Dumouriez' Ultimatum auf ihrer Kanzel vorauszuſetzen! War ſie eine Jakobinerhorde, die eines geiſtlichen Ordnungsrufs bedurfte? Gab man ohne Murren nicht Gott, was Gottes, und dem Kurfürſten, was des Kurfürſten war, vorausgeſetzt, daß die Steuer ſich nicht allzu hoch belief? Hatte einer in der Gemeinde von Freiheit und Gleichheit auch nur geträumt?

Ja, eine war unter ihnen, eine einzige, die, vom Teufel der Hoffart und Eitelkeit verblendet, ihrem von Gott geſetzten Kreiſe den Rücken gekehrt hatte, ſeitdem ſie über Nacht wie ein Glückspilz zur Braut und Nutznießerin eines hochfliegenden Patrons emporgeſchoſſen war; die ſich in die Reihen des Adels gedrängt, in die allerhöchſte Nähe geſchlichen, in leichtfertigem Putz, mit anlockenden Gebärden den fürſtlichen Sinn betört und ein Ärgernis heraufbeſchworen hatte, dermaßen, daß eine ſeit Herzogs Zeiten beſtehende hochadlige Sozietät dadurch geſprengt und eine Rüge von der Kanzel herab zur Chriſtenpflicht geworden war. Es fehlte nicht viel, man deutete mit Fingern auf die arme kleine Dorl, die mit niedergeſchlagenen Augen und Tränen auf den Wangen, jetzt rot wie Scharlach, dann kreideweiß, hinter ihrem Betpult zitterte.

Als der Gottesdienſt vorüber war, traf ich ſie halb vernichtet an einen Pfeiler gedrückt unter dem Gedränge der Kirchenpforte. Übereinſtimmender denn jemals von ihrer Morgenandacht erregt, ſtänderten und plauderten die Patrizier der Emporen und die Plebejer des Schiffs vor dem Ausgange. Keiner wechſelte ein Wort, einen Gruß wie ſonſt mit der hübſchen „Jungfer Augentroſt", keiner

machte ihr Platz, man gaffte sie an, bekrittelte ihren Staat und kehrte ihr spottend den Rücken. Freundlicher, als ich es ohne dieses christliche Schauspiel getan haben würde, redete ich sie an, nahm sie unter den Arm und führte sie — mir machte man Platz — an der Frau Amtmännin vorüber, die eben in ihre stolze Karosse stieg. Auf dem Markte hielt just die Wachtparade ihren Aufzug, und der gottlose Fürstensohn, gleichmütig flanierend, entsendete uns einen huldvollen Gruß.

So schritten die Beneideten und Verlästerten der Baderei, durch den Kriegsbeschluß der Nationalversammlung in Paris aufs neue solidarisch verbunden, Arm in Arm ihrem Heimwesen zu, spazierten auch noch ein Viertelstündchen im Garten, um sich unter Gottes freiem Himmel von der angreifenden Morgenandacht zu erholen: die Rose und ihr Blatt, wie einst! Ich bestärkte Dorothee in dem Vorsatz, bis der Sturm sich beschwichtigt habe, sich möglichst zurückzuziehen, und riet ihr sogar, statt des Hauptgottesdienstes eine Zeitlang die stillen Frühmetten zu besuchen. Sie dankte mir zwischen Lächeln und Tränen, küßte meine Hand und sagte: „Fräulein Hardine, Sie sind in Wahrheit eine große Dame".

Nun, was einer von sich selber hält, das hört er gar gern von anderen bestätigt, wenn sie im übrigen ihm auch nicht als Autoritäten gelten.

Als wir in das Haus zurückkehrten, trat der Prinz von der Straßenseite herein. Dorothee floh dunkel errötend die Treppe hinan; ich führte den Besucher in das Familienzimmer und verplauderte, da die Mutter krank und der Vater noch auf der Parade war, ein Stündchen mit ihm Tete-a-tete. „Sie haben ein braves Herz," sagte er, indem

er mir die Hand reichte, „laſſen Sie uns Freunde ſein, Fräulein von Reckenburg.“

Er beſprach darauf, geordneter als neulich abend, ſeine kriegeriſchen Pläne. Es war ihm Ernſt mit dem preußiſchen Dienſt und er hoffte auf baldiges Gelingen. Der Herzog von Weimar hatte die Anbahnung nach beiden Seiten übernommen, auch den Wunſch ausgeſprochen, ihn einem eigenen preußiſchen Regimente aggregiert zu ſehen. Unter dem nächſten Befehle eines ſächſiſchen Verwandten, ſo meinte er, werde die unliebſame Uniform der kurfürſtlichen Tutel erträglich werden, und was könnte man im Grunde auch Beſſeres wünſchen, als den unbequemen Schützling in den Kampf ziehen zu ſehen für den bedrängten königlichen Sohn einer ſächſiſchen Fürſtentochter? Völlig unbefangen ſprach er auch über ſeine pekuniären Verlegenheiten und hoffte deren Abwickelung durch die nämliche vermittelnde Hand.

Der Prinz kehrte ſeit dieſem Tage häufig in dem Reckenburgſchen Familienzimmer ein, ohne an der Quehle in der Hölle ein Ärgernis zu nehmen. Er begegnete uns wie Altbekannten oder gar Verwandten, vertraute uns den Gang ſeiner geheimen Unterhandlungen; wir wußten um Zweck und Erfolg ſeiner häufigen Ausflüge, wir hegten und bargen ſein Schickſal wie das eines Angehörigen. Alle übrigen Kleinſtädter hingegen ließ er mit ſouveräner Verachtung beiſeite liegen, und auf unſere ſchöne Hauswirtin ſtieß er unter unſeren Augen nicht ein einziges Mal. Sie waltete ſtill für ſich in ihrem Dachgeſchoß, wir ſelber ſahen ſie nur gelegentlich an uns vorüberſtreifen. Die Eltern lobten dieſen beſcheidenen Takt, und auch nach außen hin verflüchtigte ſich das Gedächtnis jener einzigen Ausſchrei-

tung raſcher, als man hätte erwarten ſollen. Des würdigen Hofpredigers aufklärenden Lehren über Urſache und Wirkung ſei dabei in Dank und Ehren gedacht.

Wie es nun geſchehen konnte, das, meine Freunde, was ihr lange ſchon geahnt haben werdet, wie es in dieſen Sommerwochen ſich vollbracht hat, ſo tief verhüllt, daß nicht damals, noch ſpäter ein argwöhniſcher Blick die Heimlichkeit ausgeſpürt — ich weiß es nicht. Und wenn ich es wüßte: ich habe euch die Offenbarung meines eigenen Geheimniſſes verheißen, nicht die der anderen Herzen.

Mein Geheimnis in dieſen Sommerwochen aber war, daß ich — ich ganz allein das der anderen — geahnt? — nein, daß ich es gewußt habe. Ich ſah nichts, ich hörte nichts, ich ſpürte nicht nach, berechnete nicht die verführeriſche Gunſt der Gelegenheit Aber ich atmete die Wahrheit gleichſam in der Luft; ich fühlte es faſt als Notwendigkeit, daß ein glückgewohnter Sinn wie der ſeine und ein nach Glück ſchmachtender wie der ihre zuſammentreffen mußten, daß ſie ſich liebten und ihre Liebe genoſſen.

Ich fühlte, ich wußte es — und ich wehrte der Sünde nicht. Sooft die Warnung: „Denk an Siegmund Faber“ oder die Mahnung: „Sie iſt einem Ehrenmanne zur Treue verlobt“, auf meinen Lippen ſchwebte, ich unterdrückte das Wort, denn ſeine Quelle war nicht rein. Es war nicht Dorotheens Pflicht, nicht die Ehre Siegmund Fabers, nicht das ſtarke Gefühl für Recht und Sitte, es war dies alles wenigſtens nicht allein und nicht zuerſt, es war das eigene gekränkte Verlangen, das meinen Argwohn ſtachelte. Völlig unbefangen, ganz ohne Eigenſucht und Eiferſucht, würde ich, die Unerfahrene, der Reinheit einer Schweſterſeele vertraut haben, wie Vater und Mutter, die Erfahrenen,

derſelben vertrauten. Ich fühlte mich nicht unſchuldig, fühlte es mit Scham, und Scham und Stolz banden meine Zunge, und ſo wurde ich mitſchuldig.

Freilich auch ein Poſaunenſchall würde die Berauſchten nicht aus ihrem erſten Taumel geweckt haben. Und warum dachte Siegmund Faber nicht ſelbſt daran, ſeine einſame Braut an ihre Pflicht zu mahnen? Warum ſchrieb er nicht? Warum kehrte er nicht, und wäre es auf eine Stunde, vor dem Aufbruch ins Feld zu ihr zurück? Warum traute er in ſorgloſem Wiſſens- und Tatendrange blindlings einem Wort, das nur Überraſchung dem unerfahrenen Kinde abgelockt hatte? einem herkömmlichen Geſetze der Treue, zu welchem das Herz nicht ja geſagt? Hatte der Mann über dem Zergliedern der Nerven und Bänder des Leibes den Nerv und das Band der Seele zu prüfen verſäumt? Oder hatte er deren Schwachheit an dem Maße ſeiner eigenen Schwachheit erkannt und das Wagnis der Treue von vornherein als Torheit aufgegeben? Alle dieſe Entſchuldigungen habe ich mir jetzt und ſpäter oft genug wiederholt, und — ſie haben mich niemals entſchuldigt.

Indeſſen nicht meine apprehenſive Stimmung allein, auch äußerliche Merkzeichen wurden für mich zum Verräter. Wer beſchreibt den geheimnisvollen Schimmer über dem Leben und Weben eines Glücklichen? Wer beſchriebe ihn zumal über dem Leben und Weben einer ſo freudigen Natur wie Dorothees? Ich ſah den Rückſtrahl ihres erfüllten Gemüts, und zwar am deutlichſten daran, daß ich ſie ſelber nur noch ſo ſelten ſah. Wir waren ausgeſöhnt, ſie hatte keinen Grund, mich zu meiden. Sie mied mich auch nicht, aber ſie ſuchte mich nicht, ſie bedurfte meiner nicht wie ſonſt.

Sie, die vor wenigen Wochen mir entgegenjauchzte: „Nun, da Sie da sind, ist alles, alles gut!“ sie hatte einen anderen, der mich verdrängte. Aus dem Kinde, der Jungfrau war ein Weib geworden.

Deutlicher aber noch sprach die heimliche Wandlung aus der Stimmung des Prinzen. Seine persönlichen Angelegenheiten hatten sich über Erwarten gut gestaltet, indem der gutherzige Friedrich August ihn zwar nicht aus seinen Diensten entlassen, aber ihm die Teilnahme am Feldzug unter preußischer Fahne bewilligt, auch seinen Gläubigern gegenüber großmütig Bürgschaft übernommen hatte. Er, der im vorigen Jahre in das wüste Emigrantenlager desertierte, der vor kurzem noch so zornig über das Zögern der Verbündeten aufbrauste: jetzt war er frei, warum ging er nicht? Er, der die Vernichtung des fränkischen Gesindels für ein Parademanöver, den Einzug in Paris für eine Promenade und die Herstellung des souveränen Thrones für ein Kinderspiel erklärte, er hatte jetzt tausend Bedenken, welche das geflissentliche Zaudern in seinen Augen bemäntelten. Der Zwiespalt der verbündeten Kabinette, der im eigenen preußischen Lager, die Wahl des Braunschweigers statt des Königs zum Oberfeldherrn, die unfertige Rüstung, die Verspätung für einen Sommerfeldzug — alles Bedenken, welche die Folgezeit nur gar zu schmerzlich gerechtfertigt hat! Diesem feurigen Jünglingsmute aber war sie angekünstelt und eingeklügelt, weil es eine Macht gab, die ihn zurückhielt, ebenso stark wie die, welche ihn vorwärts trieb.

Ich teilte die Auffassung meiner Lebensgenossen über die Natur dieses Krieges. Ich hielt es für eine gerechte, ja heilige Sache, die Wohlfahrt, vielleicht die Existenz des

eigenen Volkes aufs Spiel zu ſetzen, um einem fremden König ſeine Krone zu retten. Ich zweifelte auch nicht an einem raſchen Siege der ſieggewohnten preußiſchen Armee, und es war mir eine genugtuende Vorſtellung, die Tochter Maria Thereſias durch den Erben Friedrichs wieder in ihre Rechte eingeführt zu ſehen. Ich verhehlte mir überdies nicht, daß die Mannesſchule für meinen jungen Freund allein das Schlachtfeld ſei, und daß der Konflikt, welcher uns alle bedrohlich umſpann, nur durch ſein Scheiden eine Löſung fände. Ich billigte daher des Prinzen kriegeriſchen Entſchluß, unterſtützte ihn ihm gegenüber, und dennoch, dennoch atmete ich auf wie erlöſt, wenn er wieder einen neuen Grund des Hinhaltens und Verweilens aufgefunden hatte.

Das Regiment Weimar, dem er zugeteilt war, brach auf ohne ihn. „Kunktator Braunſchweig wird ſich nicht übereilen," ſo hieß es, „ich erreiche den Rhein früher als er." Dann wieder ſollte das „Marionettenſpiel" der Kaiſerkrönung in Frankfurt vorübergelaſſen werden, und endlich ſelber, als der König nach der Begegnung mit Franz II. ſich nach Mainz begab, ſah er noch hinlänglich Weile, bis jener ſich mit der Armee jenſeits des Rheins vereint haben werde. Mein Vater ſchüttelte den Kopf zu dieſer plötzlichen Läſſigkeit. „Da ſieht mans," ſo meinte er, „welch ein eigen Ding es für einen Sachſen iſt, und wäre es zum ſtolzeſten Fluge, ſich unter die preußiſchen Adlerfänge zu bequemen."

Ich ſchwieg, denn ich verſtand den Kampf zwiſchen Epos und Roman in dieſem jungen Herzen, fühlte ihn tief im eigenen. Dorothee war völlig ſorglos. Einmal fragte ſie mich ängſtlich, ob die ſächſiſche Armee auch mit in den Krieg ziehe? Und als ich die Frage verneinte, lächelte ſie ſeelenvergnügt. Ein Siegmund Faber, welcher der Gefahr

täglich näher entgegenrückte, ſchien für ſie nicht auf der Welt zu ſein.

Es war am Nachmittage des 2. Auguſt, daß der Prinz, ſtürmiſch aufgeregt, bei uns eintrat; er brachte Braunſchweigs Manifeſt aus dem Hauptquartiere Koblenz. All ſeine Begeiſterung war wieder angefacht; er bat dem bewährten Feldherrn ſeine Zweifel ab. „Der Himmel ſei geprieſen," ſo rief er, „des Königs ritterlicher Geiſt hat über die ſchnöde Eigenſucht geſiegt. Das iſt der Tenor, der die entfeſſelte Beſtie in den Käfig zurücktreibt. Nun raſch nur geharniſchte Taten auf das geharniſchte Wort, und am Tage des heiligen Ludwig ſetzen wir ſeine gefährdete Krone friſch erglänzend auf des Enkels Haupt."

Er weilte nur wenige Minuten, umarmte den Vater, drückte uns Frauen die Hand und ſtürmte von dannen. Er hatte nicht Lebewohl geſagt, aber wir wußten, daß es ein Abſchied war — vielleicht fürs Leben. —

Bis tief in den Abend hinein ſaßen wir ſchweigend beieinander. Ob die Eltern ahnten, was ſich in mir bewegte? Ob ſie heimliche Hoffnungen gehegt hatten, mehr als ich ſelbſt? Zu wiederholten Malen begegnete ich ihren ſorgenvoll auf mich gerichteten Blicken.

Als ich die Treppe zu meiner Kammer hinaufſtieg, erinnerte ich mich einer, welche dieſe Trennung unvorbereiteter und niederſchlagender treffen mußte als mich ſelbſt. Ich klinkte an Dorothees Tür, fand ſie aber verſchloſſen. Sie pflegte früherhin niemals ſo ſpät in ihres Vaters Hauſe zu weilen, und entfernte ſich niemals am Abend zu einem anderen Beſuche. Wo mochte ſie ſein?

Ich war nicht ruhig genug, dieſer Frage nachzuhängen. Es mußte aufgeräumt werden im inneren Revier, und

ſo ſaß ich denn lange, es mochten Stunden ſein, unbeweglich in meiner Kammer.

Monate lagen hinter mir, bei aller Entſagung die reichſten meines Lebens. Was von loſen Hoffnungen und Träumen nicht zu bannen geweſen war, jetzt mußte es verſchwinden, verſchwinden mit dem, welcher die Einbildung angefacht, verſchwinden für alle Zeit. Es war ein Mann, raſch zum Lieben und Wiederlieben, nicht einer, der nach dem Aufbrauſen der Leidenſchaft Ruhe erträgt und gewährt. Fort denn mit den Schimären der Reckenburg, fort auf Nimmerwiederkehr.

Ich wollte das, wollte es ernſthaft, und ohne Erfolg war meine Anſtrengung ſelber in dieſen erſten Stunden nicht. Ich ſah zwei von uns richtig geſtellt wieder auf den Platz, von welchem ſich ihre Wünſche einen Moment verirrt hatten: den Prinzen im Kampfe gegen die Feinde altgeheiligter Ordnung; mich in der Werkſtatt von Reckenburg. Schwer war es allein, das zum Leben erwachte Kind in ſeiner bräutlichen Witwenkammer ſtill wieder einzurichten.

Aber wo blieb Dorothee? Hatte ich ihren leiſen Schritt überhört? Ein Wort der Aufklärung und des Troſtes ſollte nicht bis morgen verzögert werden. Tränen rinnen am ſtillſten in der Nacht, und Kinder ſchlummern ſanft, nachdem ſie ſich ausgeweint haben. So klinkte ich denn noch einmal an der Tür und fand ſie noch immer verſchloſſen. Sie mochte wohl früh zur Ruhe gegangen ſein und von innen verriegelt haben.

Es war eine ſtillſchwüle Hochſommernacht; der Mond ſchien von der Gartenſeite hell durch die geöffnete Bodenluke. Ich bog mich hinaus und atmete in einem tiefen

Zuge den Duft, der von den Nelkenbeeten in die Höhe ſtieg. Mir gegenüber ragte das Schloß; ein Nachtlicht flackerte im Zimmer des Eckturms, in welchem mein junger Held zum letztenmal ruhte oder ſich zur Abreiſe rüſtete. Es wurde mir ſchwer, mich von dem Flämmchen loszureißen, nur zögernd ſenkte ſich der Blick hinab auf die Terraſſe, welche der Mond faſt mit Tagesklarheit beleuchtete.

In dieſem Augenblicke — war es ein Phantom des aufgeregten Blutes, war es Wirklichkeit? — ſah ich zwei Geſtalten aus der Laube gleiten, aus der Brautlaube Siegmund Fabers. Sie ſchmiegten ſich aneinander; fein und hell das Weib an die Seite des Mannes, deſſen dunkle Umhüllung ſie halb umfing. Es war ein einziger Blick, aber nein, nicht eine Täuſchung, und was ich auch immer geahnt — bis zu dieſem Abgrunde hatte die Einbildung ſich nicht verirrt.

Mir ſchwindelte, ich ſchwankte und klammerte mich an die Brüſtung der Luke. Als ich zagend den Blick wieder in die Höhe ſchlug, ſah ich eine dunkle Geſtalt durch das Pförtchen verſchwinden, unten aber wurde die Haustür leiſe geöffnet.

Ich floh in meine Kammer, deren Schloß ich nicht mehr zuzudrücken wagte. Schon hörte ich Schritte auf der Treppe und hätte um die Welt nicht meine Nähe verraten mögen. Aber vielleicht, daß es eine erſte nächtliche Begegnung geweſen war, eine erſte und letzte zum ewigen Lebewohl.

Atemlos lauſchte ich an der Spalte der Tür. Nein! dieſer elaſtiſche, hüpfende Schritt, dieſes freie, volle Hauchen der Bruſt, ſie ſprachen nicht von Scheiden und Meiden.

So ſchwebt, ſo atmet nur der Glückliche. Sie tänzelte über Roſen und ſah die Sünde nicht, die ſie umrauſchte, nicht den Tod, der im Hintergrunde lauerte.

Und nun ſaß ich oben in der Laube. Fragt mich nicht, was mich hinaufgetrieben hatte, oder wieviel Stunden es mich dort gebannt. Ich hatte kein Maß für die Zeit, hatte keine bewußte Vorſtellung. Alles lag mir in Dumpfheit und Nebel.

Der erſte Schimmer dämmerte im Oſten; zu meinen Füßen ſah ich einen blauen Streifen. „Dorothees Haarband vom Frühlingsfeſte," murmelte ich, hob es auf und wickelte es mechaniſch um einen Finger.

Dann wieder hörte ich das Pförtchen gehen und haſtige Männertritte. Ich rührte mich nicht. Sie kamen näher und näher. „Hardine!" rief es am Eingang der Laube. Ich ſaß noch immer wie gelähmt.

Er war im Reiſekleid und ſchattenbleich. Doch blickte er mir feſt ins Auge und nahm ruhig das Band aus meiner Hand. Hatte er das geſucht; ein erſtes Andenken und ein letztes? Hatte er von oben mich in der Laube erkannt?

„Sie wiſſen alles," ſagte er, „und das iſt gut. Nun ſcheide ich ruhig. Kehre ich zurück, ich ſchwöre es bei Gott! wird ſie die Meine. Bleibe ich, dann hat ſie nur Sie, Hardine — aber Sie! —"

Das Rollen eines Wagens auf dem Plateau drang durch die Stille. Er warf noch einen Blick nach der Luke, an welcher ich in der Nacht gelauſcht hatte. Eine Träne glitt über ſeine Wange und tropfte auf meine Hand, die er in der ſeinen gefaßt hielt. „Schütze das argloſe Kind, ſchütze mein Weib, mein geliebtes Weib. Schütze es für

mich, um meinetwillen, Schweſter Hardine!“ flüſterte er, drückte mich an ſeine Bruſt — und ich war wieder allein.

Wenige Minuten und ein Poſthorn ſchmetterte. Der letzte Laut verlor ſich nach Weſten hin. Gen Morgen ſtieg die Sonne in die Höhe: heute nicht wie damals in Reckenburg mir ein Gottesauge: ein leuchtender Ball, der über Verzweiflung und Wonne, Verrat und Liebe mechaniſch dahingleitet, klar und ſeelenlos.

Auf dem Platze, wo ich ſaß, hatte vor zwei Jahren ein Freund um die Geſpielin meiner Kindheit geworben und mich als Bürgin für die Treue ſeines verlobten Weibes angerufen. Auf dem nämlichen Platze, der den Treuſpruch gehört, war die Treue gebrochen worden und hatte heute ein anderer Freund, der heimlich die Luſt meiner eigenen Seele war, mir das treuloſe Weib als Schweſter an das Herz gelegt.

Es gibt Verhängniſſe, die geſetzmäßig aus unſerem Sein erwachſen und doch jeder geſetzmäßigen Löſung zu ſpotten ſcheinen. Das Rad des Schickſals rollt hinweg über unſeren Stümperwillen und in der entſcheidenden Stunde iſt es nicht die Leuchte aller Tage, es iſt ein Funken aus unerforſchten Tiefen, der — ſei es zur Zerſtörung, ſei es zur Erfüllung — uns die Richtung gibt.

Und einem ſolchen Verhängnis gegenüber wurde ich in dieſer Stunde geſtellt.

Siebentes Kapitel

Der Tag von Valmy

Unſere Frühſtücksſtunde ſchlug. So lange hatte ich in fruchtloſem Wühlen in der Laube geſeſſen. Nun ſtieg ich hinunter. Die Eltern wußten bereits um die Abreiſe des Prinzen. Das langgehegte Geheimnis hatte ſich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet.

„Er iſt auf guten Wegen; Gott geleit ihn!“ rief der Vater und drückte meine Hand. Die Mutter aber ſagte: „Du ſiehſt blaß und erkältet aus, liebe Tochter. Geh und ruhe ein paar Stunden.“

Aber ich durfte nicht ruhen; ich mußte Dorothee vorbereiten, die der Kraft und des Mutes mehr bedürfen würde als ich ſelbſt. Ich kam zu ſpät. Schon auf der Treppe vernahm ich ihr angſtvolles Stöhnen. Aus blauem Himmel hatte ſie der Blitz getroffen.

Sie lag am Boden in ihren Tageskleidern. Die Arme, quer über dem Bette ausgeſtreckt, zuckten konvulſiviſch, die Augen ſtarrten nach der Tür, ohne daß ſie die Eintretende bemerkten. „Fort, fort!“ war der einzige Laut, der ſich der haſtig arbeitenden Bruſt entrang.

Ich hob ſie auf das Bett und ſetzte mich an ihre Seite. Der Krampf währte eine Weile; endlich bemerkte ſie mich und winkte leidenſchaftlich, daß ich mich entferne.

„Du biſt krank, Dorothee,“ ſagte ich. „Ich werde den Arzt rufen laſſen.“

Das Wort brachte ſie außer ſich. „Nein, nein!“ ſchrie ſie auf. „Keinen Arzt! Ich bin geſund. Oh, nur allein, ganz allein!“

Ich zog die Bettvorhänge zusammen und tat, als ob ich mich entferne, setzte mich aber verborgen in den Hintergrund. Allmählich wurde sie ruhiger; ein Tränenstrom machte ihr Luft; ich hörte sie schluchzen, endlich nur noch leise wimmern und seufzen.

Nach einer Stunde etwa richtete sie sich auf, strich den verschobenen Anzug zurecht, trocknete ihre Augen und blickte sich scheu im Zimmer rundum. Als sie meiner gewahr ward, überflog sie von neuem ein Schauder. „Gehen Sie, Fräulein Hardine," flehte sie. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich allein!"

Ich entfernte mich nun wirklich; aber von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick in das Nachbarzimmer. Dorothee saß weinend und händeringend auf ihrem Bett. Sie sprach kein Wort, aber sie war gesund.

Wochen gingen hin in mechanischem Tageslauf. Langsam brachten die Zeitungen, rascher von Zeit zu Zeit ein durchreisender Kurier Kunde über den zögernden Vormarsch der verbündeten Armeen. Am Tage des heiligen Ludwig, an welchem unser junger Held den Triumphzug nach Paris zu beschließen gehofft hatte, standen die ersehnten Retter noch diesseit der Ardennen und der Enkel des heiligen Ludwig war ein Gefangener des Tempel.

Dennoch verzagten wir nicht. Verdun hatte sich wie Longwy übergeben, und wenn von da ab wochenlang alle Nachrichten ausblieben, hielten wir uns an die Zuversicht, daß das bis dahin immer siegreiche Heer sich an einen verächtlichen Feind in seiner Flanke nicht gekehrt, in Eilmärschen die Marne überschritten und, wenn auch später als wir gehofft, doch sicher zur Stunde bereits dem ge-

fangenen Monarchen in ſeiner Hauptſtadt die Freiheit wiedergegeben haben werde.

Unbegreiflich hingegen und wahrhaft beängſtigend war uns das Schweigen unſerer heimatlichen Freunde bei der Armee, denn wenn wir auch bei dem aufgeregten Prinzen keine mitteilſame Stimmung vorausſetzten, ſo hatte doch ein junger Regimentskamerad, der jenem als Adjutant beigegeben und meinem Vater vertraulich zugetan war, fleißige Nachricht verſprochen und nun nahezu zwei Monate kein Wort von ſich hören laſſen. Auch Faber, dem durch ſeltſame Fügung die Freunde auf fremdem Boden, unter fremder Fahne in demſelben Regimentsverband begegnen mußten, auch Faber ſendete keinen Troſt in dieſer bänglichen Zeit.

„Ich habe ein beſſeres Fiduzit zu dieſem Mosjö Per—ſé gehegt," ſagte mein Vater ärgerlich. „Daß ich auch nicht daran gedacht habe, dem Prinzen einen Denkzettel an ihn mit auf den Weg zu geben. Die arme, kleine Dorl iſt wie verwandelt, ſeitdem es nun ernſtlich zum Klappen gekommen iſt. Sie grämt ſich und ſchämt ſich, ſo vergeſſen zu ſein in ihrer Angſt und Not."

Ja freilich grämte und ſchämte ſie ſich, die unglückliche Dorothee, wenn auch aus anderer Bewegung, als ihr alter Freund vorausſetzte. Sie mied uns in ſichtbarer Seelenangſt, ſaß mit vorgezogenem Riegel in ihrer Stube und huſchte im Garten ſcheu und ſtumm an uns vorüber. Redeten wir ſie an, und war es das Gleichgültigſte, ſo antwortete ſie verworren und ausweichend. Ich ſah, ſie zitterte vor einer Erörterung, die auch ich von Tage zu Tage verſchob. Warum? Da ſie doch unausbleiblich und jedenfalls vor meiner Abreiſe nach Neckenburg ſtattfinden mußte.

Ja warum ſcheut man ſich denn, einen Knoten zu durchhauen, warum rechnet man auf das Unwahrſcheinlichſte, das eine Löſung bewirken könnte? Ich zum Exempel rechnete auf eine Eröffnung und vielleicht Verſtändigung zwiſchen dem Prinzen und Faber, die mich der Pein einer Mittlerrolle überhob.

Endlich, endlich kam der langerſehnte Brief vom Adjutanten. Der Prinz hatte ſeine Verzögerung befohlen, um die Freunde, eines kleinen Unfalls halber, nicht ohne Not zu beunruhigen. Er war, indem er dem die Tete bildenden Regimente Weimar nacheilte, beim Überſchreiten der Grenze auf ein preußiſches Reiterpikett geſtoßen, hatte ſich ihm angeſchloſſen und mit ihm eine rekognoſzierende, weit überlegene feindliche Jägerabteilung attackiert. Nach hartnäckigem Kampfe war ſie niedergehauen und gefangen worden. Dem Prinzen aber, der auch nicht einen Flüchtigen entkommen laſſen wollte, ſtürzte während der Verfolgung auf dem vom Regen durchweichten Boden das Pferd. Er trug eine Verſtauchung davon, die ſich bei mangelnder Pflege entzündete und ihn wochenlang in einer armſeligen Bauernhütte feſthielt.

„Wie er knirſchte," ſo ſagte der Korreſpondent, „wie er wetterte, zurückbleiben zu müſſen, während die Armee die Ardennenfeſtungen in ihre Hand bekam — nun, Ihr könnt es Euch denken, Ihr kennt ihn ja! Wie er aber ſchäumte während des unbegreiflichen achttägigen Halts vor den ſchwachbeſetzten Argonnenpäſſen — nein, das könnt Ihr Euch nicht denken, trotzdem Ihr ihn kennt! Wäre das Kommando doch in des Königs Hand! Gottlob jedoch, ſein ritterlicher Sinn hat über die alte Schulweisheit geſiegt, und unſer leichtes Glück bei Croix-aux-bois und

Grandpré, wo dieſe Freiheitshelden Reißaus nahmen wie die Haſen, wird auch unſerem Sereniſſimus Kunktator eine Fackel aufgeſteckt haben, welche den Weg nach Paris beleuchten ſoll. Die Armee iſt in vollem Marſche nach Châlons. Zieht Dumouriez, dieſer Schwätzer par excellence, ſich zurück: gut. Einen ſolchen Feind in der Flanke fürchten wir nicht. Gelingt ihm die Vereinigung mit Kellermann, der ihm von Metz zu Hilfe kommen ſoll: deſto beſſer. Wir werden das Geſindel dann mit einem Schlage los. Das beſte aber iſt, daß unſer Prinz, heil und wohlgemut, morgen aufbrechen wird, um ſein Regiment einzuholen. Am Abend denken wir Menehould — fluchwürdigen Andenkens! — zu erreichen."

Das Ungeſtüm unſeres Prinzen ſprach aus jedem Wort dieſes Berichts. Ein Poſtſkriptum enthüllte hingegen die weit nüchternere Auffaſſung ſeines Begleiters. Weg und Wetter waren abſcheulich; es fehlte an jeder geregelten Verpflegung; epidemiſche Krankheiten dezimierten die Armee; was aber am tiefſten überraſchte: die Stimmung der Bevölkerung war dem königlichen Befreiungszuge keineswegs ſo geneigt, wie nach den Schilderungen der Emigranten alle Welt vorausgeſetzt hatte. Einige diplomatiſche Andeutungen über den Doppelſinn der Heerführung bildeten den Schluß.

Wir ſchlugen uns den nachhinkenden Boten aus den Gedanken und hielten uns an den guten Glauben und an die gute Kunde von unſerem Helden, wobei wir denn freilich die Gefahren jedes Augenblicks vergaßen, welche die Spanne zwiſchen Sendung und Empfang ſolcher Kunde füllen.

Der Brief, welcher am 19. September geſchrieben, erreichte uns am 28. Auf den folgenden Tag, Michaelis,

fiel Dorothees Geburtsfeſt. Ich ſuchte ſchon früh am Morgen bei ihr einzudringen. Die beruhigende Nachricht über den Prinzen, hoffte ich, werde eine nicht länger aufzuſchiebende Ausſprache ermutigend einleiten. Aber wiederum ein vergeblicher Verſuch. Sie war ſchon vor dem Frühſtück hinüber zum Vater entſchlüpft und kehrte während des ganzen Morgens nicht zurück.

Am Nachmittag ſaßen wir im Familienzimmer um den Kaffeetiſch, auf welchem ein Feſtkuchen, umgeben von einem bunten Aſternkranze, prangte. Achtzehn Jahreslichtchen, und in der Mitte das dicke Lebenslicht, ſollten raſch angezündet werden, ſobald es Ehren-Purzel, der an der Treppe aufgeſtellt war, gelungen, das Geburtstagskind abzufangen. Ich hatte das Mißliche dieſer alljährlichen kleinen Feſtlichkeit heuer wohl empfunden, wußte aber keinen Vorwand, den guten Willen der Eltern zu verhindern. Wir warteten vergebens. Dorothee kam nicht. Auch hatte die Frankfurter Poſt keinen Brief des bisher wenigſtens zweimal im Jahre regelfeſten Bräutigams gebracht. Papa ſchimpfte recht läſterlich auf ſeinen rückſichtsloſen Mosjé Per—ſé.

Es dämmerte bereits, als ein Stafettenſignal ſich von Weſten her vernehmen ließ: Bei jedem Klange aus dieſer Richtung ſammelten ſich Offiziere wie Bürger vor dem Poſthauſe, um irgendeine wahre oder unwahre Nachricht zu erhaſchen, welche die Kuriere auf den Stationen ausſtreuten. Der Vater eilte hinaus, und auch uns Frauen ließ es keine Ruhe, wir traten unter die Haustür, ſeine Rückkehr erwartend.

Die Stafette ſprengte auf der Leipziger Straße weiter. Der Vater kam zurück. „Ein Zuſammenſtoß ſoll ſtattge-

funden haben," rief er uns kopfſchüttelnd entgegen; „unfern von St. Menehould ein unerhörtes Kanonenfeuer vernommen worden ſein. Wer aber obtinierte? — und ob wirklich beim Abgange der Poſt am anderen Tage die Armeen ſich in unverrückter Stellung gegenübergeſtanden? Reime ſichs, wer kann — ich —"

Er bemerkte bei dieſen Worten Dorothee, welche ſich leiſe von der Gartenſeite herbeigeſchlichen hatte und in atemloſer Spannung ſeiner Rede lauſchte. Lachend reichte er ihr einen Brief, welchen er dem Kurier abgenommen hatte: „Ein Tauſendſaſſa, liebe Dorl, wie er die Gelegenheiten wahrzunehmen weiß!"

Dorothee riß den Brief an ſich und floh die Treppe hinan. Der Vater hielt noch einen zweiten Brief in der Hand. „Vom Adjutanten," ſagte er, nachdem wir in das Wohnzimmer getreten waren. „Er wird uns, denk ich, das Rätſel löſen."

Ich zündete in der Haſt das Lebenslicht auf dem Geburtstagskuchen an, meine Finger zuckten vor Ungeduld, bis der Vater methodiſch den Brief entſiegelt hatte. Kaum aber, daß er die Augen hineingeworfen, ſah ich ihn auf dem Stuhle zurückſinken, das Blatt ſeiner Hand entfallen. „Tot, tot!" ſtöhnte er, wie vernichtet.

„Wer iſt tot?" kreiſchte die Mutter. Sie hob das Blatt vom Boden auf. Ein Blick auf das erſte Wort; ein zweiter der tiefſten Angſt zu mir herüber. Ich lag nicht in Ohnmacht oder Krämpfen; ich ſtand ſteif wie eine Kerze. Sie legte es beruhigt in meine Hand. Es war flüchtig mit Bleiſtift geſchrieben und datierte vom 21. September.

„Unſer herrlicher Prinz iſt tot! Das Opfer eines Kampfes, für den ich keine Bezeichnung habe. Mitten in der Nacht

waren wir aufgebrochen. Der Weg war heillos, aber die Kundſchaft, daß der König geſtern den Vormarſch und den Angriff der feindlichen Armee befohlen habe, gab dem Prinzen Flügel. Wir hetzten unſere wechſelnden Pferde faſt zu Tode. Um ſieben Uhr hörten wir den erſten Kanonenſchlag. Die Gegend lag im dickſten Nebel. Das Feuer wuchs von Minute zu Minute. Der Boden dröhnte. Der Prinz glühte buchſtäblich im Fieber: die Schlacht, die heißerſehnte Schlacht! Alle rückſtehenden Truppenteile, die wir paſſierten, zeigten die zuverſichtlichſte Stimmung, ja ausgelaſſene Heiterkeit. Unſer Regiment ſtand bei der Avantgarde, mit welcher Hohenlohe den Angriff erhoben hatte. Wir jagten vorwärts. Mittag war vorüber; der Nebel hatte ſich geſenkt. Jetzt erkannten wir die feindliche Aufſtellung auf den Höhen von Valmy. Eine günſtige Poſition; der Feind uns um ein Dritteil überlegen. Aber welch ein Feind! Bodenlos ſoll die Verwirrung geweſen ſein, als Hohenlohe den linken Flügel, das heißt Kellermann, angriff, und Dumouriez auf dem rechten zu fern war, um ihm beizuſpringen. Der Sieg ſchien mit Händen zu greifen, und — wir ſetzten die Attacke aus! Wir ſchoſſen hinüber, der Feind herüber, ohne begreifbaren Zweck und Erfolg. Vierzigtauſend Kanonenſchläge ſollen in dieſem Feuerwerk verpufft worden ſein.

„Der Prinz ſchäumte vor Wut, als er jenſeits der Straße von Menehould ſeinem Regiment auf dem Rückzug begegnete. Fluch und Verwünſchungen jagten ſich auf ſeinen Lippen, Purpurröte und Totenbläſſe auf ſeinem Geſicht Laut und öffentlich ſprach er aus, daß Hohenlohe dem unſeligen Rückzugsbefehle trotzen müſſe, ſprengte tollkühn die Anhöhe hinab und jenſeits wieder hinauf bis zu der Stel-

lung, welche die Vortruppen am Morgen innegehabt hatten. Er glaubte einen Angriff von dieſer Seite noch jetzt mit Sicherheit ausführbar. Er kann nichts anderes gedacht haben als eine Rekognoſzierung bei dem verwegenen Ritt. Die Kugeln ſauſten um ſeinen Kopf. Ich ſprengte ihm nach, dem tödlichen Beginnen Einhalt zu tun. Mehrere Offiziere des Regiments folgten mir. Dicht ihm an den Hacken, ſahen wir ihn taumeln, vom Pferde ſinken. Noch fing ich ihn in meinen Armen auf. Unter einem Kugelhagel trugen wir ihn nach dem Vorwerk la Lune, dem Standquartier unſeres hohen Chefs. Er war ins Herz getroffen und in wenigen Minuten eine — Leiche.

„Und dieſes herrliche Opfer ſühnt kein Sieg, ſühnt nicht einmal das Bewußtſein der genügten Ehre. Der Feind ſteht uns heute wie geſtern hoch gegenüber. Wir greifen auch heute nicht an, und ſelber die Geſchütze ſchweigen. Man munkelt von Unterhandlungen, von Rückzug. Mir iſt nichts unglaublich nach dem geſtrigen Puff. Kann aber, wird ein König von Preußen ſich dieſer Schmach unterwerfen? Die Offiziere ſchreien Zeter über den Braunſchweiger. Mit abgewandten Geſichtern ſchleichen ſie aneinander vorüber, ſie, die geſtern ſo ſtolz und ſicher wie zur Parade ausgezogen waren! Weinen habe ich ihrer ſehen vor Zorn und Scham. ‚Wären Sie ein Preuße wie ich,‘ ſagte mir ein alter Major, ‚hätten Sie noch unter Friedrichs Fahne gedient, Sie beneideten Ihren gefallenen Prinzen.‘“

Was ſoll ich weiter ſagen? Äußerlich hielt ich ſtand. Lautlos legte ich den Brief in des Vaters Hand zurück. Er ſchluchzte wie ein Kind und die Tränen rieſelten über ſeine Wangen in den ergrauenden Bart. Die Mutter ſaß

lange Zeit ſtill mit gefalteten Händen. Endlich erhob ſie ſich. „Wir alle bedürfen der Sammlung. Geh zur Ruhe, liebe Tochter," ſagte ſie, indem ſie mich auf die Stirn küßte.

Der Vater führte mich bis zur Tür, preßte meine beiden Hände und ſprach: „Gott muß es am beſten wiſſen, mein gutes Kind."

„Gott muß es am beſten wiſſen!" Wie oft habe ich in ruhigeren Stunden dieſes Wortes gedacht, das ſo alltäglich verhallt, und doch das einzige iſt, deſſen wir uns in unbegreiflichen Schickungen getröſten. Dieſe lebensgierige Natur, ohne Halt in der Außenwelt, zügellos in der inneren, würde ſie ſich behauptet haben während der zwanzig Jahre des Verfalls, welche der Spiegelfechterei von Valmy folgten, bis zur tiefſten Schmach und hart an die Grenze der Vernichtung? Würde ſie ihre Kraft zuſammengehalten haben für die büßende Mannestat? Oder nach welcher Richtung hin ſie verſchleudert und ſich ſelbſt verloren? Gott hat es am beſten gewußt, mein braver Vater!

In dieſer Stunde freilich, da war dein Troſtſpruch mir ein leerer Schall, und ich hörte nur das eine hoffnungsloſe: tot, dahin, was meiner Augen Licht und meiner Seele Stolz geweſen. Aller Halt war gebrochen, ſobald ich — endlich allein! — die Treppe erreicht hatte. Ich ließ mich auf die Stufen niederſinken, der Leuchter entglitt meiner Hand. So lag ich, ich weiß nicht, wie lange; das Leben dünkte mich eine Nacht, undurchdringlich wie die, welche mich umfing.

Endlich raffte ich mich auf und taſtete mich nach meiner Tür. Da ſah ich einen hellen Streifen durch die Spalte der Nebenſtube fallen, und Törin, die ich geweſen! ſah mich aus der Öde des Grabes ſchon wieder inmitten der

bewegenden Flut. Denn ich erinnerte mich an eine, der wahrhaftiger als mir des Lebens Leuchte erloſchen war.

Es war die Todespoſt, die ihr der alte Freund als eine Freudenpoſt gereicht hatte, und tödlich ſchien der Streich, der ſie ſo jach getroffen. Sie lag kalt und ſteif am Boden ausgeſtreckt; in der krampfhaft geballten Hand den Brief Siegmund Fabers. Die tiefe Schnuppe des Lichtes zeigte, wie lange ſie in dieſer Erſtarrung hingebracht hatte, und wohl ahnete mir das jammervolle Daſein, zu welchem ich ſie erwecken ſollte.

Eine dunkle Stimme warnte mich, die Eltern oder Diener um Beiſtand herbeizurufen. Ich trug ſie auf ihr Bett, löſte die Kleider, und — —

Und was empfand die keuſche, achtzehnjährige Ehrenhardine vor der Enthüllung, die ſie nicht vermutet hatte und doch mit Blitzesſchärfe verſtand? Erbarmen, Empörung, Haß? Schrie ſie Wehe über die Sünderin? Nichts von alledem iſt ihr bewußt; aber heute noch fühlt ſie den Schauer, der ſie in jenem Augenblicke überrieſelte, den Schauer neuerwachenden Lebens nach dem gellenden Todesſchrei. Nein, er war nicht tot, nicht völlig tot: eine Spur von ihm lebte, und ich beneidete, ja ich beneidete das glückſelige Weib, dem ſeine Liebe ſie eingeprägt hatte!

Ich öffnete das Fenſter, benetzte die Erſtarrte mit Kölniſchem Waſſer, hauchte meinen Atem auf ihre Lippen; in Todesangſt fühlte ich ihren Puls und hätte aufſchreien mögen vor Entzücken, als ich den erſten matten Schlag ſpürte. Endlich ſchlug ſie die Augen auf und ſchaute wirr umher, wie beim Erwachen aus einem entſetzlichen Traum. Jetzt fiel ihr Blick auf mich, und es war ein markerſchütternder Schrei, der das rückkehrende Bewußtſein verkün-

dete. Gleich einer Wahnſinnigen ſprang ſie aus dem Bett, wand ſich am Boden mit entblößtem Buſen und zerrauftem Haar. „Töte mich, töte mich, Hardine!“ kreiſchte das verzweifelnde Weib.

Aber die böſe Stunde verrann. Ein erwärmendes Feuer praſſelte im Ofen, die Lampe brannte ruhig auf dem Tiſch. Dorothee lag eingehüllt im Bett; ihre Tränen rieſelten über die bleichen Wangen, und: „Retten Sie mich, retten Sie mich, Fräulein Hardine!“ wimmerte eine Kinderſtimme in mein Ohr.

Und die ermatteten Lider fielen zu; die Bruſt hob ſich in gleichmäßigen Atemzügen; ſie ſchlummerte ein. Auch ich wollte Ruhe ſuchen. Da bemerkte ich den Brief, den ich vorhin ihrer Hand entwunden hatte, und den zu leſen ich ein Recht zu haben glaubte. Mein erſter Blick fiel auf die folgende Nachſchrift:

„Geſtern hatte ich ein Erlebnis, das mich ſeltſam bewegte und das den Anteil Ihrer verehrten Hausgenoſſen erwecken wird. Seien Sie mit der Kundmachung vorſichtig, liebe Dorothee. Ich befand mich bei den Vorpoſten unſeres Regiments, als ich im Namen meines durchlauchtigen Chefs zu ſchleuniger Hilfeleiſtung entboten ward. Ein hoher Anverwandter ſeines Hauſes, als Volontär erſt vor einer Viertelſtunde bei der Truppe eingetroffen, war während eines kühnen Erkundigungsrittes ſchwer verwundet und in ein unfernes Vorwerk gerettet worden. Ich hatte das unglückliche Begebnis mit angeſehen und war bereits auf dem Wege zu helfen. ‚Gottlob, da iſt Faber!‘ riefen der Herr Herzog mir entgegen. Bei dem Namen Faber ſchlug der Verwundete das ſchon brechende Auge in die Höhe. Eine Lebenshoffnung mochte in ihm

erwachen. ‚Faber,‘ lallte er, ‚Faber!‘ Er taſtete nach meiner Hand und drückte ſie mit letzter Kraft an ſeine Bruſt: ein eiſiger Schauder überrieſelte ihn, der Todesſchweiß tropfte von ſeiner Stirn. ‚Barmherzigkeit, Faber, Barmherzigkeit!‘ hauchte er noch und ſank in meine Arme — entſeelt.

„Wie eigen war mir zumute, als ich die Uniform meines alten Regiments löſte und in Erinnerung der Heimat doppelt begierig hätte helfen mögen, wo doch alle Hilfe vergeblich war. Der Prinz war nicht verwundet, wie wir angenommen hatten, nur von der Kugel geſtreift, und ein Blutgefäß des Herzens durch die Erſchütterung oder den ungeſtümen Ritt oder den Sturz vom Pferde lädiert. Niemals ſah ich einen vollkommeneren männlichen Körper. Auf ſeinem Herzen fand ich ein Band, gehüllt in ein Blatt, das unter wohlbekannten Zügen einen verehrten Namen trug. Ich geſtatte mir keinerlei Deutung. Aber mit Allerhöchſter Genehmigung lege ich dieſe Reliquie, vielleicht als ein troſtreiches Angedenken, in der Freundin Hand, das einzige Angebinde, das ich Ihnen heute zu bieten habe, teure Dorothee.“

Und nun wickelte ich wieder das blaue Haarband vom Frühlingsfeſte um meine Finger, und ich betrachtete das Blatt, welches nichts als den Namen „Hardine von Reckenburg“ trug, die abgeriſſene Unterſchrift eines meiner wenigen Briefe an Dorothee, und von dem, welchem das Blatt bei irgendwelchem Anlaß zugeſpielt worden war, vielleicht niemals bemerkt. Aber war es nicht eine ſeltſame Fügung, daß Siegmund Faber es ſein mußte, welcher das Andenken von der Bruſt des Mannes nahm, der ſein Lebensglück vernichtet hatte, und daß e r es, als das Liebes-

zeichen einer anderen, in die Hand ſeiner treuloſen Verlobten zurücklegte?

Ich aber, wie hätte es in jenen Stunden ohne Einfluß auf mich bleiben können, daß über dem brechenden Herzen Name und Schriftzüge der Freundin geruht, welche er Schweſter genannt hatte, als er mit ſeinem Abſchiedsworte das geliebte Weib ihrem Schutze anvertraute? Wie hätte ich mich in jenen Stunden anklagen mögen, weil das Vermächtnis des toten Freundes ſtärker in mir ſprach, als die Pflicht gegen den lebendigen?

Ich ging in meine Kammer und warf mich unentkleidet aufs Bett. Dorothee ſchlief: ich fand keine Ruh! Die Ereigniſſe dieſer Sonnenwende verſchlangen ſich wie greifbare Erſcheinungen vor dem halbbetäubten Sinn, von jenem Feſttage an, wo ich die alte Reckenburgerin das Liebeslied der Königsmark trällern hörte, bis zu dem Schmerzensbilde, das Siegmund Faber enthüllt hatte. Ich träumte mit offenen Augen, und es währte wohl eine lange Weile, ehe ich zwiſchen den Phantomen der Erinnerung die leibhaftige Geſtalt unterſchied, welche bei dämmerndem Morgen vor meinem Lager kniete mit geſenktem Kopf, die Arme über der Bruſt gekreuzt gleich einer Verbrecherin.

„Wollen Sie mich retten, Fräulein Hardine?“ flüſterte ſie nach einer langen Stille.

Eine neue lange Stille folgte, und ſtatt der Antwort nur die Gegenfrage: „Was denkſt du zu tun, Dorothee?“

„Denken — ich?“ verſetzte ſie, indem ſie traurig den Kopf ſchüttelte. „Ich will tun, was Sie ſagen, Fräulein Hardine.“

„Nicht, was ich ſage, was Siegmund Faber ſagt,“ entgegnete ich.

Sie aber rief mit einem Schauder: „Der — der? Was hab ich mit dem noch zu ſchaffen?“ Doch verſtand ſie meinen vorwurfsvollen Blick, denn ſie ſetzte haſtig hinzu: „Ich werde ihm das Seine zurückgeben und mein Brot mit meiner Hände Arbeit verdienen.“

In anderer Stimmung würde ich beim Anblick dieſer zartgeſchonten Hände den ausgeſprochenen Entſchluß belächelt haben. In der gegenwärtigen ſagte ich nur: „So ſchreibe ihm heute noch, Dorothee, bekenne ihm die Wahrheit und empfange dein Schickſal aus ſeiner Hand.“

Sie fuhr in die Höhe mit einer Heftigkeit, die ich niemals an ihr gekannt hatte. „Ihm ſchreiben, und heute noch!“ rief ſie. „Ihm alles ſagen, ihm, ihm! Nein, das verlangen Sie nicht, nur das eine nicht, Fräulein Hardine, das kann ich nicht.“

„Nun denn, ſo will ich es tun an deiner Statt,“ ſagte ich.

„Würde ein Brief ihn treffen, Fräulein Hardine?“ entgegnete ſie. „Es ſind zehn Tage, daß er ſchrieb, eine ebenſo lange Zeit müßte vergehen — — und lebt er denn noch? Und wo? Und wie?“

Sie hatte recht. Wo ſtand die Armee in dieſer Stunde? Vorwärts in Feindesland? rückwärts am Rhein? Ein eintreffender Brief konnte bei ſo unſicheren Zeitläuften ein Wunder genannt werden. Und durfte ich ein ſolches Geheimnis der Verſchleuderung und einer fremden Entdeckung preisgeben? Nein. Wir mußten weitere Nachrichten von oder über Faber erwarten.

„Wohlan, Dorothee,“ ſagte ich nach einer Pauſe und ergriff ihre Hand, „wenn denn zur Stunde nicht vor ihm, ſo vor der Welt zeige entſchloſſen, daß euer Bund ſich gelöſt. Kehre in deines Vaters Haus zurück; nimm die De-

mütigung auf dich als Sühne der Schuld; setze Pflicht gegen Pflicht.“ —

Es war wie ein Todesurteil, das sie vernommen hatte. Ein Fieberfrost durchschüttelte ihren Leib, sie sank von neuem auf die Knie.

„Muß es sein?“ hauchte sie kaum vernehmlich.

„Ja, es muß sein, Dorothee.“

„Jetzt, gleich jetzt, vor der Zeit: O, Fräulein Hardine, mir ist, als ob ich sterben werde nach der Zeit. Ach so gerne sterben! Sparen Sie es meinem alten Vater, lassen Sie ihn nicht mit Schanden in die Grube fahren.“

Sie mochte wohl merken, daß das Mitleid mit dem alten, trunkenen Schwachkopf gar wenig auf mich wirkte, denn sie fuhr hastig mit bebender Stimme fort: „Und er — er, den ich nicht nennen kann, soll sein Name verlästert werden in einem Atem mit dem der verworfenen Kreatur? In der Stunde, wo die Tränen noch warm um ihn fließen, wo sein armer Leib noch nicht die Ruhe bei seinen Vätern gefunden hat?“

Es war eine Zauberin, dieses Kind Dorothee, wie es im rechten Augenblick immer das Wirksame zu treffen wußte! Nein, das Geheimnis war zur Hälfte nicht zu wahren, und die Anklage gegen den Verführer durfte sich nicht in die Totenklage um unseren Helden mischen. Vor meinen Eltern, die ihn geliebt hatten, vor den Kameraden, die ihn bewunderten, ja selber vor den gering geachteten Heimatsbürgern Dorothees mußte der Letzte seines Stammes ohne Makel in der Gruft seiner Ahnen ruhen.

„So sei es denn, Dorothee, ich will dein Geheimnis wahren und schützen, bis Siegmund Faber über dein zukünftiges Los entschieden haben wird.“

Mit dieſem Gelöbnis endete die erſchütternde Unterredung.

So ſchwer der Entſchluß, ſo raſch und leicht war der Plan. Dorothee begleitete mich nach Reckenburg; alles Weitere enthüllte ſich in dem ſtillen Waldhauſe Muhme Juſtines. Und wie der Plan, ſo raſch und leicht war auch die Ausführung. Vater Kellermeiſter hatte keine Stimme; meine Eltern aber gönnten den beiden bekümmerten Geſpielinnen ein tröſtendes Beieinanderſein. Kaum eine Woche ſpäter befanden ſie ſich, von Leipzig ab in Begleitung des Predigers, auf dem Wege nach Reckenburg.

Dorothee war dem alten Freunde keine Fremde; ich hatte ihm oft von meiner reizenden Mitſchülerin erzählt. Jetzt führte ich ſie ihm vor als eine Beſucherin Muhme Juſtines, alſo ohne buchſtäbliche Lüge. Wie denn überhaupt, wenn Lügen oder Täuſchen nur heißt: Unwahres ſagen, nicht auch Wahres verheimlichen, ich in dieſem ganzen Verhältniſſe keiner Lüge oder Täuſchung ſchuldig zu werden brauchte. Freilich mochte das ſtilltrauernde Weib, wie es ſich ſcheu und leiſe weinend in die Wagenecke ſchmiegte, wenig zu dem Bilde ſtimmen, das ich von meiner frohen, beweglichen kleinen Dorl entworfen hatte. Sein Auge weilte mit Wehmut auf dem bleichen, geſenkten Geſicht. Gewiß, er ahnte die Wahrheit. Der geiſtliche Herr aber war einer von denen, welche dem bekümmerten Sünder die Hand entgegenſtrecken.

Wie oft hatte ich blutjunges Ding mich mit Entrüſtung von unſeres Seelſorgers milder Lehre und Praxis, gegenüber einer zuchtloſen Gemeinde, abgewendet. So erinnerte ich mich im beſonderen einer Predigt über das ehebrecheriſche Weib, deren Text und Auslegung ich beim Diner

meiner alten Gräfin wiederholte. „Der Herr Paſtor könnte derlei bedenkliche Themata vermeiden; aber was kümmert das uns?“ hatte ſie geſagt, und ich ihr — bis auf den Nachſatz — redlich beigepflichtet. Das war am Sonntag vor meiner Abreiſe, und heute führte ich ſelber ſolch ein recht- und ehrvergeſſenes Weib als meinen Schützling in ſeine Gemeinde; ich, die mein Leben ſo ſicher auf den Wahrſpruch meines Hauſes gegründet glaubte.

Baue keiner auf ſeine Maximen, wenn er nicht, wie Jungfer Ehrenhardine, eines Tages mit ſchamroten Wangen einem fertigen Menſchen gegenüberſitzen will. Das, meine Freunde, iſt die Moral der Geſchichte von der Roſe und ihrem Blatt.

Achtes Kapitel

Muhme Juſtines Pflegling

Auf der letzten Station blieb Dorothee zurück. Der geiſtliche Herr und ich rollten in Reckenburgs goldener Kutſche unſerem Ziele entgegen.

Die Gräfin ſchlummerte, als ich auf dem Schloſſe anlangte. Ein böſer Zufall, deſſen Anlaß ich nur zu gut erriet, hatte ihre Kräfte härter denn jemals mitgenommen.

Es war die von neuem bewährte Leibwärterin, welche mir die Auskunft gab, und ſo konnte denn das, was mir zunächſt am Herzen lag, gleich in der erſten Stunde ſeine Erledigung finden. Verſchwiegenheit und Zuſtimmung waren mir zum voraus verbürgt, ſchon weil ich es war, die ſie erbat. Im übrigen brachte die Pflege ein Stück Geld und die demütigende Abhängigkeit der „Jungfer Obenaus" einen erquickenden Kitzel. Von ſchweren, ſittlichen Bedenken konnte bei einer Helferin ihres Zeichens füglich nicht die Rede ſein.

Wir wurden daher ohne Markten handelseinig:

Die Muhme holte am andern Tage ihre Schutzbefohlene aus der Stadt ab, nahm ſie in Koſt und Pflege und ließ ſie, wenn einer nach ihr fragen ſollte — unwahrſcheinlicherweiſe, da „Bauern nicht wie Stadtbürger wiſſenſchaftlicher Komplexion ſind" —, für eine Angehörige, die kürzlich Witwe geworden war, gelten. Vor allem anderen übernahm ſie die Auseinanderſetzung mit dem Prediger, dem die unbedingte Wahrheit geſagt werden mußte. Daß unſer Übereinkommen gewiſſenhaft und mit dem beſten Gelingen durchgeführt worden iſt, ſei zum voraus berichtet.

Nicht ohne Bewegung ging ich nun dem Wiederſehen der Gräfin entgegen. Mir, der Jugendlichen, war ja nur ein Traum entwichen, ein flüchtiges Glück, das ich erſt ſeit unſerer Trennung hatte kennen lernen. Ihr, der Urgreiſin, war der Bau eines langen Lebens in Trümmer geſtürzt. Ich mußte auf eine tiefe Wirkung vorbereitet ſein.

Was ich aber gewahren ſollte, das war die Verwüſtung eines ſengenden Strahls, und Gott weiß, unter welchen Qualen ich lange Jahre hindurch in meiner ſtillen Reckenburger Flur gegen ſein nachzehrendes Feuer gerungen habe. Schon bei dieſem erſten Wiederſehen fand ich die Geſtalt zuſammengeſunkener — die Bewegungen hilfloſer, die Rede knapper; eine Spur innerlichen Lebens nur noch in dem kalten, ſtahlſcharfen Blicke der Gier. Die Herrſchaft war ausgeſtorben, und die Magd, die ſich frühe und zähe in ihrem Dienſte ausgebildet hatte, die Alleingebieterin in dem verödeten Hauſe.

Jetzt, das heißt ſeit der Stunde, in welcher die Todesbotſchaft von Valmy ſie erreicht hatte, jetzt war ſie und wurde von Tag zu Tag mehr „die ſchwarze Reckenburgerin", zu welcher die Volksphantaſie die einſame Erhalterin ſeit einem Vierteljahrhundert ausgearbeitet hatte. Jetzt glich ſie den dämoniſchen Märchenweſen, die Metalle hegen und hüten, lediglich um ihres Glanzes willen; die der Kupferheller ſchmerzt, welcher dem eigenen Bedürfnis geopfert werden muß. Ich ſage Euch, wie ein Herkules habe ich um die Erhaltung der nutzbringendſten Anlagen gekämpft, und es war am Ende nur die achtzigjährige Gewöhnung, welche das Getriebe mechaniſch und methodiſch zuſammenhielt.

Die Korreſpondenz mit Dresden verſtummte; der einzige Feſttag auf Reckenburg fiel aus, und niemals wieder hat der Name des erkorenen und verlorenen Erben der Greiſin Lippen berührt. Sie dachte nicht mehr an Sterben und Vererben. Exiſtierte aus früherer Zeit eine letztwillige Verfügung, und zu weſſen Gunſten? Niemand wußte es. Die Teſtatorin aber würde keinen Federſtrich getan haben, um ſie zu widerrufen oder umzuändern. Ein Menſch war ihr ſo gleichgültig wie der andere; ſie kannte keine Pflicht. Sie wollte leben, nur leben. Die Ewigkeit würde ihr nicht zu lang gedeucht haben, allein, neben ihrem funkelnden Schatz. Kam es aber eines Tages zum Ende, nun, wenn dann die Erde unter ihrem Goldturm ſich geöffnet hätte, es würde ihr das rechte, das willkommenſte Ende geweſen ſein.

Vierzehn Jahre noch, die letzten der Jugend, ſind mir hingegangen in Abhängigkeit von dieſer Mumie mit dem einen überlebenden Sinn; und ſicherlich nicht ohne haftende Spur. Wohl waren die Anlagen, die wir weibliche nennen, von Haus aus nur ſchwächlich in mir organiſiert; die Stunden in dem Goldturm der Reckenburg aber, wenn auch nur wenige jeden Tag und durch Arbeit gefüllt, ſie haben in mir die letzte Fähigkeit unterdrückt, einem häuslichen Weſen die anheimelnde Spur, eine Phyſiognomie einzuprägen, wie das beſcheidene Erdgeſchoß der Baderei ſie doch ſo beglückend getragen hat. Die Nachwirkung jener Stunden hat auch den weſtlichen Turm der Reckenburg zu einer Klauſe werden laſſen, und wenn ich, ihnen zum Trotz, die Grundrichtung meiner Natur durchgeführt habe, ſo danke ich es der Werkſtatt unter Gottes freiem Himmel, die mir rings um ihn erſchloſſen blieb.

Ihr seid noch zu jung, meine Freunde, seid, gottlob! zu beglückt durch Euer wechselseitiges Selbst, um zu ermessen, wie solch eine Werkstatt unter freiem Himmel einem Menschen zur Welt, ja zum Schicksal werden kann. Aber macht einen alten Bauersmann gesprächig, und Ihr werdet über seine Erlebnisse auf der armen Hufe staunen.

Nun jedoch eine Schöpfung, wie die der Reckenburg, so mühsam umgewandelt, so weithin angewachsen, so fruchtbringend schon heute, so segenverheißend für eine kommende, freiere Zeit, da wird jeder Findling des Feldes zu einem weiterfördernden Mittel, die kümmerlichste Pflanzung zu einem beseelten Wesen. Wir sehen die Ernte in dem aufgehenden Halm und in der absterbenden Stoppel die Befruchtung für eine neue Saat. Uns schmerzt jeder Baum, dessen Alter der Axt verfällt, und wir freuen uns jedes jung aufstrebenden Keims; wir führen fremde Kolonisten in die beschränkte Gesellschaft, die unserer Scholle von alters her entsproß, unsere Kenntnis wächst, die Erfahrung wird bunter mit jeder Färbung und Form.

Und wie befreunden wir uns mit der tierischen Kreatur; wie forschen wir nach ihren Trieben, Sitten und Gesetzen, lernen ihre Lebensart verbessern und ihre Gaben immer reichlicher verwerten! Seht Eure Herden Tag für Tag auf ihrer Trift, und Ihr unterscheidet an jedem einförmigen Schaf oder Rind ein Gesicht und ein Geschick.

Endlich aber, ganz zuletzt, die menschlichen Genossen in dieser abgeschiedenen, kleinen Welt. Es ist kein Paradiesesgarten, meine Freunde. Gleichgültiger als an der weidenden Herde geht der Fremdling an den stumpfen, entarteten Gestalten vorüber, schätzt sie niedriger als das Wild des Waldes in seiner unverkümmerten Schöne und dem

ungebrochenen Inſtinkt. Aber Schritt für Schritt ſchwinden Ekel und Langeweile, wächſt der aufmerkende Trieb. Allmählich werden ſie uns vertraut, die platten Geſichter, denen wir jede Stunde begegnen, deren mühſeliges Tagewerk wir verfolgen von der Wiege bis zum Grabe. Wir ſchütteln die rauhe Hand, die mit uns arbeitet an der Umbildung unſerer heimatlichen Scholle, dringen aus dem allgemeinen in das perſönliche Leben zurück, forſchen nach der Spur des göttlichen Ebenbildes in unſerem Mitgeſchaffenen, ſtreben, ſie ihm ſelber kenntlich zu machen und ihn höher zu fördern in der Reihe der Weſen, die einen Schöpfer ahnen und bekennen.

Solch eine kleine Welt war mir untergeordnet, mir zunächſt, ja mir allein. Sie hatte ich zu ſchützen vor dem Verfall, welchem eine wahnſinnige Leidenſchaft ſie preisgab; ſie der Zukunft zu erhalten, gleichviel, ob dieſelbe mir oder einem Fremden zugute kam; und je ſchwieriger der Ringkampf um die Mittel, deſto tiefer wurzelte die Neigung, deſto hartnäckiger der Widerſtand. Dieſe uneigennützige Liebe iſt mein Verdienſt um Reckenburg, weit mehr als die freie, beglückende Wirkſamkeit in einer ſpäteren Zeit.

Auf dieſem meinem Arbeitsfelde ertrug ich denn auch leichter, als ich nach der traurigen Epiſode des Herbſtes hätte ahnen ſollen, den Schickſalswinter von dreiundneunzig mit ſeinem ätzenden Hohn. Als die Kunde des einundzwanzigſten Januar kannibaliſch ſchreckend bis in unſeren ſtillen Waldwinkel drang, da pries ich meinen jungen Helden ſelig, der in der letzten Hoffnungsſtunde geendet hatte, während ſeine Kampfgenoſſen wie von einer Narrenfahrt zurückirrten und den königlichen Märtyrer, zu deſſen

Erlösung sie den Kreuzzug erhoben hatten, unter dem Henkerbeile fallen sehen mußten.

Auch Dorothee hatte sich so friedlich eingelebt, als es in ihrer Lage möglich war. Der Herbst brachte noch heitere Tage, die in das Freie lockten; die Wunde verharschte in der Stille ländlicher Natur; die Schande drückte sie nicht, da sie keinem begegnete, der sie ihr vorgeworfen hätte, und an die Sünde — wenn sie die Sünde überhaupt jemals gefühlt — wurde sie um so weniger erinnert, da heuer auch der übliche Weihnachtsbrief Siegmund Fabers ausblieb.

Kehrte ich bei meinen Wanderungen durch den auch im Winter belebten Wald in dem einsamen Muhmenhause ein, so fand ich Dorothee flink und zierlich mit einer Handarbeit beschäftigt, wie sie die Sorge für ein junges Leben nötig werden läßt. Die Kinderlaune wachte in ihr auf, sie tändelte mit dem kleinen Gemächt wie zu der Zeit, wo sie unter meinen verwunderten Blicken ihre Puppen ausstaffierte. „Wie reizend!“ rief sie dann wohl aus, indem sie ein Mützchen, mit bunten Glasperlen durchstrickt, auf ihren Fingern wiegte; „wenn da erst so ein Engelsköpfchen darunterſteckt! Ach wie freue ich mich. Ich habe Kinder immer so liebgehabt, Fräulein Hardine.“

An einem der ersten Frühlingstage, mit Störchen und Drosseln um die Wette, fand ich das neue Erdenkind in dem Muhmenhause eingeflogen. „Zu früh“, wie die bewährte Pflegerin versicherte, wenngleich das Männchen ein gar stattliches Ansehen trug und die junge Mutter sich heil und frisch fühlte wie ein Fisch im Wasser. Freudentränen träufelten auf das Kind in ihrem Schoß. „So schön, so wunderschön!“ rief sie entzückt. „Ach wie habe

ich es lieb, wie bin ich glücklich, Fräulein Hardine! Niemals, niemals könnte ich mich von dem kleinen Engel trennen.“ Bei welcher Entzückung Ehren-Juſtine freilich eine gar hämiſche Grimaſſe zog und mir beim Hinausgehen zuraunte: „Das wäre der erſte Wildling, der eine dauerhafte Mutterliebe genöſſe! Was nicht im Ehebett geboren worden iſt, das verfliegt wie Spreu.“

Indeſſen wußte ſie, immer unter der Rubrik „zu früh“, ſchon anderen Tages eine häusliche Nottaufe einzurichten, bei welcher ſie und ich Gevatterinnen wurden. Der Knabe erhielt den Vaternamen Auguſt und iſt unter dem ſeiner mütterlichen Familie geſetzmäßig durch den Prediger in das Kirchenregiſter eingetragen worden. Niemand würde leichtlich dieſen Namen in den Annalen unſeres wüſten Walddörfchens geſucht und aufgefunden haben. Als aber etliche Jahre ſpäter der Blitz die Kirchenbücher in der Sakriſtei vernichtete, da gab es nur noch ein einziges Dokument über Auguſt Müllers Geburt, und Ihr werdet es an einer anderen Stelle dieſen Blättern beigeheftet finden.

Solange Dorothee Bett und Zimmer hütete und ihren Knaben an ihrer Seite liegen ſah, hegte ſie kein Verlangen, als ſo lange als möglich in Reckenburg zu weilen und ſich ſpäterhin irgendwo häuslich mit ihm einzurichten. „Was kümmern mich die Leute!“ entgegnete ſie lächelnd den Einwänden der Muhme; „ich habe ja mein Kind!“ Die Muhme aber blieb brummend bei ihrem Satz: „Schnickſchnack Kind! Selber noch ein Kind! Die braucht einen Mann und nicht ein Kind!“

Ich ſchalt darüber heimlich und laut mit meiner alten Getreuen, zumal als ſie auch nach Dorothees Herſtellung

die Pflege des Knaben ausschließlich in ihrer Hand behielt und ihre Hintergedanken bei dieser Diktatur wenig verhüllte. Möglich allerdings, daß das „halbschürige Lamm, die Dörte", für des kräftigen Knaben Ernährung sich zu zart erwies, und sehr wahrscheinlich, daß ihre von jeher unliebsame Gegenwart der Alten auf die Dauer lästig fiel. Ganz gewiß aber war, daß der unversöhnliche Schellenunter von neuem seine Streiche spielte. Sie ahnte ja nicht, daß er im verwichenen Sommer die Orakelweisheit bereits wahr gemacht hatte. Er lauerte noch immer, und jetzt doppelt bedrohlich, unter der Kappe der anrüchigen Dirne, zu deren Patronin ihr Fräulein sich erhoben hatte, und so ruhte sie denn auch nicht, bis sie die Gefährliche außerhalb des Weichbildes sah, das sie, seitdem sie selbst sich darin niedergelassen hatte, für ihres Fräuleins eigentliche Heimat hielt.

Dorothee aber, wie sie die Ernährung ihres Kindes einer Ziege und seine Wartung einem despotischen Willen überlassen mußte, wie sie müßig in dem dürftigen Waldhause unter dem schnöden Gebaren ihrer Wirtin gebannt saß, da merkte ich gar wohl, daß das Herz sich im stillen nach der Freiheit und dem Behagen des eigenen Heimwesens zu sehnen begann. Sie langweilte sich, sie wurde unruhig. „Was soll aus mir werden?" seufzte sie und klagte: „Ich bin doch recht unglücklich, Fräulein Hardine."

Ich hatte in diesem Jahre den gewohnten Reisetermin vorübergehen lassen, weil die Stimmung der Gräfin und die mit dem Frühling wachsende Tätigkeit eine ununterbrochene Vermittelung zwischen Turm und Flur notwendig machten. Zwischen Saat- und Erntezeit gedachte ich auf etliche Wochen heimzureisen und hatte mich zum

voraus für eine Postfahrt entschlossen. Zählte ich auch erst achtzehn Jahre, so fühlte ich mich seit den Erfahrungen des vorigen Sommes selbständig genug, um getrosten Mutes eine Reise um die Welt ohne Begleitung anzutreten.

Schon im Mai wurde ich indessen durch einen aufregenden Zwischenfall in die Heimat zurückgerufen. Des Vaters Regiment gehörte zu dem Kontingent, das der Kurfürst zu dem Reichskriege gegen Frankreich gestellt hatte; der Vater selbst aber war bei den Depots zurückgeblieben, und wir alle, obgleich gewiß keine weichlichen Naturen, fühlten uns dessen froh. Was durfte nach den Erlebnissen des vorigen Herbstes von diesem Feldzuge erwartet werden? Wer hoffte denn noch auf eine rechtzeitige Rettung der unglücklichen Königin und ihrer Kinder, nachdem man den König geruhig hatte morden lassen? Für das bedrohte Königtum und den bedrohten König eines fremden Landes würden wir mit religiöser Freudigkeit unsere Teuersten sich haben opfern sehen — wir, sage ich, meine Freunde, und meine damit durchaus nicht bloß uns Frauen, sondern, mit etwaiger Ausnahme des Predigers, alle Männer, stattliche, brave Männer, des mir zugänglichen Kreises —, aber was kümmerte es uns viel, daß deutsches Recht verhöhnt, daß deutsches Land jenseit und selber diesseit des Rheins gebrandschatzt, verheert und dauernd in Besitz genommen wurde? Erst zwanzig Jahre später, nach einer ungeheuren Umwälzung der Gemüter, haben wir den Wert vaterländischer Erde auch außerhalb unseres heimatlichen Gaues schätzen lernen, und dadurch erst, nicht durch die Bezwingung eines Eroberers, der früher oder später seinem Despotenwahnsinn zum Opfer gefallen sein

würde, durch diese Schätzung erst sind die Befreiungskriege zu einem bleibend hochherrlichen Segen für unser Volk geworden.

Bei dieser Gleichgültigkeit gegen den Kampfeszweck traf es mich wie ein Unglücksschlag, als mein Vater plötzlich seinem dreißigjährigen Friedensdienste entrückt und mit Majorsbeförderung zu der Armee vor Mainz befohlen wurde.

Sobald ich diese Nachricht erhalten hatte, bereitete ich meine Abreise für den nächsten Morgen vor, und es blieben mir nur wenige flüchtige Minuten zum Abschied in dem Muhmenhause. Peinlich, trotz aller Aufregung, empfand ich die Notwendigkeit, Dorothee in der Heimat als krank zurückgeblieben aufführen und auf diese Weise mich der ersten buchstäblichen Lüge in meinem Leben schuldig machen zu müssen.

Sie sollte mir indessen erspart werden, denn zu meinem unaussprechlichen Staunen fand ich, als ich am Morgen vor dem Posthause eintraf, meine Schutzbefohlene, zur Rückreise gerüstet, meiner harrend — allein, ohne ihr Kind. „Es läßt mir keine Ruhe, ich muß dem lieben, gnädigen Papa zum Abschiede noch einmal die Hand küssen. Solch ein gütiger, herzlicher Vater von Kindesbeinen an auch für mich, Fräulein Hardine!“ schluchzte sie und setzte dann hastig, mit niedergeschlagenen Augen, hinzu: „Der Kleine ist ja versorgt; die Muhme versteht es ja weit besser als ich, Fräulein Hardine, und zum Herbst nehmen Sie mich wieder mit zurück.“

In unverhohlener Entrüstung wendete ich mich ab. Fühlte ich doch das innerliche Behagen, mit dem sie eine Beschönigung ergriff, um von ihrem Posten zu desertieren.

Sie ſcheute das verräteriſche, längere Fernſein von der Heimat, ſie ſehnte ſich nach häuslicher Gemächlichkeit, und gab ihr neugeborenes Kind einer Fremden preis, indem ſie ſich im eigenen Herzen mit der dankbaren Erinnerung an einen fernſtehenden Mann entſchuldigte. Ich würdigte ſie keiner Erwiderung, und wir mögen während unſerer Fahrt kaum zwanzig Worte miteinander gewechſelt haben. Sie ſeufzte und bebte wie auf der Hinreiſe: mich rührte es nicht; ſie ſah bleich aus und die Augen waren von Tränen verſchwollen: zum erſten und einzigen Male fand ich ſie häßlich. Die Verſündigung an Pflicht und Ehre hatte mich ihr nicht entfremdet; die Schwäche des Herzens machte einen Riß durch unſer Leben. Ich habe mich zwar ihrem Einfluß auch ſpäterhin nicht völlig entziehen können, wenn ich ihren Liebreiz vor Augen ſah; war ich aber fern, da dachte ich ihrer mit der Geringſchätzung Muhme Juſtines. Ich war ihre Freundin nicht mehr; das letzte Jugendband hatte ſich gelöſt, und ich zählte kaum achtzehn Jahre.

Der Trennungskampf von dem Vater war härter, als ich ihn vorausgefühlt hatte. Die grauſigen Bilder des vorjährigen Rückzugs, deren Einzelheiten mir erſt in der Heimat deutlich wurden, ließen ein Nimmerwiederſehen ahnen. Meine arme Mutter erlag faſt der Anſtrengung, ſich als ſtandhafte Soldatenfrau zu behaupten. Sie lächelte über den Troſtſpruch des ehrlichen Purzel — des letzten Purzel im Reckenburgſchen Dienſt —: „Nur guten Mut, gnädige Frau. Ich ſorge ſchon. Es paſſiert ihm nichts; und paſſiert ihm doch was, dann komme ich gleich und melde Poſt.“ Sie lächelte und bedachte das kleinſte Bedürfnis, das einem Verwundeten oder Kranken dienen

kann. Aber ihre zarte Gesundheit hat sich von den Schmerzen und Sorgen der Trennungsjahre nicht wieder erholt.

Am Vorabend des Abmarsches ging ich zu Dorothee, die sich in ihrem Mädchenstübchen ganz wohlig wieder eingenistet hatte, und hob ohne Umschweif an: „Ich sehe ein, Dorothee, daß du zu einem freiwilligen Bekenntnis niemals das Herz haben wirst. Gestatte mir daher, dein Geheimnis meinem Vater anzuvertrauen. Die sächsische Armee steht mit der preußischen vereint in dem Lager vor Mainz. Siegmund Faber wird dort leicht aufzufinden, der Vater aber der zuverlässigste Vermittler und dir der mildeste Anwalt sein."

Sie war bei diesen Worten wie vom Donner gerührt, und es dauerte eine Weile, bevor sie der kindlichen Beredsamkeit Herr geworden war, mit welcher sie meine Rechtsgrundsätze schon einmal aus dem Felde geschlagen hatte. „Tun Sie es nicht, Fräulein Hardine!" rief sie außer sich. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, tun Sie es nicht! Vor der ganzen Welt, vor meinem eigenen Vater sogar eine verworfene, ehrlose Kreatur, nur nicht vor den Augen des arglosen, gütigen Herrn! und würde er es der gnädigen Frau Mutter verbergen können, verbergen wollen? Wie sollte ich vor ihr bestehen und fortan unter einem Dache mit ihr leben? Sie ist so streng, so stolz. Auch Sie würden von ihr zu leiden haben, Fräulein Hardine, Sie erst recht. Und weiß es erst einer, wirds ein Laufeuer. Ich habe es ja nicht anders verdient, ich müßte es hinnehmen. Aber auch Sie bekrittelt zu sehen, Sie, die Sie mir ein Engel gewesen sind, von den eigenen lieben Eltern getadelt, ich ertrüg es nicht. — Und warum das alles?" fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher

ich dieſen unbeachteten Geſichtspunkt hin und her erwogen hatte.

Der Vater, wie ich ihn kannte, würde in der Tat ein erſtes eheliches Geheimnis kaum über die Nacht und ſicherlich nicht über den erſten Brief hinaus bewahrt haben. Sollte ich zu dem Herzeleid der armen Mutter noch dieſe neue Prüfung fügen? Das freundliche Verhältnis zu unſerer Hauswirtin wurde geſtört, das Vertrauen in die Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit der einzigen Tochter im Grunde erſchüttert. Auch der nachſichtigere Vater würde den mütterlichen Auffaſſungen nicht widerſtanden und bekümmerten Herzens von ſeinem pflichtloſen Kinde, vielleicht fürs Leben, geſchieden ſein.

„Und wozu uns allen dieſe Verwirrung?“ fuhr Dorothee, durch meine ſichtliche Bewegung ermutigt, fort. „Lebt er denn noch? Er hat den ganzen Winter nicht geſchrieben.“

„Briefe erreichen in ſolchen Zeitläuften ſelten ihr Ziel,“ verſetzte ich; „die Nachricht ſeines Todes aber würden wir erhalten haben.“

„Und wenn er lebt,“ entgegnete Dorothee, „in welchem entfernten Lazarett, in welcher neuen Stellung? Es iſt ja ein ſo weitläufiger Kriegsplatz; Gott weiß, ob der Herr Vater jemals mit ihm zuſammentrifft. Begegnet er ihm aber, und weiß ich erſt den Ort, wohin ich mich zu richten habe, dann will ich ihm alles bekennen; ja, Fräulein Hardine, ich verſprech es Ihnen, alles bekennen, und wie er es verordnet, ſo ſoll es geſchehen. Nur ſtellen Sie keinen anderen zwiſchen mich und ihn.“

So war denn Fräulein Ehrenhardine wieder einmal die Beſiegte der kleinen Dorl. Der Vater reiſte ohne unſer Geheimnis ab. Ja in der Furcht einer Entdeckung wagte

ich nur ganz schüchtern die Bitte, sich doch nach dem Faber umzutun und ausführlich über ihn zu berichten.

Dicke Tränen hingen dem guten Manne in den Augen, als er beim Abschied es noch mit einem Scherzworte versuchte: „Sage der lieben Dorl, meine Dine, daß ich ihren Mosjö Per—sé ganz gehörig ins Gebet nehmen werde."

Und wirklich enthielt der erste väterliche Brief aus dem Lager vor Castel, in welchem die Sachsen mit einem Teil der Preußen vereinigt standen, einen ausführlichen Bericht über den seit dem Tage von Valmy Verschollenen. Er hatte alle Fährnisse einer pestilenzialischen Krankenpflege glücklich überdauert und stand, zum Regimentsarzt befördert, bei dem Belagerungskorps. Der Ruf seiner Unermüdlichkeit, Unerschrockenheit und seines großen Geschicks war durch das ganze Lager verbreitet; hoch und gering schätzte des noch so jungen Mannes bedeutenden Beruf. Die Genossen der alten Baderei waren bald aufeinandergestoßen und die heimischen Verhältnisse weidlich hin und her besprochen worden. Ob dem kleinen Musterbräutchen nicht ein wenig die Ohren geklungen haben sollten?

„Ihr müßt euch", so schloß der väterliche Bericht, „unter dem Herrn Doktor Faber nun beileibe nicht mehr den steifen Feldschergehilfen vorstellen, der sich quasi immer einen Spiegel vorhielt, um ja keine angestammte Badereimanier durchschlüpfen zu lassen. Er ist degagiert wie einer, seitdem Generale und Prinzen so gut wie der gemeine Stückknecht unter seinen Messern und Zangen stillhalten müssen. Auch gemütlicher, aufgeknöpfter ist er geworden, nichtsdestoweniger aber doch noch immer der alte Per—sé, der alles anders anfaßt wie andere Leute, und besieht mans

bei Licht, allemal recht. Als ich ihn auf das Riſiko hinwies, dem jungen, einſamen Bräutchen das eingegangene Verhältnis ſo ſelten in Erinnerung zu bringen, da verſicherte er zwar, um die Weihnachtszeit ſein regelmäßiges Carmen entſendet zu haben, und weil er es verſichert, muß der Brief verloren gegangen ſein. — ‚Indeſſen,‘ — ſo ſetzte er hinzu — ‚indeſſen wozu dieſes leere Stroh?‘

„Der Allerweltsdoktor wurde bei dieſen Worten zu einer Konſultation bei einem ſchwer erkrankten General auf das linke Ufer abberufen. Ich hatte ihn gebeten, ſich um ein paar in einem Vorpoſtengefecht Bleſſierte von unſeren Huſaren zu bemühen, und erhielt ſchon am andern Tage ſchriftlich eine beruhigende Kunde. Am Schluß derſelben kam er denn auch auf die Herzensangelegenheit zurück, in der wir geſtern unterbrochen waren. Ich ſchneide die betreffende Stelle zum Frommen meiner lieben Jungfer Grundtext aus ſeinem Brief und lege ſie dem meinigen bei.“

„Über das Riſiko, wie Sie es mit Recht nennen, mein Herr Major, über die Gefahr hinweg hilft kein mahnendes Wort. Und Beruhigung — wer ſchöpfte die auf hundert Meilen Diſtanz? Bevor ein Brief ſeinen Ort erreicht, hat die Szene gewechſelt, und der, über deſſen Wohlergehen man ſich freut, modert vielleicht im Grabe. In beiden Fällen hilft nur Vertrauen auf einen guten Stern, oder von Haus aus Reſignation in Bauſch und Bogen. Briefe ſind für Müßige oder für Gleichſtrebende. Soll ich mein liebes Kind mit militäriſchen Evolutionen und diplomatiſchen Schachzügen unterhalten? oder ſoll ich ihm mit meiner ärztlichen Widerwart eine Gänſehaut erregen? Und Liebesſchwüre, Liebesſeufzer etwa? Iſt es nicht der Superlativ aller Albernheit, das Heimlichſte, Unſagbarſte

der Menschenbrust, in einen Gemeinplatz umgesetzt, schwarz auf weiß durch die Welt zu jagen? Wie eingeschnürt sind die Kritzelfüßchen meiner kleinen Dorothee! Wie kann ich die Stunden zählen, in denen sie an ihrer Feder gekaut hat! Wo sind ihre Blumen und Vögel, ihr kindliches Tändelwerk? Wo ist eine Spur von dem, was in ihr und um sie wirklich lebt und webt? Da lobe ich mir das Täschchen und Beutelchen, die sie gestrickt. Sie sind mir stündlich zu Dienst, und sehe ich sie, so sehe ich auch die flinken Fingerchen in ihrem Bereich. Das sind Taten, weibliche Liebestaten, mein Herr Major, und da ich sie nicht mit solchen aus meiner Praxis erwidern kann, tue ich wohl, mich meiner zärtlichen Treue nicht zu rühmen.

„Sie versichern mich, hochgeehrter Freund, der stillen Geduld des herrlichen Kindes, und ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie es mich beglückt, mein schülerhaftes Experiment also gerechtfertigt zu sehen, ein Experiment, vor dem ich mich bei reiferer Erfahrung gehütet haben würde. Ich fühlte mich als Mann und sah in ihr das Kind, den einen vielleicht zu früh und das andere vielleicht zu lange. Im Grunde aber sah ich gemäß der Natur und gemäß der Vernunft. Denn wem, frage ich, möchte eine derartige Enthaltsamkeit ins Blaue hinein zugemutet werden, als dem Manne, der gewohnt ist, vor sich selber Schildwach zu stehen, oder dem Kinde, das, ohne zu träumen, im umfriedigten Nestchen schlummert, bis der vorbestimmte Erwecker es zur Freiheit ruft? Nun wohlan, mein Herr Major, der Mann wird Farbe halten. Das Weltwesen, das ich ahnete, als ich dieses Bündnis schloß, hat sich um zwei Jahre verzögert, und der Himmel weiß, wann und wo das Wirrsal enden wird. Überdauere ich

es aber, und wäre ich verſchlagen worden bis ans Ende der Welt, ſo werde ich meinem anverlobten Weibe den väterlichen Trauring unentweiht vor Augen führen, und ſehe ich den meiner Mutter an ihrer Hand, werd ich den Knabenglauben ſegnen, der ſich bewährte, wo ſo mancher Mannesglauben zuſchanden ward."

Die experimentierende Reſignation, welche meine argloſe Mutter nicht vorſichtig zurückhielt, war Waſſer auf die Mühle der bekenntnisſcheuen Sünderin. Der ſeltſame Menſch verlangte ja gar keine Aufklärung, und bis er perſönlich kam, dieſelbe einzuholen — wenn er überhaupt wiederkam, ach, was konnte da nicht alles verändert ſein! Ich aber wurde es müde, ein Mißverhältnis zu demonſtrieren in die leere Luft. Schämte ſie ſich nicht, als Braut eines Mannes zu gelten, den ſie verraten hatte, ſcheute ſie ſich nicht, mit ſeinem Treugut ſich ſelber und dem Kinde eines anderen das Leben leicht zu machen: warum ſollte ich mich deſſen ſchämen und ſcheuen? War ſie meine Schweſter, meinesgleichen? Torheit über Torheit, der leichtfertigen Schenkentochter eine honette Geſinnung zuzutrauen! Kehrte Siegmund Faber zurück, dann lag es mir ob, mich, nicht ſie, vor einem wahrhaftigen Ehrenmanne zu entſchuldigen.

Zu Dorothees Gunſten, und um vorderhand mit ihrem philoſophiſchen Liebhaber abzuſchließen, ſei indeſſen vorausgemeldet, daß ein ſpäterer väterlicher Brief von einem rätſelhaften Verſchwinden des Doktor Faber berichtete. Während des Angriffs auf die feindlichen Lager bei Pirmaſens, Ende September, war er in ſeiner beherzten, raſtloſen Tätigkeit noch vielfach bewundert worden — ſeitdem ſpurlos aller Augen entrückt. Anfangs glaubte man

ihn, im Gefolge des Königs, der ihn persönlich hatte schätzen lernen, auf das vor kurzem so schmählich erworbene polnische Gebiet verpflanzt. Da diese Meinung aber sich als Irrtum erwies, sahen die einen ihn verwundet in Feindes Hand, die anderen ihn von erbitterten Gebirgsbauern abgefangen. Die Mehrzahl hielt ihn für geblieben, wenngleich sein Leichnam von den das Terrain innehaltenden Siegern nicht aufgefunden werden konnte. Alle aber beklagten die Lücke, welche durch des immer bereiten Helfers Fehlen entstanden war. Auch als mein Vater nach drei Jahren, wohlbehalten und mit dem Verdienstorden belohnt, aber kopfhängerisch wie alle Teilnehmer dieser unfruchtbaren Kampagne, zurückkehrte, wußte er keine Spur von dem Verschollenen anzudeuten. Bald war er unter seinen Heimatsbürgern ein toter, vergessener Mann, und niemand würde es seiner bräutlichen Witwe verargt haben, hätte sie, zugunsten eines anderen, über ihre begehrenswerte Person und das Anwesen der alten Faberei verfügen wollen.

Ich hatte in unserer bänglichen Stimmung meine Mutter während des Feldzugs nicht verlassen wollen und nur auf beider Eltern dringende Vorstellung mich zu der Rückreise nach Reckenburg entschlossen. „Bei des Vaters ausgesetzter Lage und unserer Mittellosigkeit," so sagte die Mutter, „ist die Gräfin dein und auch mein letzter Anhalt. Verscherze ihn uns nicht, liebe Tochter. Dort kannst du wirken, mir nützest du nichts. Ich bin nicht krank, und stieße mir etwas zu, habe ich da nicht das liebe Kind Dorothee?"

Das liebe Kind Dorothee! Sie mir an einem Sorgenstuhle, an einem Krankenbette vorzustellen, mit ihrer freund-

lichen, leiſe geſchäftigen Art — wahrlich, es konnte mir nichts Beruhigenderes widerfahren, als daß ſie im Ernſt gar nicht mehr an die Rückkehr in das einſame Waldhaus dachte, und daß eine abzehrende Krankheit ihres Vaters ihr die Selbſttäuſchung einer näher liegenden Pflicht geſtattete. „Halten Sie Ihre Augen über meinem Liebling, Fräulein Hardine!“ flüſterte ſie beim Abſchied in mein Ohr; „ich werde der gnädigen Frau Mutter helfen und dienen an Ihrer Statt.“

So ſchieden wir, und als gegen die Weihnachtszeit jene erſte Kunde von Fabers Verſchwinden eintraf, ſtand ich ſchon längſt wieder auf meinem Reckenburger Poſten und Dorothee ſaß — zu meiner innerlichſten Befriedigung! — ruhig daheim in ihrer Mädchenſtube. Dort fand ich ſie, wenn ich in den nächſten Jahren — immer nur auf etliche Sommerwochen — in der Heimat einkehrte, unverändert dieſelbe, fleißig bemüht, durch zierliche Stickereien ihre Einkünfte zu verbeſſern, auf daß es ihrem Knaben an keiner Pflege, keiner Zierat gebrechen möge. Hatte ſie am Abend Mützendeckel und Flitterſchuhe beiſeitegelegt, dann zeichnete ſie kleine Kinderköpfe oder ſchnitzelte ſie als Silhouetten aus ſchwarzem Papier, legte ſie zwiſchen die Blätter ihres Geſangbuches und küßte ſie als Gleichniſſe ihres ſchönen Knaben. Sie fertigte ihm Röckchen und Wämschen, drehte Blumen aus den hellen Locken, die ich ihm jedes Jahr für ſie abſchneiden mußte, verflocht ſie mit einem Goldfädchen ihres eigenen Haares, auch wohl mit einem anderen, das ſie einem teuren Erinnerungszeichen entwand, und nannte ſie ihre Sonnenblumen. Sie herzte jedes fremde Kind, ſie jubelte vor Luſt und weinte vor Weh, wenn ſie des eigenen gedachte

— aber wiedergeſehen hat ſie den Pflegling Muhme Juſtines nicht. Auch als ihr Vater ſchlafen gegangen, als der meine heimgekehrt war, als ſie, ledig jeder Pflicht, auf eigenen Füßen ſtand; daß ſie, und nicht eine Fremde, zur Hüterin ihres Kindes berufen ſei, daran dachte ſie nicht.

Ich aber rüttelte nicht mit Gewalt dieſe Pflicht in ihrem Gemüte wach. Denn der Wuchs eines Menſchen, wie der eines Baumes — ich hatte es allmählich begriffen —, er läßt ſich in die Breite und allenfalls in die Höhe treiben; aber tiefer graben, bis zum nährenden Quell, laſſen ſich ſeine Wurzeln nicht. Wie die Natur uns gepflanzt hat, ſo müſſen wir einander hegen — oder meiden. Im übrigen ſagte ich mir auch, daß der vaterloſe Knabe ſich unter der rauhen Hand der Fremden natürlicher entwickeln werde als unter der tändelnden der Mutter. Und endlich hielt ich die eigenen Augen nicht auf ihn gerichtet?

Wie ich als Kind nicht mit Puppen geſpielt hatte, ſo war ich auch ſpäterhin nicht das, was man kinderlieb nennt. Dieſer Knabe aber wuchs mir nahe ans Herz. Wenn ich auf dem Wege durchs Dorf die blöde, plumpe flachsſträhnige Bauernbrut zwiſchen Hühnern und Ferkeln auf ihren Düngerhaufen hatte hocken ſehen und nun vom Walde her die biegſame, kleine Geſtalt in ihrem zierlichen Röckchen mir entgegenſprang, da lachte ich wohl vor Luſt, aber ich fragte mich auch mit Wehmut, ob nicht der Vater, an welchen mein Prinzchen ſo lebhaft erinnerte, ſich in die natürlichen Schranken des Lebens gefügt haben würde, hätte er dieſes Liebeskind zur Führung an ſeiner Hand gefühlt?

Wie früh und ſicher er die Füßchen bewegen lernte, wie ausgelaſſen er ſich im Walde tummelte, mit den

Haſen Wettlauf hielt, hellen Klangs die Vogelſtimmen nachahmte, lange ehe er unſere menſchliche Sprache zu reden verſtand. Wie trotzig lachend er ſich das Eichhörnchen zum Muſter nahm, bis zum Wipfel der knorrigen Steineiche hinankletterte, während die alte Muhme mit ohnmächtiger Angſt am Fuße drohend die Fäuſte ballte! — So wurde dem Kinde der Natur die Natur eine frühe Bildnerin; frühe aber auch drängte das Bedürfnis ſich auf, es einer ſtrengeren Regel und dem Geſetze eines männlichen Willens zu unterſtellen. Als der Knabe im fünften Jahre ſtand, erklärte die Muhme, den Wildling nicht über den nächſten Winter hinaus bändigen zu können, noch zu wollen.

Denn nichts Kurioſeres und für mich nichts Ärgerlicheres, als der Zwieſpalt der alten Seele gegenüber ihrem Ziehekind! Sie hatte ein Wohlgefallen an dem neckiſchen kleinen Patron, ja ein Herz für ihn; ſobald ſie ihn aber in meiner Nähe ſah, überfiel ſie eine ſo unwirſche Laune, daß, hätten noch Bären und Wölfe in unſerem Walde gehauſt, ſie ihn unter die Bären und Wölfe in den Wald gejagt haben würde. „Es kommt Ihnen nichts Gutes durch den Wildling," wurde ſie nicht müde, mir vorzuhalten. Das landläufige Sprichwort von dem beſudelnden Pech ſtimmte mit dem Geiſt, welcher geheimnisvoll aus einem Kartenſpiel warnt, in dieſer Mahnung zuſammen, und, alte treue Juſtine, könnteſt du doch ſpüren, daß vierzig Jahre ſpäter die Erörterung der Frage, ob deinem Fräulein Gutes von dem Wildling gekommen iſt? die Schlußbetrachtung ihres Lebens bilden wird.

Da half kein Zureden, der Junge mußte fort, fort aus Reckenburg; und eine Erwägung anderer Art gab dieſem

Entschlusse Nachdruck auch für mich. Unser treuer Freund, der Prediger, hatte uns kürzlich verlassen, um als Vorsteher des Laurentiusklosters eine freiere, seinem väterlichen Sinne angemessenere Stellung einzunehmen. Der Dienst in der Gemeinde wurde während der Vakanz wechselnd von Nachbarpredigern versehen, die sich um örtliche Verhältnisse wenig bekümmerten. Wenn aber kommenden Sommer der neugewählte Seelsorger sich bekannt machte, konnte ihm das Auffällige unseres Schützlings schwerlich entgehen. War auch die Beglaubigung des Kirchenbuches zugrunde gegangen, dem Geistlichen durfte auf Befragen die Wahrheit nicht verhehlt werden; ein Mensch mehr wußte um Dorothees so ängstlich gewahrtes Geheimnis; neugierige Spürversuche, Fraubasereien, irgendein unberechenbarer Zufall leiteten auf die richtige Fährte, und der immerhin interessante Zusammenhang drang über unseren stillen Waldwinkel hinaus in der Leute Mund. —

Alles dies führte ich Dorothee zu Gemüte, sobald ich für etliche Herbstwochen im Elternhause eingekehrt war. Ich fand sie in nachdenklicher Stimmung, vorbereitet durch den Prediger, wie Seine Hochwürden, der nunmehrige Propst und Direktor, hier zum letztenmal genannt werden soll.

Niemals hatte Dorothee seit ihrem Unglück sich in jugendliche Kreise gemischt, niemals mit einem Blick oder Wort die Huldigungen der Bürgersöhne, wenn sie ihr zufällig begegneten, ermuntert und so die Bewerbungen, an denen es ihr nicht gefehlt haben würde, von vornherein abgeschnitten. Niemals aber auch hatte sie gegen mich den Namen des Einziggeliebten genannt. Dennoch,

ſooft ich ſie in der Einſamkeit überraſchte, ſpürte ich an ihrem Weſen, an den in ſich gekehrten oder ſehnſüchtig ſchweifenden Blicken, daß der kurze Sommerrauſch des Glücks nicht erloſchen ſei und jedes nüchterne Nachſpiel dämpfe.

Und immer, immer ſah ſie doch an jeder Wand ein Bildnis noch
Von einem Menſchen, der verſchwand und ihr als Kind das Herz entwand.

Um ſo mehr war ich daher überraſcht, als ſie jetzt auf meine Frage: was ſie über die Zukunft ihres Sohnes beſchloſſen habe? mit niedergeſchlagenen Augen antwortete: „Wenn ich den Taube heiratete, Fräulein Hardine?"

„Unſern Hofmeiſter? Bewirbt er ſich denn um dich?"

„Er hat mich ſeit meiner Kinderzeit liebgehabt und es mir vor wenigen Tagen geſtanden."

„Und du?"

Sie ſchüttelte die Locken mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Wehmut und ſtolzer Erinnerung. „Lieben, ich?" rief ſie mit einem Schauder. „O niemals, niemals wieder! Aber," ſetzte ſie nach einer Pauſe gelaſſen hinzu, „aber ich würde friedlich mit ihm leben, und er würde meinem Knaben ein guter Vater ſein."

„So dächteſt du, ihm dein Geheimnis zu bekennen, Dorothee?"

„Wie ſollte ich nicht, Fräulein Hardine? Ich nähme ihn ja nur, um das Kind zu verſorgen. Nur um des Kindes willen."

„Auch ſchon ehe er dein Mann geworden iſt, es ihm bekennen?"

„Wenn Sie es für Pflicht halten, auch ſchon zuvor."

„Und du glaubst, daß er dennoch dein Mann werden würde?“

„Ich glaube es, Fräulein Hardine.“

Ich schwieg eine Weile. Dorothee saß mir im Fenster gegenüber, die Hände über der Brust gekreuzt. Unwillkürlich fiel mein Blick auf den Verlobungsring, den sie noch immer am Finger trug. Sie bemerkte den Blick und sagte errötend, indem sie sich vergeblich bemühte, den Reif abzustreifen: „Er ist mir ins Fleisch gewachsen“.

Es war im achten Jahre, seit Siegmund Faber von hinnen gegangen, im fünften seines spurlosen Verschwindens; niemand zweifelte an seinem Tode. Lebte er aber selbst — und eine innerliche Stimme sagte mir immerfort: „er lebt!“ —, lebte er und kehrte er zurück: dieser Mann konnte nimmermehr dieses Weibes Gatte werden. Welch mildere Täuschung aber hätte sich für ihn finden lassen, als die lange Getreue endlich einem natürlichen Berufe gefolgt zu sehen. Ich wußte demnach nichts Stichhaltiges einzuwenden, insofern sich wirklich ein Mann fand, der seine Ehre nicht durch die bewußte Unehre seiner Frau beleidigt fand.

Doch beschlossen wir, den Fall unserem treuen Gewissensrate vorzulegen, und machten uns auf den Weg nach dem Kloster.

„Ich spreche Ihnen, mein Kind,“ so ließ der Propst sich vernehmen, „die Berechtigung zur Freiheit nicht ab, und ich für mein Teil würde den Mann nicht tadeln, der dem geliebten Weibe einen Fehltritt vergibt und mit ihr vereint sich bemüht, dessen Wirkungen auf andere in Segen zu verwandeln. Ich habe aber Grund zu glauben, daß unser hohes Konsistorium diese Auffassung nicht teilt.

Die Gegenwart des Knaben brächte vorausſichtlich Ihr Geheimnis ans Licht, Ihr Mann würde aus ſeinem Lehramte ſcheiden müſſen, dem einzigen, zu dem er gebildet und berufen iſt."

„Wir würden ſtill auf dem Lande leben, und — ich bin nicht unbemittelt, Hochwürden," ſtammelte Dorothee, den Purpur der Scham auf den Wangen.

„Hinreichend für Sie und allenfalls für Ihr Kind. Aber für eine zweite, vielleicht zahlreiche Familie? Und geſetzt den wenn auch unwahrſcheinlichen Fall der Heimkehr Doktor Fabers: er würde ſeine Schenkung nicht zurücknehmen und er dürfte es nicht. Aber müßte es eine Natur wie die unſeres Taube nicht zu Boden drücken, ſeine und der Seinigen Exiſtenz von dem Treugute des Getäuſchten abhängig zu ſehen? Indeſſen, ſelbſt dieſe beiden möglichen Zwiſchenfälle ungerechnet — kennen Sie das Leben eines Lehrers auf dem Lande, liebe Dorothee?"

Es hatte dieſe Beſprechung auf dem Rückwege vom Kloſter ſtattgefunden. Unmerklich aber waren wir von unſerem Begleiter ſeitwärts durch ein Nachbardorf geführt worden und ſtanden bei den letzten Worten vor einem Häuschen, deſſen Beſtimmung ein vieltöniger ſtockernder Chorus mit obligaten Donnerſchlägen des Vorbeters verkündigte. Ein Schulhaus, und keines von den beſcheidenſten ſeiner Zeit, denn von den Schäden des Siebenjährigen Krieges ausgeheilt, ſtand es auch jetzt noch unverſehrt unter Dach und Fach.

Deſſenungeachtet, wir konnten es nicht leugnen, für ein idylliſches Stilleben war die Wohnſtube, in welche wir vorüberſtreifend blickten, doch ein wenig dumpf und kahl. Die kleine Dorl hätte mit der Hand an die Decke

reichen können. Die Fensterscheiben glichen Schiefertafeln, welche im Schulgebrauche blind geworden waren, und in dem Kachelofen brodelte, nicht eben sinnerquickend, das Runkelfutter für die Kuh. Wir setzten unsere Umschau fort und weilten in der Musterung der hartköpfigen kleinen Menschenherde und ihres kahlköpfigen treuen Hirten.

Keine Frage: das Lehramt hat seine Poesie. Schwerlich aber würde sie in unseren Augen zu kurz gekommen sein, hätte ein leiser Anflug der kindlichen Pausbacken auf dem hehren Antlitz ihres Hüters reflektiert; auch ein Ersatzstück für das, was eines Tages schwarzer Manchester auf seinem Leibe geheißen, würde von uns nicht als sträfliche Eitelkeit verlästert worden sein. Aufrichtige Bewunderung hingegen zollten wir im Weiterschreiten der musivischen Kunst, welche auf der Hauswäsche über dem Gartenzaun entwickelt war.

Diese Kunstleistung mochte unseren Führer verlocken, nach der Bekanntschaft mit dem Schulregenten uns auch die der Hausregentin inmitten ihrer privaten kleinen Herde zugute kommen zu lassen. Und wiederum ein Chorus mit obligaten Donnerschlägen lockte uns über den Hof auf ein Ackerstück, das sich den stolzen Namen „Garten" beigelegt hatte. Hier stand sie, die Heldin unseres Idylls! Eine klassische Gestalt, hoch geschürzt, die Schritte nicht durch zwängendes Schuhwerk gehemmt, das gestrige Haar durch keine Spiegelkunst verschnörkelt. Die fremden Eindringlinge störten sie nicht in ihrem Geschäft. Mit antiker Kraft und Ruhe hackte sie die Erdäpfel auf, welche eine nachwüchsige Schar in die Höhe buddelte. Das beiläufig ausgerodete Unkraut lieferte einen Leckerbissen für

die umkreisende Ziege samt ihren Zickelchen, die mit lustigen Sprüngen ihre Wollust an den Tag legten. Das kleine zweibeinige Publikum spendete dem vierbeinigen Beifall, die Arbeit stockte, und die Vorarbeiterin entfaltete die Macht ihrer Lungen und Gliedmaßen, um sie wieder in Gang zu bringen.

Jetzt aber griff ein tragischer Zwischenfall in das ländliche Bild. Unter der Hoftür lehnte die älteste Tochter, zugleich Kindsmagd der Familie und noch nicht nach mütterlichem Exempel stoisch geschult. Beim Begaffen der fremden Gäste entglitt das Wickelkind ihrem Arm und fiel — zum Glück in den Schlamm vor dem Schweinekoben. Mit erhobenen Händen stürzte die Mutter zu Hilfe und Rache herbei; die älteste Tochter heulte, das Wickelkind schrie, die Säue grunzten, die Zickelchen meckerten, im Stalle brüllte die Kuh. Die Buben balgten sich um die Beute einer gelben Rübe; die Heldenmutter tachtelte nach rechts und links; aufgescheucht durch die Gefahr, welche sein Teuerstes bedrohte, zeigte sich mit einem Wehe-ruf, und umschwärmt von seiner tobenden Schar, die hehre Gestalt in weiland Manchester; wir aber, die wir diesen Sturm im Stilleben angestiftet hatten, entschlüpften leise über den Ackerrain.

„Ein respektables Weib! Für ihren Beruf ein Muster-bild!" sagte nach einer langen Stille lächelnd der menschenkundige Freund. Dorothee ging schweigend mit gesenktem Kopf — und von einer Bewerbung Christlieb Taubes ist fortan nicht die Rede gewesen.

Meine nahende Abreise drängte endlich zu einer Entscheidung über die Zukunft des Knaben, und da war es denn der Propst, welcher das seiner Aufsicht unterstellte

Kloſter in Vorſchlag brachte. Von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung für Soldatenwaiſen hoffte er eine Ausnahme zu erwirken, wenn gelegentlich einer Viſitation des hohen Kurators der Anſtalt ein Teil des Geheimniſſes, die väterliche Abſtammung, vorſichtig angedeutet ward.

Dorothee weinte vor Freuden in der Ausſicht, ihren Knaben bald unter den Augen des gütigen Beſchützers und in ihrer eigenen Nähe zu wiſſen, ohne ſich ſelber einer ſchmachvollen Enthüllung preiszugeben. Sie bedeckte ihres Wohltäters Hände mit Küſſen und Tränen, rief Gottes Segen auf ihn herab und ſtellte zum voraus den Betrag ihrer Hausrente für den Aufwand eines Halbpenſionärs zu ſeiner Verfügung.

Mir hingegen bäumte ſich die Seele bei der Vorſtellung, das Liebeskind des Fürſten, dem das Erbe der Reckenburg zugefallen ſein würde, in eine Armenanſtalt eingeſchmuggelt und für eine ſubalterne Lebensſtellung herangebildet zu ſehen. Was hatte ich doch Schicklicheres zu raten und zu bieten? Das Kloſter war wohlberufen, wie die Mehrzahl unſerer zu Schulzwecken ſäkulariſierten ſächſiſchen Abteien, war doch reich dotiert und ſtand unter der trefflichen Obhut des einzigen Menſchen, der ſich mit väterlicher Teilnahme zu dem Knaben gezogen fühlte. Mußte ich nicht ſchließlich eine höhere Fügung in dieſem Wechſel der Verhältniſſe verehren?

So trat ich denn die Rückreiſe nach Reckenburg an, mit dem Verſprechen, im nächſten Frühjahr den Zögling Muhme Juſtines perſönlich dem Waiſenkloſter zuzuführen.

Neuntes Kapitel

Die Hochzeit

Des Knaben Verſteck im Waiſenhauſe war ebenſo nach der Muhme Sinn, als mein Plan, ihn perſönlich dahin zu ſpedieren, demſelben widerſtrebte. Sie ſpürte plötzlich ein unbezwingliches Verlangen, ihre Gegend einmal wiederzuſehen, und welchen Grund hätte ich gehabt, ihre Reiſebegleitung abzulehnen?

Der Tag unſeres Eintreffens war den Eltern bereits angekündigt, als ein heftiger „Zufall" der Gräfin einen Aufſchub veranlaßte. Die zähe Natur hielt ſtand, wie ſchon ſo oft vorher und oft nachher. Die bewährte Leibpflegerin aber konnte nicht umhin, mit dem Rüſtzeug ihrer Inſtrumente den verhängnisvollen Poſten zu hüten und ihr Erbfräulein zwölf Meilen weit ohne Beiſtand den Tücken des unverwüſtlichen Schellenunters preiszugeben. Der Ehre jedoch, in Reckenburgs goldener Kutſche ſeiner fernerweitigen Reiſegelegenheit entgegengeſchaukelt zu werden, wußte ſie den kleinen Plebejer zu entziehen. Sie karrte ihn bei Nacht und Nebel in einem Handwägelchen bis zu der Station, nachdem ſie ihm, wie ich ſtark vermute, ein Mohnſäftchen einfiltriert hatte. Ihr letztes Wort, als ſie den Schlafenden neben mich in den Einſpänner hob, war die Warnung, mich beileibe nicht mit dem Kinde der Heimlichkeit vertraulich einzulaſſen.

Wie nun der kleine Waldmenſch beim Erwachen in dem engen Gehäuſe ungebärdig tobte, das werden Euch Auguſt Müllers beigeheftete Erinnerungen anſchaulich vorführen. Auch gegen die bändigen Prozeduren ſoll kein Widerſpruch erhoben werden. Jedenfalls wählte er für uns beide das

bequemſte Teil, indem er die langweilige Fahrt faſt ohne Unterbrechung verſchlief.

Der letzte Brief ſeines künftigen Pflegevaters datierte von einem thüringiſchen Gebirgsdorfe, in welchem er der Einführung ſeines Sohnes in deſſen erſtes Pfarramt beigewohnt und gleichzeitig die Freude gehabt hatte, dem betrübten Liebhaber, unſerem Taube, eine heitere Lebensſtellung auszumitteln. Ein Lehrer- und Organiſtenamt in einer kleinen, wohlgeſitteten Gemeinde, Haus und Gärtchen durch den Gutspatron anheimelnd eingerichtet, und die Kinder dieſes Patrons ihm zur Pflege in der „göttlichen Muſika" unterſtellt, alles das in romantiſcher Berg- und Waldeinſamkeit; welch ein beſſeres Los hätte er ſich wünſchen können oder wir für ihn?

Da ich den Propſt die ſeltene Reiſeerholung ſo lange wie möglich wollte genießen laſſen, hatte ich ihm unſer verſpätetes Eintreffen post restante nach Jena gemeldet, glaubte ihn daher frühеſtens geſtern heimgekehrt, und war erſtaunt, ihn in meinem gewohnten Leipziger Nachtquartier, der goldenen Laute, vorzufinden. Ich fragte ihn lachend, welch fernerweitige Einführung ihn ſo eilig wieder in entgegengeſetzter Richtung auf die Füße gebracht habe?

„Die Einführung dieſes Knaben in ſeine neue Heimat," antwortete er ernſt, indem er den Schlafenden von ſeinen Armen auf das Bett in meinem Zimmer niederließ.

Ich witterte ſo etwas von einer Anwandlung Muhme Juſtines in dem geiſtlichen Herrn, entgegnete daher verſtimmt, daß ich auch ohne ſein Bemühen den kleinen Mönch im Kloſter Laurentii glücklich abgeliefert haben würde.

Er ſchwieg; doch konnte mir eine gewiſſe bängliche Unruhe an dem gelaſſenen Manne nicht entgehen, und als er auf meine Frage: ob er etwas auf dem Herzen habe? ſeufzend den Kopf ſenkte, rief ich: „Ich bitte: keine Vorbereitungen, Freund; meine Eltern — —“

„Sind geſund und wohlgemut in Erwartung der geliebten Tochter,“ antwortete er.

„Und Dorothee?“ drängte ich weiter, da mir die Bekümmernis auffiel, mit welcher ſein Blick auf dem Knaben ruhte. „Iſt Dorothee krank?“

„Nicht krank, nur —“

„Nur?“

„Verheiratet, oder ſo gut wie verheiratet.“

„Mit Chriſtlieb Taube, alſo doch!“

„Nicht mit Chriſtlieb Taube, aber mit —“

„Mit —?“

„Mit Siegmund Faber!“

Mit Siegmund Faber! Das war denn nun freilich eine Neuigkeit, die mir das Blut im Herzen ſtocken machte. Ich hatte ja niemals weder an ſeinem Leben noch an ſeiner Heimkehr gezweifelt; aber ſo unvorbereitet, ſo raſch am Ziel — ich fiel wie vernichtet in einen Stuhl.

„Sahen Sie ihn?“ fragte ich nach einer langen Pauſe.

„Nicht ihn ſelbſt,“ verſetzte er.

„So ſahen Sie Dorothee?“

„Auch nicht.“

„Von wem erfuhren Sie denn aber — —“

„Von Ihrem Herrn Vater, Fräulein Hardine.“

„Wann, wann, wann — —“

„Geſtern nachmittag, als ich kaum von der Reiſe heimgekehrt war.“

„Und wissen Sie, glauben Sie, daß Dorothee ihm die Wahrheit bekannte?"

„Ich weiß es nicht. Aber Sie, meine junge Freundin, die Sie sie besser kennen als ich — glauben Sies?"

„Nein!" sagte ich entschieden, und auch er schüttelte den Kopf. „Und dennoch verheiratet, wirklich verheiratet?" fragte ich.

„Das letzte Aufgebot sollte heute, Sonntag, stattfinden. Wenn die Trauung vielleicht bis morgen verschoben worden ist, so geschah es in Erwartung Ihres Eintreffens, Fräulein Hardine."

„Heute morgen erst, und Sie erfuhren es gestern, Mann!" schrie ich auf, indem ich entrüstet seinen Arm schüttelte. „Sie hatten Zeit, warum schritten Sie nicht ein?"

„Weil dieses Einschreiten nicht begehrt worden ist," antwortete er ruhig, „und weil es, unbegehrt, in so später Stunde zwecklos oder gefahrvoll gewesen sein würde."

„Es wird, so Gott will, noch zu dieser Stunde nicht zwecklos sein und die höchste Gefahr abwenden, nicht herbeiführen," sagte ich und stürzte aus der Tür.

Nachdem ich den Wirt beauftragt hatte, mir augenblicklich Extrapost zu bestellen, kehrte ich zu dem Propst zurück, der nachdenklich neben dem schlafenden Knaben saß und dessen Hand in der seinen hielt. Ich rannte ungeduldig im Zimmer auf und nieder. Nie im Leben hatte ich mich in ähnlicher Aufregung gefühlt. Jede Minute des Wartens deuchte mir eine Ewigkeit, ich hätte mir Flügel anheften und von dannen fliegen mögen.

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind," mahnte endlich der Freund. „Sie erreichen Ihr Haus noch in dieser Nacht.

Einige Minuten früher oder später — allemal früh genug oder zu spät."

„So erzählen Sie," rief ich, und der alte Herr hob mit absichtlicher Breite also an:

„Da ich Ihren Brief in Jena vorgefunden, verweilte ich dort noch ein paar Tage in heiterster Stimmung, unter literarischen Anregungen, mit deren Schilderei ich Sie heute verschone, Fräulein Hardine. Erst gestern bei grauendem Tage trat ich die Postfahrt nach meiner Anstalt an. Mein gutes Glück gewährte mir einen wissenschaftlich und weltmännisch gebildeten Reisebegleiter, der sich mir, wenn auch nicht dem Namen nach, als eine ärztliche Notabilität Berlins dokumentierte.

„Das Gespräch, wie das heuzutage kaum anders mehr möglich ist, sprang von unseren beiderseitigen friedlichen Neigungen bald genug hinüber auf das wildbewegte Zeitwesen, auf die phänomenalen Entwickelungen, welche dasselbe gleichsam aus dem Staube in die Höhe wirbelt, um sie ebenso jach wieder in Staub und Kot zurückzuschleudern; und wie hätte da der jugendliche Feldherrngenius unerwähnt bleiben sollen, der sich, zur Stunde kaum noch geheimnisvoll, zu einem Zuge rüstet, um über Meer und Land den letzten unbezwungenen Feind des republikanischen Frankreich in der Grundfeste seiner weltgebietenden Macht zu erschüttern.

„‚Ich habe', so erzählte im Verlaufe der preußische Herr, ‚über den General Bonaparte die interessantesten Aufschlüsse erhalten durch einen Augenzeugen seiner vorjährigen italienischen Gloria. Dieser Augenzeuge, mit dem ich kürzlich meine kleine Erholungsreise antrat, ist ein Mann meines Fachs, der seit etlichen Wochen unser nach

Kurioſitäten ſo lüſternes Berliner Völkchen in ein wahrhaftes Fieber verſetzt, und, wennſchon mir ein gefährlicher Rival, in der Tat verdient, als merkwürdiges Beiſpiel aufgeführt zu werden, wie eine ſuperiore Natur das rohe, blutige Treiben der Gegenwart als Bildungsſtoff für einen eng begrenzten, friedfertigen Beruf mit Geſchick und Glück zu verwerten vermag.

„Denken Sie ſich, mein Herr, einen blutjungen ſächſiſchen Barbier, lediglich als Autodidakt in einer mühſam aufgeſuchten Praxis geſchult, der in Preußens kriegeriſchen Rüſtungen einen günſtigen Spielraum für ſein Streben ahnt und durch die glücklichſten Begegnungen findet. Die heilloſen Feldzüge von 92 und 93 geben Gelegenheit, ſein Talent und ſeinen Eifer in ein helles Licht zu ſetzen. Er, der keiner Fakultät immatrikuliert geweſen iſt, kein Examen abſolviert hat, geht aus den verpeſteten Lazaretten jener Tage als Regimentsarzt hervor; hochgeſtellte Herren verdanken ihm Hilfe und Heilung, man eröffnet ihm weittragende Ausſichten auch in friedlichen Zeiten. Während des Angriffs auf das Lager von Neuhornbach, wo er im Gefolge des verwegen vordringenden Königs ſich allzu weit vorgewagt und über dem Verbande eines feindlichen Schwerverwundeten aufgehalten hat, gerät er in franzöſiſche Hand. Er wird nach Paris gebracht, ſein guter Stern will, daß es eine einem Konventsmitgliede verwandte einflußreiche Perſönlichkeit iſt, die ihm das Leben verdankt; ſie erwirkt ihm die Freiheit, ſich in Inſtituten und Spitälern umzutun. Die große, wildbewegte Hauptſtadt, die zahlreichen Opfer der Schlachtfelder, ja nicht zum geringſten die der Henkerbühne werden eine Vorlage für den energiſchen Trieb. Selber inmitten

dieſer tumultuariſchen Welt fällt hin und wieder ein beachtender Blick auf den raſtlos forſchenden Fremden.

„‚Der Friede von Baſel führte die ausgewechſelten Gefangenen in ihr Vaterland zurück. Auch unſer Doktor hatte die Freiheit, zu gehen. Aber er blieb. ‚Was wollen Sie,‘ ſagte er mir, ‚der Arzt, als ſolcher, unterſcheidet nicht Heimiſche und Fremde, nicht Freund und Feind. Er unterſcheidet nur Geſunde und Kranke, Gebrechliche und Heile als Material und ſucht, ſolange er lernt, das günſtigſte Terrain für ſeine Kunſt und Pflicht.‘ Freiwillig begleitete er die italieniſche Armee nach Italien; der junge deutſche Doktor tritt in den Horizont des Helden von Lodi und Arcole. Ein Jahr lang verweilt er, geteilt zwiſchen Leiſtung und Studium, in dem dem Arzte hochwichtigen Bologna, beobachtet an Kranken und Verwundeten den ſteigernden oder mildernden Einfluß eines ſüdlichen Himmels, und kehrt, nachdem der Friede von Campo Formio den Kontinent zur Not beruhigt hat, nach allen Seiten bereichert, aus dem republikaniſierten Italien nach Paris zurück.

„‚Hier wurden ihm glänzende Anerbietungen gemacht, der rätſelhaften Meeresfahrt ſeine Dienſte zu leihen, in welcher wir gegenwärtig den verwegenen Korſen mit der gegen England beſtimmten Armee befangen ſehen. ‚Aber‘, ſo ſagte jetzt unſer Mann, ‚ich war kein Abenteurer. Ich hatte mir in der Fremde angeeignet, was meiner Heimat dienen konnte und, ich fürchte, nur allzubald, in ſchwerer Stunde dienen wird. Ich durfte zurückkehren.‘ So erſcheint er vor etwa Monatsfriſt in unſerem ihm völlig fremden Berlin. Ein Cäſar der Meſſer und Zangen, kommt er, ſieht und ſiegt. Das Gerücht, raſch und geheimnisvoll wie

der Wind, ſchnellt ihn zu einem Wundermann in die Höhe. Kriegeriſche Kameraden, aus den Rheinfeldzügen zu Dank und Anerkennung verpflichtet, bewillkommen ihn mit feſtlichen Ehren; die friedlichen Kollegen ſpitzen die Ohren bei der Mär von dem Champion ihrer Kunſt, der, um Studien zu machen, freiwillig ſeinen Kopf in des Löwen Rachen geſteckt hat; der junge König, ſich ſeiner aufopfernden Bemühungen während der Seuchenzeit nach dem Feldzuge in der Kampagne erinnernd, empfängt ihn und wünſcht ſeine Erfahrungen an der neubegründeten Pepiniere verwertet zu ſehen; die Menge drängt ſich um den Zeugen der revolutionären Greuel und Verwogenheiten, mit deren Schilderei zur Zeit Ehren-Haude und Spener ihre Haare ſträuben gemacht hat. Kaum zu Atem gekommen, iſt er in aller Munde; die Fachgenoſſen lauſchen ſeinen genialen Aphorismen; die Laien, bevor ſie erprobt, was der Mann kann, begnügen ſich mit dem, was er erlebt; bis die Neugierde verflogen, iſt die Klientel begründet. Kurz und gut, niemals hat ein junger, ehrgeiziger Praktikant ſeine Bahn unter günſtigeren Auſpizien angetreten. Wir Alten werden die Segel ſtreichen müſſen, denn freilich unſere Kathederweisheit ſieht ſich von ſeiner kühnen Methode himmelweit überflügelt.'

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, Fräulein Hardine," fuhr der Propſt nach kurzer Pauſe fort, „weſſen Bild während der Erzählung handgreiflich vor mir aufgeſtiegen, und daß es eine müßige Frage war, die ich nach dem Namen ihres Helden ſtellte. In der Antwort: ‚Doktor, neuerdings Geheimrat Faber,' überraſchte mich höchſtens der Titel.

„Wir hatten uns der Stelle genähert, bei welcher der Weg nach der Anſtalt abzweigt. ‚Verſtand ich Sie recht,

mein Herr,' fragte ich, nachdem ich Abschied genommen, den Fremden, ‚verstand ich Sie recht, so hat Doktor Faber Sie kürzlich auf der Reise in diese Gegend begleitet? Sie werden meine Neugier entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich einem lange Verschollenen in seiner Heimat zu begegnen hoffe.' — ‚Ihre Hoffnung dürfte sich erfüllen, Verehrtester,' antwortete der Begleiter. ‚Wir reisten bis Halle miteinander; dort verweilte ich, während er ohne Aufenthalt auf der Merseburger Straße weiterfuhr. In Familienangelegenheiten, wie er sagte.' — ‚Und wann geschah das?' fragte ich noch einmal. ‚Gestern, Freitag, vor acht Tagen,' versetzte der Fremde und der Postwagen rollte von dannen.

„An dem nämlichen Tage hatte ich meine Fahrt nach Thüringen angetreten; seit länger als einer Woche konnte demnach die Entscheidung unter Ihrem heimischen Dache, Fräulein Hardine, gefallen sein. Durfte ich hoffen, daß diese Entscheidung meinem erwarteten Pflegling einen Vater gegeben habe? Mußte ich fürchten, daß sie ihm auch noch die Mutter geraubt? In der lebhaftesten Spannung legte ich den Weg zur Anstalt zurück.

„Kaum dort angekommen, berichtete meine alte, Sie wissen, kurzsichtige Haushälterin, daß am Tage nach meiner Abreise, bei kaum grauendem Morgen, ein verhülltes, städtisch gekleidetes Frauenzimmer nach mir gefragt und, als es meine Entfernung vernommen, gebeten habe, ihr Anliegen schriftlich hinterlassen zu dürfen. Ich fand das Blatt ohne Unterschrift, aber versiegelt, auf meinem Schreibtische und las die wenigen Worte: ‚Sobald Sie zurückkehren, Hochwürden, bitte, lassen Sie mich es wissen. Aber um Gottes willen! kommen Sie nicht zu mir, auch nicht

zu der gnädigen Herrschaft, bevor Sie mich benachrichtigt haben.'

„Sie wünschte demnach eine Unterredung, ohne Zweifel, um ihres Kindes Zukunft festzustellen, und sie fürchtete eine absichtliche oder zufällige Enthüllung. Ich wußte jetzt, wie die Entscheidung gefallen war."

„Sie wußten es!" so unterbrach ich zum erstenmal den Erzähler, „und Sie eilten nicht, gegen ein drohendes Unheil einzuschreiten?"

Der Freund erwiderte: „Ich war, trotz des Verbots, eben im Begriffe, an Ort und Stelle die Lage der Dinge einzusehen, als ein Besuch Ihres Herrn Vaters, Fräulein Hardine, mich dieser Erkundigung überhob. Er hoffte, eine Nachricht aus Reckenburg, die Ihr verspätetes Eintreffen erklärte, bei mir vorzufinden, und da ich ihm diese Aufklärung geben konnte, bat ich ihn, nicht in Sorgen zu sein, wenn das ersehnte Wiedersehen sich noch um etliche Tage verzögern sollte.

„‚Ich komme auch keineswegs aus Sorge, im Gegenteil, in heller Freude, Freund,' versetzte der gütige Herr. ‚Ich möchte meine Dine nur gern bei einem — Familienfeste darf ich wohl sagen — unter uns sehen, als Brautjungfer unserer kleinen Dorl und des — — raten Sie, Propst, und des — —'

„‚Und des Geheimrat Faber,' ergänzte ich, erzählte in der Kürze, auf welche Weise ich von des Mannes Heimkehr unterrichtet worden war, und bat um eine Darstellung des Eindrucks, den die so lange getrennten Verlobten aufeinander gemacht haben, und wie die Sache so rasch zum letzten Abschlusse geführt werden konnte.

„Ich werde mir nun erlauben, diese Darstellung mög-

lichſt exakt mit Ihres Herrn Vaters eigenen Worten zu geben, die Schlußfolgerung aber Ihnen ſelbſt überlaſſen, Fräulein Hardine.

— „Am Freitagabend ſitzen wir ſtill beieinander. Meine Frau ſpinnt, ich rauche. Da hören wir das Haustor unter einem kurzen, knackenden Druck ſich öffnen und wieder ſchließen, hören einen raſchen, elaſtiſchen Schritt im Flur, drei klopfende Schläge wie mit einem Hämmerchen an der Stubentür. Der Druck, der Schritt, das Klopfen ſind uns alte Bekannte. Mir entfällt die Pfeife, Adelheid der Faden; ‚Faber!‘ rufen wir aus einem Munde, und mit dem Namen ſteht auch ſchon der Mann uns gegenüber. Nicht mehr der Feldſcher von Anno 90, auch nicht mehr bloß der Doktor aus den Schanzen vor Mainz; ein kapitaler Mann, ein gemachter Mann auf den erſten Blick: aber auf den erſten Blick auch noch leibhaftig der alte Mosjö Per—ſé. —

— „Er ſchüttelte mir die Hand und küßte die meiner Frau mit dem Air eines jener armen Marquis, deren Köpfe er zu Dutzenden hat rollen ſehen. Denken Sie, Propſt, der Sohn und Gehilfe meines alten Barbiers! Aber das Gute muß ja freilich der Anblick jenes Plebsregiments hervorbringen, daß ein honetter Menſch ſich zu guten Manieren bequemen lernt.

— „‚Ich komme als Hochzeiter, mein Herr Major,‘ ſagte er, indem er auf den väterlichen Trauring an ſeinem Finger wies. ‚Ein wenig ſpät, werden Sie ſagen, — aber der Mann hat Farbe gehalten!‘

— „‚Oho!‘ verſetzte ich lachend, ‚das Kindchen erſt recht!‘

— „Meine Frau hat ſich unterdeſſen von ihrem Staunen erholt und in Poſitur geſetzt. ‚Zunächſt,‘ hob ſie an,

‚Herr — Doktor, nicht wahr?‘ Er antwortete lächelnd mit einer Verbeugung: ‚Für meine älteſten Freunde Siegmund Faber, wie ehedem, Mosjö Per—ſé, wie es Ihnen beliebt. Im übrigen: Geheimrat Faber, praktiſcher Arzt in Berlin.‘ —

— „‚Zunächſt alſo, Herr Geheimrat,‘ ſagte Adelheid, indem ſie ſich gleicherweiſe verneigte, ‚die Verſicherung, daß Demoiſelle Müller in ungeſtörtem Wohlbefinden und in geduldiger Treue unter unſeren Augen Ihrer Heimkehr gewartet hat.‘

— „‚Wie eine Nonne auf den himmliſchen Bräutigam,‘ fiel ich ein. Adelheid räuſperte ſich, und Sie wiſſen ſchon, Propſt, wenn Adelheid ſich räuſpert, das heißt allemal: Mal apropos, Eberhard! ‚Indeſſen möchte es doch gut ſein,‘ fuhr ſie fort, ‚das liebe Kind auf Ihr überraſchendes Erſcheinen vorzubereiten.‘

— „Sie wollte ſich entfernen. Da erwieſen ſich aber der Herr Geheimrat wieder einmal recht gründlich als der alte Per—ſé. Nach dieſer hochbeglückenden Verſicherung, meinte er, erbitte er ſich die Gunſt, die gnädige Frau begleiten und in einem unmittelbaren Eindrucke die Entſcheidung über ſeine Herzenswünſche empfangen zu dürfen. Er zündete während dieſer Rede ohne Umſtände den Wachsſtock, der auf dem Tiſche ſtand, an und ſetzte es auf dieſe Weiſe durch, als Vorleuchter zuerſt das Zimmer ſeiner Braut zu betreten. —

— „Die arme, kleine Dorl ſaß wie jeden Abend einſam bei ihrer Spielerei. Sie hatte kleine Kinderköpfe ausgeſchnitten und war vor Langerweile eingenickt. Die Arme lagen ausgeſtreckt über dem Tiſche und der Kopf war auf ſie herabgeſunken. Als die Tür jetzt raſch geöffnet wurde,

hob ſie ihn, wie aus einem Traume erwachend, in die Höhe. ‚Ich kann dir,‘ ſagte Adelheid, denn ich war natürlich unten zurückgeblieben, ‚ich kann dir das Entzücken nicht beſchreiben, Eberhard, das ſich bei dieſem Bilde in Fabers Augen malte. Die zierliche Einrichtung ſeines alten Zimmers, der Kleinen unveränderte Schönheit, ihre kindlich ſtille Beſchäftigung und den goldenen Reif am Ringfinger, alles das hatte er mit einem einzigen Blicke erfaßt. Es bedurfte keines Wortes, er wußte, was er zu wiſſen brauchte.‘

— „Jetzt hatte aber auch Dorothee ihn bemerkt. Sie ſchrie auf wie ein Kind, das eine Biene geſtochen hat, wurde kreideweiß und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. —

— „‚Ich habe Sie erſchreckt, meine teure Dorothee,‘ ſagte Faber, indem er auf ſie zueilte, ihre linke Hand von den Augen zog und einen Kuß gegen den Ringfinger drückte. — ‚Aber dieſer Augenblick der Überraſchung iſt mir Erſatz für die langen Jahre des Entſagens. Mein ganzes Leben wird ein Dank ſein für das Glück, daß Sie ihn mir gewährten.‘ —

„Indeſſen dies zweite Experiment, — Sie wiſſen, Propſt, er nannte ſchon ſeine Verlobung ein Experiment, — nun, dieſe Überrumpelung erwies ſich denn doch ſchier zu ſtark für unſere arme, kleine Dorl. Es überlief ſie ein Schauder, ihre Glieder flogen, Fieberglut verjagte die tödliche Bläſſe auf ihrem Geſicht. ‚Sie ſind unwohl, Dorothee!‘ rief Faber ängſtlich, führte ſie auf das Kanapee, ſetzte ſich auf einen Stuhl an ihrer Seite und faßte ihre Hand, nicht wie ein Liebhaber, ſagte Adelheid, ſondern wie der Arzt, welcher die Pulsſchläge zählt. Sie ſchüttelte das

Köpfchen, raffte ſich zuſammen, erholte ſich allmählich, und als Faber nach einer Weile fragte, ob ſie ſich kräftig genug fühle, ſeine Gegenwart zu ertragen, antwortete ſie mit einem Nicken. —

— „‚Das Ziel, das ich mir geſetzt hatte, iſt erreicht,‘ ſagte Faber darauf, ‚ſpäter als ich gehofft, aber ſicher und ehrenvoll. Eine ausfüllende Tätigkeit wartet meiner in Berlin, eine ſorgloſe Häuslichkeit ſteht mir, — Ihnen, liebe Dorothee, — dort bereitet. Freilich iſt meine Zeit gemeſſen. Aber was bedürfen wir auch noch der Zeit? In einer Woche, denke ich, werden wir vereint der neuen Heimat entgegenziehen.‘

— „Da ſie alles ſo glücklich im Gange ſah, hielt Adelheid, die bisher unbemerkt im Hintergrunde geſtanden hatte, es an der Zeit, ſich zu entfernen. Erſt bei dieſer Bewegung wurde die Kleine ihrer anſichtig. Sie fuhr in die Höhe, ſtürzte auf meine Frau zu mit einem, wie dieſe behauptet, geradezu irrſinnigen Blick und den Worten, den erſten, die ſie ſprach: ‚Hardine, Hardine! wann kommt Fräulein Hardine?‘ — ‚Wir erwarten ſie bis Mitte nächſter Woche, liebe Dorothee,‘ — beruhigte ſie Adelheid und ließ die Brautleute allein.

— „Unten angekommen, ſagte ſie zu mir: ‚Das arme Mädchen iſt über die Maßen beſtürzt, Eberhard. Mehr als ein Kopfnicken und Schütteln wird ihr auch im Tete-a-tete nicht abzuſchmeicheln ſein. Was Wunder aber auch? Der Mann iſt ihr in acht Jahren ein Fremder geworden; ja, als Mann betrachtet, ihr auch vorher nur ein Fremder geweſen. Nun über Hals und Kopf: Wiederſehen, Hochzeit, Abreiſe, eine gänzlich neue Welt, und alles das ohne die getreue Beraterin, unſere Tochter Hardine.‘

— „Ich bin der Ansicht, Propst: nichts hilft einem Menschen gemütlicher über eine verlegene Situation hinweg, als im Kreise guter Freunde eine heitere Tafelei, und Adelheid und ich waren daher auch auf der Stelle einig, das Beste, was Küche und Keller boten, eilig zu einem Bewillkommungsschmause aufzutischen. Kaum daß ein Stündchen vergangen war, stieg ich die Treppe hinauf, die Gäste zu unserem Extempore einzuladen. Ich machte der Braut, die noch immer die Sprache nicht wiedergefunden zu haben schien, meine Gratulation und dem glückstrahlenden Bräutigam noch einmal mein Kompliment. Bald saßen wir alle vier behaglich um den Tisch; das erste Fläschchen wurde entkorkt, und niemals habe ich ein freudigeres Lebehoch als das auf unsere beiden Getreuen erschallen lassen.

— „Nun mußte aber auch endlich unser Gast mit der Sprache herausrücken und die Fahrten und Fährnisse zum besten geben, unter welchen der Gefangene von Pirmasens sich so glücklich bis zum Königlich Preußischen Geheimen Medizinalrat durchgewunden hat. Propst, der Mann versteht zu erzählen; simpel, anschaulich, mit Bescheidenheit, und doch nicht ohne das geziemende Selbstgefühl.

— „Da gab es denn einen kurioſen Wechsel von Bewunderung und Grauen, wenn man den einsamen Fremdling mit seinen Messern und Zangen so gelassen dahinschreiten sah, heute unter den Blitzen des Fallbeils, morgen unter dem Donner der Kanonen; vorbei an Menschen, die gestern Gold waren und heute Staub sind, und an solchen, die gestern als Staub übersehen und morgen als Gold vergöttert werden. Was solch eine

Revolution zu ſagen hat, das iſt mir wahrlich erſt durch meinen Mosjö Per—ſé recht klar geworden, Propſt! Die Nacht hindurch würden Adelheid und ich mit geſpanntem Ohr gelauſcht haben.

— „Aber freilich, ein anderes ſind ein paar im Grunde doch fremde alte Leute, und ein anderes eine junge, bängliche Braut. Die arme kleine Dorl ſaß ſtumm und blaß, Hände und Blicke im Schoß, und berührte keinen Biſſen noch Tropfen. Eigentlich kam es mir vor, als hätte ſie von all den Mordgeſchichten und Geſchäften nicht ein Sterbenswort gehört und an ganz was anderes dabei gedacht. Der Erzähler aber dankte ihr dieſes angſtvolle Erſtarren im Rückblick auf die Gefahren, die er fern von ihr durchlebt hatte. Er drückte ihr die Hand und ſchwenkte geſchickt in ein Gebiet, in welchem das ſchwächlichſte Frauenzimmer ſich allezeit erholt. Die revolutionären Damenmoden wurden aufs Tapet gebracht; das geſellige Treiben, erſt in Paris, dann in Berlin; Namen wurden genannt, als die von Gönnern und Freunden, bei deren Klange dem vormaligen Schenkjüngferchen wohl das Herz im Leibe lachen konnte; und als endlich gar der eigene Hausſtand an die Reihe kam, als einer Beletage Unter den Linden, der Bedienten, Wagen und Pferde wie ſelbſtverſtändlicher Dinge Erwähnung geſchah, Freund, da hätten Sie ſehen ſollen, wie unſer Bräutchen auftaute! Wie die Ohrchen ſich ſpitzten, die Äugelchen blitzten, die blaſſen Wangen immer roſiger ſich färbten. Die kleine Dorl ſah ſich ſchon als Frau Geheimrätin, wohl gar als gnädige Frau, in Tituskopf und Tunika, wiegte ſich auf ſeidenen Polſtern zwiſchen Pendülen und Vaſen, während draußen Generale und Grafen antichambrierten in Er-

wartung des gefeierten Herrn Gemahls. Jetzt wagte sie es, die Augen zu ihm aufzuschlagen; sie nickte ihm lächelnd zu und ließ die bisher so widerwillige Hand ohne Sträuben in der seinen. Ja, Weiberchen, Weiberchen, Evas Töchter, die ihr alle seid!

— „‚Das Herdfeuer lodert in Erwartung der Hausfrau' — so schloß der geschickte Mann seine Schilderei, — ‚und auch die Hausfrau wird ja, wills Gott, nur auf Tage noch dem freundlichen Heimwesen fehlen. Wir sind beide verwaist, auch Sie, liebe Dorothee, majorenn; die erforderlichen Zeugnisse können im Orte bezogen werden. Übermorgen darf das erste Aufgebot stattfinden, und zweifle ich nicht, daß uns alle weiteren Observanzen erlassen werden, wenn ich in Leipzig, wo ich morgen einige alte Freunde und Gönner aufzusuchen gedenke, mich beim Konsistorium darum bemühe. Jedenfalls wird bis zum übernächsten Sonntag alles erledigt und dann auch die Zeugin unserer Verlobung gegenwärtig sein, Fräulein Hardine, die ich so gern auch als Zeugin unserer stillen Hochzeitsfeier begrüßen möchte.'

— „Adelheid hat recht, Propst; es ist merkwürdig, wie die kleine Dorl an unserer Dine hängt. Ein anderer als Mosjö Per—sé würde sich solch ein Freundschaftsregiment verbitten! Aber der: Schürzenangelegenheiten — bah! Ja wärs ein Mann, der ihm ins Gehege käme, dann gnade Gott!

— „Die Kleine hatte seinem Plane mit aller Gelassenheit zugehört; bei dem Namen Hardine aber fuhr sie erschrocken in die Höhe; weiß Gott, sie zitterte und wurde jählings wieder blaß wie eine Wand. ‚Hardine!' flüsterte sie. ‚Wann kommt Fräulein Hardine?' — ‚Sie soll zur

Hochzeit nicht fehlen, Herzenskind,' rief ich ihr ermunternd zu. — ‚Morgen schreibe ich ihr und in spätestens acht Tagen ist sie da.'

— „Dorothee saß auf ihrem Stuhle zurückgesunken und regte sich nicht. Der Bräutigam leerte das letzte Glas auf das Wohl unserer guten Tochter. Auch die Braut mußte anstoßen und nippen, aber sie tat es mit einem Schütteln, als ob ihr der Tod übers Grab gelaufen sei. Wir alle sahen, wie sehr das liebe Kind der Ruhe bedürfe. Meine Frau hob die Tafel auf; der Gast empfahl sich, um im Gasthof ein Nachtquartier zu suchen. Unser Fest war zu Ende.

— „‚Lieber Herr Major,' sagte die gutmütige Dorl, als ich sie die Treppe hinaufführte, ‚bitte, schreiben Sie Fräulein Hardine nicht. Es möchte ihr ungelegen sein. Sie kommt ja ohnedies. Oder wir warten, bis sie kommt.'

— „Nun, ich habe auch nicht geschrieben, da am andern Morgen ein Brief ihre Ankunft bis spätestens Donnerstag meldete. Und nun ist sie doch nicht gekommen und kommt am Ende auch gar nicht mehr zu rechter Zeit."

„Ihr Herr Vater, Fräulein Hardine, hatte sich bei den letzten Worten erhoben, um den Heimweg anzutreten. Ich begleitete ihn und bat, daß er seine Mitteilung fortsetzen möge.

— „Was soll ich weiter berichten", sagte er. „Es ist alles gekommen, wie unser Doktor es ausgeklügelt hatte. Am Sonntag sind sie zum erstenmal von der Kanzel gefallen. Morgen geschiehts zum zweiten- und drittenmal vereinigt. Am Nachmittag, oder spätestens Montag früh, eine stille Trauung auf dem Lande, als Zeugen nur Adelheid, ich und, wenn sie noch eintrifft, versteht sich, unsere

Tochter. Daß ſie nur käme! Die Kleine verzehrt ſich buchſtäblich über dieſer fixen Idee. Bei jedem Wagen, der die Straße heraufrollt, ſtürzt ſie ans Fenſter und ſchaut hinaus. ‚Hardine, Fräulein Hardine!‘ ſind faſt die einzigen Worte, die ihre Lippen berühren. Vorgeſtern, wo wir ſie mit Beſtimmtheit erwarteten, habe ich ſelber mich über die kleine Torheit geärgert. Sie iſt in dieſen acht Tagen abgemagert zum Skelett; der Verlobungsring, der ihr ſo drall am Finger ſaß, rollt bei der geringſten Hantierung in ihren Schoß. Sogar an den Brautputz denkt ſie nicht. ‚Es wird doch nichts daraus!‘ murmelte ſie, als Adelheid neulich davon anfing. Hyſterie, Propſt, nennt man ja wohl dieſe Launen bei dem Frauenvolk? Gottlob, unſere Dine hat von dem Unweſen keine Spur.“

„Und zeigt der Bräutigam keine Art von Beunruhigung über dieſen jedenfalls verwunderlichen Herzenszuſtand?“ wagte ich zu äußern; ein Zweifel, welchen der ritterliche Herr Major aber nahezu als eine Ehrenkränkung zurückwies. — „Wie meinen Sie das, Propſt?“ rief er unwillig. „Hat der Mann nicht Adelheids und mein eigenes Zeugnis für des Mädchens untadeliges Verhalten? Würde ohne dasſelbe unſere Tochter ihre Freundin ſein? Rühmt nicht die ganze Stadt ihre geradezu ſcheue Zurückhaltung ſeit jenem heilloſen Donnerstagabend, an deſſen Ausgelaſſenheit das arme Kind wahrlich geringere Schuld als wir anderen ſamt und ſonders getragen hat? Daß ſie bis jetzt keine übermäßige Paſſion für den Herrn Bräutigam empfindet, darüber wird er ſelber am beſten im reinen ſein, er iſt kein Apollo, unſer Mosjö Per—ſé! Aber nur erſt unter die Haube und an den eigenen Herd.

Einer, wie der Faber, fühlt sich Mannes genug, um ein Frauenherzchen in Beschlag zu nehmen. Klug wie er ist, schont er die bängliche Laune einer kurzen Übergangszeit; zeigt sich der Kleinen nur in flüchtigen Besuchen, liebreich, ohne Zärtlichkeit, mit offener Hand und im Nimbus eines gefeierten Namens. Alles drängt sich um den merkwürdigen Heimatsfreund. Die Kunde seiner Rückkehr hat sich wie ein Lauffeuer in der Gegend verbreitet. Meilenweit ziehen sie einher, alte und neue Schäden von dem Wunderdoktor heilen zu lassen. Im Fluge sind etliche schwere Operationen absolviert worden. Nun soll aber auch den alten Bekanntschaften ein Gruß und Lebewohl gebracht werden, bis zum Schinder herab, den er seinen ersten Professor nennt. Kurz und gut: ein Tourbillon hat sich um den Mann erhoben, und er bewegt sich nach allen Seiten mit Takt und comme il faut. Nicht zum geringsten auch gegen uns. Das alte väterliche Haus, ‚seine Treuburg', wie er es nennt, bleibt unserer Verfügung, der Mietzins Fräulein Hardine zu Armenzwecken überlassen. Kein Stück wird in Dörtchens bräutlichem Zimmer verrückt, kein Gepäck mit auf die Reise genommen. In ihren Hochzeitskleidern, leicht wie Sommervögel, fliegen sie in das bereitete Nest, wo dann alles neu und nie gesehen das junge Weibchen umfängt und erfrischt." —

„Wir hatten während dieser letzten Rede die Stadt und Ihre Wohnung, Fräulein Hardine, erreicht. Die Frau Mutter saß am Spinnrad vor der Tür. — ‚Die Post von Leipzig ist herein, und wieder ohne unsere Tochter, Eberhard!' sagte sie. — ‚Die Gräfin ist krank geworden,' versetzte der Gemahl, ‚der Propst hat Nachricht. Aber was

ſagt unſere Dorl, Adelheid?' — ‚Nun, da ſo ziemlich die letzte Hoffnung geſchwunden iſt, ſcheint ſie ſich ihre kindiſche Sehnſucht aus dem Sinn ſchlagen zu wollen. Sieh dich um, Eberhard; an allen Fenſtern und Türen ein gaffendes Geſicht. Eben iſt Dorothee am Arme ihres Bräutigams um die Ecke gebogen, zum erſtenmal, daß ſie ſeit ſeiner Heimkehr das Haus verläßt. Sie wollen den Gräbern der Eltern Lebewohl ſagen. Eine noble, delikate Natur, dieſer Faber; Sie hätten ihn kennen lernen ſollen, Herr Propſt. Auch meiner Tochter hätte ich ſein Wiederſehen gewünſcht. Doch mag ich der morgenden Trauung nicht länger widerſprechen. Dorothee kommt ohne Abſchied leichter zur Ruhe, und langte Hardine morgen abend noch an, was könnte ihr an der bloßen Brautführerrolle gelegen ſein?'"

Der Propſt ſchwieg; ſeine Erzählung ſchien zu Ende. „Und warteten Sie", fragte ich heftig, „Dorotheens Rückkunft und ihren Entſchluß nicht ab?"

„Nein," antwortete er mit Ruhe. „Ich bat Ihre Frau Mutter, ihr meine Heimkehr von der Reiſe mitzuteilen, und ging in meine Anſtalt zurück. Als nach dem Morgengottesdienſt, wie ich kaum anders erwartet hatte, eine Botſchaft an mich nicht ergangen war, benutzte ich die Poſt nach Leipzig, um meinen Schützling in Empfang zu nehmen."

Die Poſtchaiſe fuhr in dieſem Augenblicke vor. Ich hatte meine Reiſekleider gar nicht abgelegt und das Gepäck bereits wieder hinunterſchaffen laſſen. Als ich jetzt den Knaben wecken und mit ihm voraneilen wollte, trat mir der Propſt entgegen. „Ich halte es für beſſer," ſagte er, „mit dem Kleinen hier zu übernachten und erſt morgen —"

„Der Junge wird im Wagen ſo gut wie hier im Bette ſchlafen," unterbrach ich ihn gereizt. „Raſch voran!" Er ſann einen Moment und folgte mir dann, den ſchlummernden Knaben auf dem Arme.

Des Freundes mitteilſame Breite hatte meine Aufregung nur geſteigert. Sicherlich nicht ohne ſeine Abſicht; die Gärung ſollte vor den aktuellen Eindrücken verbrauſen. Zum erſten und gottlob einzigen Male im Leben fühlte ich mich in einem Zuſtande von — dreiſt heraus! —, in einem Zuſtande von Wut; von Wut zunächſt gegen mich ſelbſt. Ich hätte mir das Haar ausraufen oder die Wagenfenſter zerſchlagen, ich hätte ſchreien oder wie ein wildes Roß mir die Adern zerbeißen mögen, um dem kochenden Blute ein Ventil zu öffnen. Ich, ich hatte dieſes ſtrafwürdige Ereignis verſchuldet; ich die Sünde gedeckt, die Untreue verheimlicht; getäuſcht die argloſen Eltern, auf deren guten Glauben hin ein Ehrenmann in ſeinem Allerheiligſten betrogen war, vorausſichtlich zur Stunde ſchon. Ich, ich hatte die ſtolze Zuverſicht der eigenen Seele für alle Zeit zerſtört.

In ſolcher Stimmung gibt es keine größere Erleichterung, als einen Teil ſeiner Laſt auf einen anderen abzuwälzen, und ſo wendete ich mich denn, ſobald das Gefährt auf die weniger holpernde Landſtraße eingelenkt hatte, gegen den Begleiter, deſſen milde Gelaſſenheit mich empörte.

„Wenn wir zu ſpät kommen, Propſt," ſagte ich, „wenn die Trauung vollzogen iſt, ſo haben Sie eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen. Sie, der Sie den Frevel hindern konnten und in bequemer Scheu vor der Anklage es unterließen."

„Darf der Beichtſtuhl zur Anklagebank werden, Fräulein Hardine?“ entgegnete er, „und war ich nicht in der Lage des Beichtigers, der ein anvertrautes Geheimnis zu bewahren hatte?“

„Sie hatten das Geheimnis nicht von einem Beichtkinde, nicht zuerſt wenigſtens von einem Beichtkinde empfangen. Übrigens ſprechen Sie mit dieſer Auffaſſung ſich ſelbſt das Urteil. Dem Manne, dem Freunde mochte Zartgefühl die Zunge binden; dem Seelſorger war es Pflicht, ein Verbrechen ſeines Beichtkindes zu verhüten.“

„Und was tun, Fräulein Hardine?“

„Raten, warnen, bedräuen; für die erſte chriſtliche und menſchliche Tugend, die Wahrhaftigkeit, das matte Gewiſſen zum Leben rütteln.“

„Und haben Sie, meine mutige junge Freundin, nicht geraten, nicht gewarnt, nicht das Gewiſſen zur Wahrhaftigkeit aufgerüttelt, Sie, die vor allen Menſchen die ſtärkſte Macht über dieſes Kind geübt haben, und in der Zeit von deſſen Gleichgültigkeit, ja mehr als ſolcher, gegen den Mann, dem es Wahrheit ſchuldete? Und mit welchem Erfolg? Heute aber in der letzten Stunde, am Vorabend der Trauung, wo alles Sinnen und Trachten des beweglichen Herzens nur gegen die Gefahr eines Widerſpruchs gerichtet iſt —“

„Hätten Sie im äußerſten Falle das äußerſte Mittel nicht ſcheuen dürfen.“

Der Freund faßte nach einer kleinen Stille ſanft meine Hand und ſprach: „Fordern Sie, mein liebes Kind, von einem alten Manne nicht eine Tat, die das Maß ſeiner Anlagen überſchreitet und für die er, mißrät ſie, ſich und anderen kein Heilmittel zu bieten hat. Und wenn das

Äußerste nun zum Äußersten geführt hätte? Wenn das schwache Geschöpf — eben weil es schwach ist, Fräulein Hardine — gebrandmarkt vor der Welt und vor dem Manne, den im Augenblick all sein Begehren gefangen nimmt, in tödliche Krankheit, in Wahnsinn verfallen wäre? Wenn es verzweifelnd Hand an sich gelegt —"

„Nun wohlan!" rief ich leidenschaftlich, „ich, ist es noch Zeit, werde diesen Gefahren trotzen, werde, und wäre es vor dem Altar, den Einspruch der Wahrheit vernehmen lassen. Ich bin aus den Schranken meiner natürlichen Anlagen, meiner Erziehung, der Denkweise meiner Väter, der Gesetzmäßigkeit meines Charakters herausgetreten, indem ich die Unehre duldete und das Unrecht beschönigte. In Recht und Ehren, um jeden Preis, werde ich diese Irrung zu sühnen wissen."

„Sie werden es, meine Freundin," entgegnete der geistliche Herr mit Bedeutung. „Sie werden jene Irrung sühnen, früh oder spät, wenn auch mit anderen Faktoren als denen, die heute Ihr Gemüt beherrschen. Also irren heißt leben, und in den heimlichen Trieben, die unsere Menschenlogik höhnen, keimt unsere Entwickelung. Der Regenguß, der unsere Saaten niederschlägt, durchsickert die harte Bodenschicht und sammelt sich zum Quell, welcher das Wurzelland befruchtet. Das ist die Logik der Natur. Und darum lassen Sie mir den Glauben, daß das, was heute Ihr Gewissen niederschlägt, dereinst als ein Jungbrunnen Ihr Gemüt erquicken wird. Ich bin ein alter Mann. Meine Aufgabe ist, diesem Kinde, das zur Stunde vielleicht auch die Mutter verloren hat, so weit meine Kraft noch reicht, den Vater zu ersetzen."

Der alte Mann schwieg. Wenn Ihr aber glaubt, daß

ſein Gleichnis vom Waſſerborn — Feuer und Flamme wie ich war — meinen Zorn gelöſcht haben ſollte, nun, ſo irrt Ihr Euch. Öl hatte es in den Brand gegoſſen. Ich kehrte dem gefühlvollen Schwächling den Rücken, der, ohne ſich zu rühren, das Haus ſeines Nachbars einäſchern ſieht und derweile gemütlich die Bauſteine für eine Hütte der Zukunft zuſammenträgt.

Wir ſprachen bis zur Zwiſchenſtation kein weiteres Wort. Der Propſt ſaß mir ſtill gegenüber, den Kopf des ſchlafenden Knaben auf ſeinem Schoß. In mir jagten ſich die Gedanken. Was geſchehen ſollte, kam ich noch zur rechten Zeit, was aus mir werden, kam ich zu ſpät — ich wußte es nicht.

Aus dieſem Tumult weckte mich eine Bewegung meines Begleiters, der während des Pferdewechſels ſich zum Ausſteigen rüſtete, um den Seitenweg nach ſeiner Anſtalt mit dem Knaben einzuſchlagen. Ich merkte die Abſicht und ſagte höhnend: „Sie ſchlucken Elefanten und ſeihen Mücken, guter Freund!“ Worauf er lächelnd antwortete: „Wohl mir, wenn ich den giftigen Stich einer Mücke von Ihnen abwehren könnte, Fräulein Hardine.“

Die Reizung fehlte mir nur noch. „Ich denke, Herr Propſt,“ brauſte ich auf, „Name und Ruf des Fräulein von Reckenburg — —“

„Der beſte Name und Ruf,“ unterbrach er mich, „der Frieden des edelſten Menſchen können getrübt werden, wenn eine Kette von Zufälligkeiten ſich törichter oder böslicher Auffaſſung in die Hände ſpielt. Zwingt ihre Ehe Dorothee Müller, dieſen Knaben zu verleugnen, ſo hat er erweislich weder Vater noch Mutter. Er iſt in Reckenburg unter den Augen Ihrer vertrauten Dienerin auf-

gewachsen, durch Sie der Erziehung eines alten Freundes übergeben worden. Ihre Person wird es sein, an welche seine Erinnerungen, vielleicht seine Erwartungen sich heften, zumal wenn eines Tages ein Umschlag in Ihren äußeren Verhältnissen die Blicke eines größeren Kreises auf Sie lenken sollte. Ihre einzigen rechtfertigenden Zeugen, Justine und ich, sind Greise; die Kirchenregister vernichtet und die Verwickelungen des Schicksals unberechenbar. Ich muß es daher als eine Fügung der Vorsehung betrachten, daß mindestens ein unumstößliches Dokument über August Müllers Abstammung gerettet worden ist. Kurz vor meinem Abgange von Neckenburg und dem Brande der Kirche nahm ich eine Abschrift des Taufzeugnisses, um es, ohne die Aufmerksamkeit eines Dritten zu erregen, der Mutter des Knaben zu gelegentlicher Verwendung anheimzugeben. Gedankenlosigkeit verzögerte den ursprünglichen Zweck, und so lege ich es jetzt, statt in die der Mutter, in Ihre Hand, Fräulein Hardine. Weisen Sie es nicht zurück; verwahren Sie es aus Rücksicht für einen treuen Freund, so viel derselbe heute in Ihrer Schätzung verloren haben mag."

Um weitere verdrießliche Erörterungen abzuschneiden, nahm ich das Attest; bei ruhigerem Blute sah ich in seiner Erhaltung eine Pflicht, wenn nicht für mich selbst, so doch für den verwaisten Knaben, und ich erwähnte bereits, daß Ihr es dieser Handschrift beigefügt finden werdet.

Nach diesem Zugeständnisse mußte nun aber der geistliche Herr sich darein ergeben, von mir nach seiner Anstalt geleitet zu werden. Die Klosterglocke schlug Mitternacht, als ich ihn, seinen Pflegling im Arm, hinter der Pforte verschwinden sah.

Eine halbe Stunde ſpäter ſchmetterte das Poſthorn vor der alten Baderei. Das Haus, das ganze Städtchen lagen im Dunkel; alles ſchlief, und es währte mir eine Ewigkeit, bis die Torfahrt geöffnet ward und mein Vater in Schlafrock und Nachtmütze unter ihr erſchien. „Dorothee!“ ſchrie ich ihm entgegen, indem ich mich mit beiden Händen an ſeine Schultern klammerte.

„Du kommſt post festum, arme Dine,“ antwortete der Papa mit kleinlautem Scherz, „die Frau Geheimrätin laſſen ſich gehorſamſt empfehlen!“

Und nun fragt mich nicht, wie ich an das Bett meiner Mutter und über den erſten Austauſch hinweggekommen bin. Auch nicht, wie lange ich ihr gegenüberſaß und in halber Betäubung die Schlußſzene unſeres häuslichen Dramas gleich einem Nebelbilde an mir vorübergleiten ſah. Erſt bei öfterer Wiederholung in den nächſten Tagen prägte ſie ſich mir ein mit der Schärfe eines perſönlichen Erlebniſſes.

Die Verlobten waren von ihrem abendlichen Abſchiedsgange heimgekehrt mit dem Beſchluß, die Trauung am anderen Mittag in der verabredeten Weiſe ſtattfinden zu laſſen. Vater und Mutter hatten nicht widerſprochen. Den Gruß ihres alten Freundes im Kloſter empfing die Braut mit einem Tränenſtrom, der ſie zu erleichtern ſchien.

Als am Sonntagmorgen der Gottesdienſt ſich ſeinem Ende näherte, ſtieg die Mutter in Dorothees Stube hinauf, ihr kleines Angebinde zu überreichen. Es war eine Silhouette und Locke ihrer Tochter, die ſie einem perlenumrahmten Medaillon hatte einfügen laſſen.

Sie fand die Braut fertig gekleidet in ihrem Abendmahlsanzuge, Bruſt und Arme mit einer Garnierung weißer Kloſterſpitzen, einem Geſchenke Fabers, umſchloſſen. Das

dunkle Bild am schwarzen Bande als einziger Schmuck hob das Trauerartige der Erscheinung noch mehr hervor. In diesem düsteren Rahmen aber, in der Blütenweiße des Angesichts, die Augen gesenkt, die Hände wie zu demütigem Flehen über der Brust gefaltet und die Morgensonne die weiche Lockenwelle übergoldend: die Mutter gestand, daß sie unter dem Rosenschimmer des Kindes niemals diese ideale Schönheit geahnt, und daß sie, gebannt im Anschauen, einen Augenblick auf der Schwelle geweilt habe.

Aber nur einen Augenblick. Im nächsten durchflog ein Schrecken die Glieder der armen Hochzeitsmutter und ein entsetztes „Herrgott!" entschlüpfte ihren Lippen. Eine Braut, Siegmund Fabers Braut, der Schützling einer Reckenburg — und ohne jungfräulichen Kranz! Keiner hatte für das unerläßliche Symbol gesorgt, das bis zum letzten von der Hand der Brautführerin erwartet worden war. Und wie nun in dieser Übereile, bei sonntägig geschlossenen Läden, es beschaffen?

Dorothee hatte den Aufschrei vernommen, sie sieht die mütterliche Unruhe. Gleichzeitig hört sie das Rollen eines Wagens immer näher und näher die Straße herauf. Jetzt hält er vor der Tür. „Hardine!" kreischt sie, „Barmherzigkeit, Hardine!" und stürzt auf ihre Knie.

Aber es ist nicht die ersehnte Kranzjungfer, es sind die Hochzeitskutschen, welche vor dem Hause vorfahren. Rasche Tritte eilen die Treppe herauf. Bräutigam und Hochzeitsvater treten ein, eben als die zitternde Braut sich vom Boden erhebt.

Allein der Kranz, der Kranz! Alles blickt bestürzt — alle, mit Ausnahme der totenstarren Braut. Der glückliche Hochzeiter ist der erste, sich zu fassen. „Es muß ja

nicht eben Myrte sein," sagte er lächelnd. „Im ganzen Süden wählt man beliebige weiße Blüten, gemischt mit irgendeinem anderen zarten Grün." Er überblickt das Zimmer, das gestern noch einem Garten geglichen hatte. Sämtliche Töpfe jedoch sind heute in der Frühe hinaus zum Schmucke der elterlichen Gräber getragen worden; nur in einem Wasserglase sieht er ein paar Zweige, die er achtlos ergreift und der Geliebten reicht. Die Mutter unterdrückt einen Schauder; mit einem herzzerreißenden Lächeln flicht sich Dorothee dieselben in ihr goldenes Haar: es ist ein Strauß Rosmarin, auf eben jenen Gräbern gestern zum Andenken von der Tochter Hand gepflückt.

In dem nämlichen Augenblick aber bringt triumphierend der gute Papa, der in seinem Eifer in den Garten gelaufen ist, eine Handvoll weißer Tausendschön, an denen noch der Morgentau perlt. Sie werden zwischen die Zweige gewunden, und so mit Frühlingsblumen und Grabesgrün ist der bräutliche Schmuck vollendet. Siegmund Faber legt einen kostbaren türkischen Schal um die Schultern seiner Verlobten, er führt sie zum Wagen, die Eltern folgen in einem zweiten. Unter den Grüßen und Winken ihrer Mitbürger, die eben dem Gotteshause entströmen, fährt das schönste Kind der Stadt aus seiner dunklen Heimat in den blendenden Glanz der Welt.

Nach einer Stunde hielten die Wagen vor einer Kirche seitab des ersten Dorfes auf der Straße nach Berlin. Die Bewohner saßen beim Mittagessen, niemand außer dem Pfarrer und Küster harrte in dem kleinen, öden Gotteshause. Faber hatte aus Schonung für seine Braut um eine kurze, stille Feier gebeten, und so beschränkte sich dieselbe nahezu auf die alte strenge lutherische Formel

und den Segensſpruch. Ohne Sang und Orgelklang waren die Verlobten binnen weniger Minuten Mann und Weib. Als die Ringe von neuem gewechſelt wurden, die ſie acht Jahre lang getragen hatten, glitt der der Braut von der ſchlaff herabhängenden Hand. Faber fing ihn auf und ſteckte ihn an ihren Finger, den er von da ab feſt zwiſchen den ſeinigen gepreßt hielt. Sein Ja ſchallte laut und freudig durch den Raum. Dorothees Lippen bewegten ſich nicht.

Schweigend führte Siegmund Faber ſeine junge Frau bis an die Kirchhofspforte, winkte den Wagen herbei und eilte zu geſchäftlichen Abmachungen in die Sakriſtei zurück. Die Eltern nahmen Abſchied von dem Kinde, das ſie neben dem eigenen von der Wiege ab gehegt hatten.

„Gottes Segen über Sie, teure Dorothee, auch im Namen unſerer guten, fernen Hardine," ſagte der Vater, nachdem er ſeinen Liebling umarmt hatte, und ging dann raſch dem glücklichen Gatten nach, um ſeine Tränen zu verbergen.

Bei dem Namen Hardine war es wie eine Sinnestäuſchung, wie ein Wahn, der das junge Weib berückte. Unter konvulſiviſchem Zucken ſtürzte ſie zu Boden und umklammerte der Mutter Knie.

„Barmherzigkeit, Hardine!" ſchrie ſie, „Barmherzigkeit! Ich wollte ja nicht — aber ich mußte! Ich wollte ja reden — aber ich konnte nicht. — Das Kind, das arme Waiſenkind! Barmherzigkeit, Hardine — Barmherzigkeit — um des Toten willen."

Die letzten Worte wurden kaum noch verſtändlich gelallt. Sie taumelte mit gebrochenen Augen rückwärts über ein friſch geſchaufeltes Grab. Faber ſtürzte herbei und trug die Bewußtloſe in den Wagen. Eine Minute ſpäter rollten ſie auf der Straße zur neuen Heimat voran.

Zehntes Kapitel

1806

Das Geheimnis ist enthüllt. Ihr wißt jetzt, meine Freunde, wer August Müllers Mutter gewesen ist und welches Verhältnis mir die Lippen band, als die Welt mich dafür genommen hat. Was weiter nach außen hin an mir und durch mich geschehen ist, liegt zutage, die Geschichte dürfte zu Ende sein.

Weil aber jede Geschichte eine Pointe haben soll, das heißt: weil jedes Schicksal nicht nach außen, sondern nach innen hin gipfelt, und weil, ist nur einmal der erste Strich getan, es ein besonderes Vergnügen gewährt, den Grundriß seines Lebensbaues vor lieben Menschen zu entfalten, so will ich den meinigen weiterführen von Stock zu Stock, bis zu der Spitze, die sich vor Euch enthüllen wird, nachdem Ihr den Richtspruch vernommen habt.

Die Schwäche, mit welcher ich jahrelang Dorothees Heimlichkeit geduldet und gewahrt, hatte mein Gewissen frei gelassen. Nun aber, da eine untilgbare Schuld gegen einen anderen daraus erwachsen war, drückte sie mich wie ein Alp. Es gab jetzt einen Menschen, dessen ehrenwehrten Namen ich nicht hören konnte, ohne zu erbleichen; einen, vor dem ich in der Erinnerung die Blicke niederschlug, den ich belügen oder in seinem innersten Heiligtum vernichten mußte, wenn er mir unter die Augen getreten wäre mit der Frage: „Handeltest du rechtschaffen und ehrenhaft gegen den Vertrauenden?“ Die Dämonen des Lebens: Unruhe, Zweifel, Furcht und Scham, sie, die ich mehr gefürchtet hatte als Verlassenheit und Ar-

mut, jetzt lernte ich sie kennen. Der Stolz der Unschuld war vernichtet, alle Sicherheit des Gefühls gebrochen, seitdem die Nachgiebigkeit gegen ein Gefühl mich so weit von meinem Grundwesen vertrieben hatte.

Von Dorothee hörte ich nichts. Ich hatte nicht erwartet, daß sie mir schriebe, und würde ihr nicht geantwortet haben. Ob sie mit dem Propst in Verbindung geblieben, mochte ich nicht wissen, bezweifelte es aber. Wir waren fertig miteinander.

Auch zu dem Propst hatte mein Verhältnis sich abgeschwächt, seitdem seine Schlaffheit, wie ich es schalt, mir eine Gewissensschuld aufgebürdet. Ich suchte ihn auf, sooft ich im Elternhause verweilte, unterhielt eine Art Zusammenhang zwischen ihm und seiner alten Gemeinde, folgte nicht ganz ohne Anteil seinen Bestrebungen in der Gegenwart; von unserem gemeinsamen Geheimnis aber war niemals die Rede.

Niemals jedoch, sooft ich ihn besuchte, unterließ er es, mir seinen besonderen Schützling vorzuführen und meine frühere Teilnahme für ihn wieder anzuregen, denn — und das war wohl der häßlichste Umschlag meiner Stimmung —, denn der Knabe, an dem ich mit so viel Wohlgefallen gehangen hatte, und der sich gleichmäßig schön und kraftvoll entwickelte, war seit jener Mitternacht, wo ich ihn hinter der Klosterpforte verschwinden sah, meinem Herzen ein Greuel. Ich erblickte in ihm nicht mehr das Ebenbild seines Vaters, der die Lust und das Leid meines kurzen Lenzes, nicht mehr das Schmerzenskind seiner Mutter, die meine einzige Gespielin gewesen war; er erinnerte mich nur noch an den Mann, der durch meine Mitschuld um das Glück betrogen wurde, das Pfand einer reinen

Liebe an sein Herz zu drücken. Ungerecht, wie ich war — auch gegen mich selbst —, grollte ich des Knaben stürmischer, schwer zu zähmender Natur; er wurde mir zum Wildling Muhme Justines, zu dem verlorenen Kinde der Sünde, und vergeblich suchte der alte Freund aufzuklären und zu entschuldigen. „Er lügt niemals, und er ist beherzt vor allen anderen," sagte der Freund; ich aber sagte: „Er ist eine Range vor allen anderen," und wenn August Müller zwanzig Jahre später erzählt hat, daß das Bild Fräulein Hardines sich ihm durch eine drastische Manipulation eingeprägt habe, so erinnere ich mich dieser Tatsache wahrscheinlich nur darum nicht, weil mir nicht einmal, sondern hundertmal zu solchem Korrektiv die Hände zuckten.

Alles war mir verleidet, alles vergällt, zumeist der Aufenthalt im Elternhause. Denn das Haus war die Stätte des Verrats, der mich mein Selbstgefühl gekostet hatte, und vor den ehrlichen Augen der Eltern, die nur durch meine Schuld Mitschuldige an demselben geworden waren, konnte ich nicht bestehen. Ich langweilte mich in dem ohne mich ausgefüllten häuslichen Getriebe, und der gesellschaftlichen Plattheit hatte ich mich in dem freien ländlichen Wesen meiner Reckenburg bis zum Widerwillen entwöhnt. Denn die Natur, auch in ihrer einfachsten Form, spricht immer neu und geistvoll zu einem, der nicht bloß eine beschauliche, sondern eine wirkende Stellung in ihrem Bereiche eingenommen hat.

Der Besuch in der Heimat verkürzte sich daher von Jahr zu Jahr; in den letzten bis auf wenige Tage. Meine Gegenwart in Reckenburg wurde immer unentbehrlicher; freilich auch immer undankbarer und gebundener. Alles stockte, allem drohte der Verfall unter der wahnsinnigen

Goldsucht der Greisin. Die bewährten Diener und Gehilfen versagten ihren Dienst; ich mußte kämpfen um jeden Taler, den ich aus den Erträgen den gierigen Händen vorenthielt, ja ich mußte zur Täuschung, zum offenbaren Betrug meine Zuflucht nehmen: heimlich Korn verkaufen, um die Arbeiter zu bezahlen, daß die Äcker nicht brach liegen blieben; heimlich Holz fällen lassen, um die Forstwärter zu besolden, daß das überhandnehmende Wild nicht Saaten und Schonungen vernichte.

Wenn ich diese dämonische Selbstzerstörung, die Entartung der trefflichsten Anlagen vor Augen sah, oder die von Geschlecht zu Geschlecht wachsende Verwilderung der Gemeinde, welche seit jenem Brande selber des schützenden Daches über dem Gotteshause entbehrte, wenn ich ihre Reden erhaschte von dem Beelzebub, dem das Gespenst im Goldturm seine Seele verschrieben habe, Reden, vor deren Logik die Gegenrede verhallte wie leerer Wind, da fragte ich mich oftmals mit höhnendem Grimm, warum nicht in jedem Tollhaus eine Station für Geiznarren errichtet sei? Und noch öfter kämpfte ich mit der Versuchung, eine gerichtliche Kuratel für meine unzurechnungsfähige Verwandtin zu beantragen.

Aber ich kämpfte sie nieder. Die Frau, die so kraftvoll gelebt hatte, um so kümmerlich zu versiechen, stand in ihrem zehnten Jahrzehnt, und nicht auf das Zeugnis hin der Letzten, die ihren Namen trug, sollte sie in den Registern ihres Landes als eine Törin verzeichnet stehen. Noch war ich stark genug, gegen die Verwüstung standzuhalten, bis ein zögernder Naturlauf die Verwalterin zur Herrin ihres heimatlichen Grundes machen oder sie für immer von demselben vertreiben mußte.

Jahr um Jahr schlich dahin in diesem Zustande äußerlicher und innerlicher Latenz, wie der Arzt ein lähmendes, lastendes Siechtum nennt, und der Krise harrt, die seinen Patienten, sei es im Tode, sei es zu einem verjüngten Leben, befreit.

Und dieses heimlich lauernde Elend verspürte das einsame Mädchen in dem Waldwinkel von Reckenburg, mehr noch als an sich selber, an dem gesamten Wesen seiner vaterländischen Zeit. Mit dem geschärften Sinn eines unbeschäftigten Gemüts sah es, über die eigene Leere hinaus, die schwankenden Bewegungen von Schwäche zu Schuld, sah die Kraft seines Volkes, hier überschraubt, dort versumpfend, einer Katastrophe entgegenschleichen, die es zerreißen oder aufrütteln mußte zu einer erneuernden Tat.

Ich weiß, was Ihr sagen wollt, meine Freunde, oder mindestens, was Ihr sagen dürftet: seis um das lauernde Siechtum der deutschen Welt, wenngleich du auch darin vielleicht die nachträgliche Erfahrung oder etwa den Kontrast deines rohen Reckenburger Völkchens mit dem zarten Literaturfreunde im Kloster als Zeichen der Zeit deinem Spürsinne zugute geschrieben hast. Nun seis darum. Was aber das Pathos deiner persönlichen Latenz betrifft, Fräulein Ehrenhardine, das war wohl schwerlich ein anderer als der unbehagliche Zustand jedweden Jüngferchens, das allmählich aus den Zwanzigern in die Dreißig hinüberschreitet. Warum heiratest du nicht? Du warst nicht schön und lieblich, wie wir dir glauben wollen; aber du warst tüchtig und respektabel, und was mehr bedeutet, du warst voraussichtlich die Erbin des „grünen Röckleins" deiner Reckenburger Flur. So ein

Röcklein aber iſt kleidſam auch ohne Venusgürtel. Fehlte es dir an Freiern oder ſpielteſt du die Amazone?

Keines von beiden, meine jungen Querulanten. Fräulein Ehrenhardine war ſattſam ernüchtert, um auch ſonder Sehnſucht und Neigung eine verſtändige, anſtändige Heirat für ein beſſeres Korrektiv ihres Siechtums zu halten, als ſelber den Heimfall ihrer Reckenburg. Was aber die Schar ihrer Freiwerber anbelangt, oho! eine väterliche Schwadron hätte ſie mit ihren Kavalieren füllen können. Alt und jung, bekannt und unbekannt, von fern und nah meldeten ſie ſich, durchdrungen von den Reizen und Tugenden der letzten Reckenburgerin. Sobald dieſe Letzte aber wahrheitsgemäß Reize und Tugenden als das einzige verbriefte Kunkellehn der Reckenburgs in Erwägung ſtellte, da ſah ſie jenen Zuſtand der Latenz ſich plötzlich auch über die flott avancierte Ritterſchaft verbreiten. Männiglich dämpfte ſich die Leidenſchaft zu einem rhythmiſchen Tempo gleich dem der Menuett in der choreographiſchen Schule Eberhards von Reckenburg: Cavaliers à droite, à gauche, en arrière! nicht einen ganzen Pas, kaum einen halben, und jederzeit mit tiefer Reverenz und graziöſem Portebras, — doch ſo langatmig, wie das Leben in dem Goldturme der Reckenburg.

Als aber — um vorderhand mit dem matrimonialen Kapitel abzuſchließen —, als aber jenes langatmige Leben endlich dennoch ausatmete und die Reize und Tugenden der letzten Reckenburgerin in dem grünen Röcklein ihrer Heimat ſtrahlten, da wußte ſie Beſſeres zu tun, als die Blöße eines harrenden Ritters unter ſeinen Falter zu verbergen. En arrière cavaliers! hieß es nun ihrerſeits; en arrière au galop!

Und das Herz hat ihr nicht geklopft bei dieſer Freierſcheuche. Denn zu ihrem Glück oder Unglück hatte ſie früh nach großen Maßen meſſen gelernt, und ein verführeriſcher Antinous, ein Charakter wie Mosjö Per—ſé zählten nicht zu ihrer ſpäteren Klientel.

Die Herbſtereigniſſe von 1806 trieben mich eilends und vorausſichtlich für längere Zeit in das Elternhaus zurück. Der Kurfürſt hatte ſich in letzter Stunde für den Krieg entſchieden, und mein alter Vater mußte zum zweitenmal unter preußiſchem Banner zu Felde ziehen.

Die Mutter, deren Geſundheit ſich ſeit jenen Trennungsjahren nicht wieder erholt hatte, brach bei dieſem zweiten Abſchied ohne Widerſtand zuſammen. Heute *ahnte* ſie den Todesſtreich, den ſie damals nur *gefürchtet* hatte, und als der ehrliche Purzel ſeinen alten Troſtſpruch wiederholte: „Gnädige Frau, es paſſiert ihm nichts, und wenn ihm doch was paſſiert, da komme ich gleich und melde Poſt,“ da verſuchte ſie kein Lächeln, und ihr ſtarres Auge ſagte: „Ich weiß, daß du kommſt.“

Ich teilte dieſe apprehenſive Stimmung nicht. Die Kampagnen Napoleons waren nicht von der Dauer der Rheinfeldzüge; die gegenwärtige ſpielte ſich vorausſichtlich in unſerer Nähe ab, und warum ſollte man von vornherein an Gottes Schutz verzweifeln, wenn man denſelben ſchon einmal mit ſo viel Dank empfunden hatte? Ich hoffte, den teuren Mann wiederzuſehen, bald wiederzuſehen.

Deſto unbezwinglicher war mein düſteres Vorgefühl des allgemeinen Loſes. Wie einſame Hirten oder Jäger Wolken- und Sternenlauf verſtehen lernen, ſo, ich ſagte es ſchon, hatte in meiner geiſtigen Vereinzelung ich mich gewöhnt, die Blicke aufmerkſam auf den umzogenen Hori-

zont unſeres Zeitweſens zu richten, und es waren drohende Wetter, die ich aufſteigen ſah. Nun kam ich heim. Unſer Städtchen glich einem preußiſchen Feldlager. Der größte Teil der Armee, von der ich Bruchſtücke ſchon während der vorjährigen Mobilmachung hatte kennen lernen, zog durch unſere Straßen, dem unfernen Hauptquartier entgegen. Mit natürlichem Scharfblick für alles Praktiſche und als Soldatenkind mit manchen militäriſchen Bedürfnisfragen vertraut, mußten mir während dieſer Eindrücke Bedenken aufſteigen, welche die Folgezeit nur allzu deutlich gerechtfertigt hat.

Mehr aber als dieſe aktuellen Anſchauungen war es eine nachſchleichende Erinnerung, welche ſich unheilweisſagend zwiſchen den bunten Wechſel drängte. Ich ſah und hörte die cavalière Laune unter den Epigonen aus Friedrichs Heldenſchule, die einzige Stimmung, welche öffentlich zur Schau getragen ward und welche die weniger heißblütigen ſächſiſchen Bundesgenoſſen häufig genug verletzte; — nun, man konnte ſie belächeln. Ich wechſelte, in flüchtigem Begegnen, ein Wort mit dem heldenmütigen Prinzen, der mich, wenn auch mit genialiſcherem Gepräge, ſo lebhaft an den Betrauerten von Valmy erinnerte; ich verneigte mich vor der Huldgeſtalt der Königin und las die ſtolze ſiegeriſche Zuverſicht in dem ſchönſten Frauenauge: — nun, jenes Wort und dieſer Blick hätten das Vertrauen beleben dürfen.

Aber ich ſah auch an der Spitze der Armee wieder den halbſchlüſſigen Feldherrn von Zweiundneunzig, wo Friedrichs Ruhmesfahne ſich zu ſenken begann; heute ein Greis, von Greiſen umgeben, und gegenüber nicht einer Rotte von Sansculotten, ſondern einer ſiegestrunkenen Armee

unter einem Kaiſer Napoleon. Und jener Autorität der Erinnerung ſah ich wieder einen König von Preußen freiwillig unterſtellt, einen nüchternen, ſchüchternen Herrn, in deſſen ernſten Augen — von allen allein! — ein Spüren der Kataſtrophe zu leſen war, ein Ahnen aller Leiden der Zeit, die er zu ſpät verſtehen lernte.

Die Armee hatte ſich ſeit faſt zwei Wochen weſtwärts den Fluß entlang gezogen. In der Stadt war keine Beſatzung zurückgeblieben, eine bängliche Stille dem lauten Treiben gefolgt: die Stille vor dem Sturm. Von Stunde zu Stunde erwartete man die Nachricht eines Zuſammenſtoßes, niemand aber ahnte, wo der gefürchtete Sieger von Auſterlitz, der nach der letzten Kunde, Anfang Oktober, in Würzburg angekommen war, dieſen Zuſammenſtoß ſuchen oder ihm begegnen werde. Auch die Armee ahnte es nicht, wie uns ein erſter Brief des Vaters angedeutet hatte.

Die letzte Nachricht über ihn brachte uns der Propſt, deſſen Sohn in ſeinem thüringiſchen Pfarrhauſe den Freund ſeines Vaters gaſtlich beherbergt und ihn wohlbehalten und wohlgemut gefunden hatte. Der Hauptteil der Sachſen ſtand bei dem Hohenloheſchen öſtlichen Flügelkorps; unſer Reiterregiment an der oberen Saale bei den Vorpoſten, welche Prinz Louis Ferdinand führte. Noch war jedermann im Dunkel, ob das Korps dem Feinde entgegen auf das rechte Flußufer rücken, oder ob es ſich näher an die Hauptarmee bei Erfurt ziehen werde. Dieſer Brief, datiert vom 8. Oktober, erreichte uns erſt am Nachmittage des 11. Die Mutter hörte den beruhigenden Inhalt ohne Glauben und faſt ohne Anteil. Sie ſaß in ſich verſunken in einem zehrenden Fieber. Mich durchzuckte ein Ahnen,

daß auch ohne vernichtenden Schlag ſie dieſe Prüfungszeit nicht überdauern werde.

Am anderen Morgen durchliefen beunruhigende Gerüchte die Stadt, Gerüchte, wie ſie in ſolchen Tagen in der Luft zu ſchwirren ſcheinen: keiner ſucht und erfährt ihren Herd. Ich las ſie in den Mienen der Vorüberſtürzenden, fing ſie auf aus ihren halben Worten, wenn ich auf einen Augenblick die Mutter zu verlaſſen und auf die Straße zu treten wagte. Reiſende wollten ſchon geſtern franzöſiſchen Truppenzügen begegnet ſein, die ſich auf dem rechten Ufer ſaalwärts bewegten: man ſah die verbündete Stellung umgangen, ſah in ihrem Rücken den Feind ſich im Kurfürſtentum feſtſetzen; man glaubte ſich keine Stunde mehr ſicher, dachte ans Bergen ſeiner Habſeligkeiten, an Verproviantierung, an Flucht.

Die Aufregung wuchs, als gegen Mittag die Sage von mehreren für die Verbündeten unglücklichen Vorpoſtengefechten, die ſchon am 9. ſtattgefunden und die Kavallerie hart mitgenommen haben ſollten, verlautete; ſie ſtieg zum höchſten, als einige Stunden ſpäter — wie? durch wen? ja, Gott weiß es! die unheilvollſte Kunde von Mund zu Mund lief. Eine Schlacht — ſo hieß es — hatte ſtattgefunden, der Feind den Übergang auf das linke Ufer gegen den preußiſchen Prinzen und demnach auch gegen unſer ſtädtiſches Regiment erzwungen. Die Verluſte wurden ungeheuer genannt, unter ihnen ſogar der Name des heldenmütigen Prinzen.

In dieſer Spannung des Lauerns und Horchens neigte ſich der Tag. Die Frankfurter Poſt traf ein, zwei Stafetten folgten ſich raſch auf den Straßen nach Halle und Leipzig. Immer dichter wurden die Gruppen vor dem

Posthause uns gegenüber, immer angstvoller die Gebärden; mir war, als ob aller Blicke nach unserem Hause gerichtet seien. Ich ertrug es nicht länger.

Die Mutter saß unbewegt auf dem Schlafstuhle am Fenster; sie blickte starr auf das Gedränge, aber sie fragte nach nichts. Ich ließ sie unter Obhut der Magd. Es dunkelte bereits. Ich lief hinüber nach der Post; es waren kaum hundert Schritte, in wenigen Minuten konnte ich zurück sein.

Und in wenigen Minuten war ich zurück, die Botschaft im Herzen, die, ich wußte es, dem einzigen geliebten Wesen, das mir auf Erden geblieben war, wie ein Todesurteil klingen mußte. Der teure Mann war dahin! gefallen an der Spitze seines Regiments während jenes letzten unglücklichen Reitersturmes, der auch dem fürstlichen Führer zum Verhängnis werden sollte. Wie starrte ich, wie grauste mir, als ich die Schwelle überschritt, die, so lange ich denken konnte, zu einer Stätte beglückten Friedens geführt hatte. Es waren nur wenige Minuten — und ich fand sie in eine Sterbekammer umgewandelt.

In ihrem Stuhle am Fenster, da, wie ich sie verlassen hatte, lehnte die unglückliche Frau mit schlaffen Gliedern und gebrochenem Blick, einer Leiche gleich. Zu ihren Füßen lag händeringend die Magd, und vor ihr, noch atemlos keuchend, laut schluchzend, mit Blut und Kot bespritzt, den Arm in der Schlinge, stand der Schreckensbote, der mir zuvorgekommen war.

Der ehrliche Purzel hatte Wort gehalten. Als von allen Seiten die Feinde immer dichter und dichter schwollen, als ringsum die Freunde zu wanken begannen, jetzt auch, nach einem letzten mutigen Angriff, die Schwadronen seines eigenen Regiments auseinanderstoben; als er den Prin-

zen, der sie vorgeführt hatte, sein Pferd wenden und im nämlichen Augenblicke auch seinen Herrn zu Boden stürzen sah: da hatte er keinen Gedanken mehr, als ihn zu retten, und da er ihn tot fand, rettungslos tot, ihn seitab in einem Busche zu bergen, dann aber kehrtzumachen, der arme Wicht, von dannen zu jagen, als sein Pferd zusammenbricht, zu laufen, atemlos, fast Tag und Nacht, bis er „sein Haus" erreicht und seine Frau, der er Post versprochen hat; der erste Flüchtling, welcher die Kunde des ahnungsschweren Vorspiels von Jena in die Heimat trug.

Das mörderische Wort war nicht über seine Lippen gekommen; ein erster, einziger Blick auf die eintretende Gestalt hatte das kranke, weissagende Herz gebrochen. Ohne Zögern wurden die Mittel angewendet, die bei schlagartigen Lähmungen geboten sind; sie fristeten das leibliche Leben auf unberechenbare Zeit, das der Seele war tot und blieb es. Die unglückliche Frau hat keinen Laut mehr vernehmen lassen und, ich hoffe es, keinen unserer Schmerzenslaute mehr vernommen.

Das ist der wühlendste Schmerz, welchen eine gleich große Sorge im Banne hält. Die lange Nacht hindurch saß ich und zählte mechanisch die matten Schläge des Pulses, der jeden Augenblick erlöschen konnte. Mit grauendem Tage drängten sich Teilnehmende und Neugierige herbei; ich sah und hörte sie kaum. Ich saß starr und stumm.

Aus diesem betäubten Zustande sollte ich erlöst werden durch eine Freundestat, die wie keine andere, vorher und späterhin, mein Herz gerührt hat. Was es heißt, Treue zu ernten, wo die Väter Liebe gesät, ich hätte es in diesen Tagen lernen können. Und doch habe ich zwanzig Jahre nach ihnen hingelebt, ohne ein gleiches Samenkorn aus-

zuſtreuen. Freilich hatte ich keinen Erben, dem es Frucht getragen haben würde.

Es war um die Mittagsſtunde, als ich einen Wagen in unſere Torfahrt lenken hörte, — hörte, ohne es zu beachten. Ein Wink des alten Soldaten rief mich von dem Bette der Mutter; er zitterte und weinte wie ein Kind, und der, vor welchen er mich führte, zitterte und weinte wie er. „Fräulein Hardine," ſtammelte Chriſtlieb Taube, „ich bringe Ihnen, was von dem gütigſten Menſchen, der auf Erden gelebt hat, zu retten war."

Seinen Leichnam. Er hatte ihn in dem bergenden Gebüſche entdeckt, als er mit ſeinem Prediger, des Propſtes Sohn, das nahe Kampffeld nach Verwundeten durchſuchte, hatte ihn darauf im eilig aus rohen Brettern gezimmerten Sarge zwiſchen die letzten Eichenblätter des Jahres gebettet, im Gotteshauſe prieſterlich einſegnen laſſen und ganz allein im leichten Korbwägelchen, Tag und Nacht faſt ohne Aufenthalt, ihn als letzten Troſt den Menſchen zugeführt, die er ſeine Wohltäter nannte.

Und da lag er nun, der Mann mit dem braven Herzen, wie ich ihn ſo oft im Leben hatte ſchlummern ſehen; das gute, kräftige Geſicht durch keinen Zug der Qual entſtellt. Noch hielt er den Säbel feſt in der geballten Fauſt, und nur eine kleine durchbrannte Öffnung im Kollett bezeichnete die Stelle, wo die Kugel in das Herz gedrungen war. So ſtarb er einen raſchen, rühmlichen Reitertod, im Bewußtſein eines gerechten Kampfes, vor den Tagen der Schmach, die jahrelang auf ſeinem Stande und Vaterlande laſten ſollten, und deren endliche Sühne zu teilen ſeinem Alter wohl kaum gegönnt geweſen wäre. Mein teurer Vater, Gott hat es am beſten gewußt, auch für dich!

Niemals im Leben habe ich so geweint, so die Wohltat der Tränen empfunden, als vor diesem Todesbilde. Als ich den Kopf von seinem Herzen erhob und die Hand des treuen Freundes drückte, der still betend am Fußende des Sarges auf seinen Knien lag, da fühlte ich den alten Mut und die gewohnten Kräfte wieder in mir aufgelebt. Es war, als ob ein Sonnenstrahl sich durch bleiernen Winternebel kämpft; nur eine Sekunde lang; bald umfängt uns wieder der nächtliche Schatten. Aber wir haben uns des unvergänglichen Lichtes dort oben erinnert.

Eine plötzliche Hoffnung durchzuckte mich. Ob der Anblick des geliebten Mannes nicht den erlahmten Sinn der Mutter wecken sollte? Der herbeigerufene Arzt zeigte kein Bedenken gegen den gewagten Versuch, aber auch keine Hoffnung auf sein Gelingen. So wurde denn der Sarg in das Zimmer getragen und an Stelle des Sofas, wo der Geschiedene so oft der Ruhe gepflogen, niedergelassen. Der Mantel bedeckte die steifen Glieder, der Kopf lag geneigt wie im friedlichen Schlummer.

Auf meinen Armen trug ich die Kranke wie ein hilfloses Kind aus der Kammer und gab ihr dem Sarge gegenüber einen Platz. Mit welcher Spannung ich in ihren Zügen forschte! Ach die starren Blicke richteten sich wohl mechanisch auf des Toten Gesicht, aber kein Zucken verriet eine Freude oder einen Schmerz, nicht das leiseste Zeichen, daß sie ihn erkannte, daß sie ihn nur sah! Das Herz war tot, vielleicht schon jenseits bei ihm; nur das Blut wallte noch in der entseelten Maschine. Wie lange Zeit, ob Stunden, ob Jahre! Der Arzt zuckte schweigend die Achseln, als mein trostloser Blick ihm diese Frage stellte.

Wir richteten nun die Kranke in meinem Dachzimmer ein, um die unteren Räume für den Toten frei und still zu halten. Peinvolle Verabredungen wegen der Bestattung mußten getroffen werden. Der alte Soldat hatte keinen Kameraden am Ort, der ihm das Ehrengeleit zu seiner Ruhestätte geben konnte, der letzte Reckenburg keinen Sohn, keinen Blutsverwandten, welcher die erste Handvoll Erde auf seinen Hügel rollen ließ. Seine Tochter aber sollte ihm auf dem letzten Gange nicht fehlen. Daß dieser Gang möglichst still und unbemerkt geschähe, wählte ich eine abendliche Stunde, und traf der gute Taube in diesem Sinne die erforderlichen Vorkehrungen. Er selber grub bis in die Nacht hinein mit dem ehrlichen Diener das Grab, für welches sich ein Raum neben der Faberschen Erbstätte gefunden hatte. Die alten Hausgenossen sollten auch unter der Erde beieinanderbleiben.

Erst nachdem dieser wehmütige Freundschaftsdienst beendet war, machte sich Taube auf den Weg, dem Freunde im Kloster die Trauerbotschaft zu bringen, bei ihm zu nächtigen und dann am Morgen sein altes Schuldorf wiederzusehen. Sobald er am Abend von der Begräbnisfeier zurückkehren würde, sollte dann die Heimfahrt angetreten werden, Freund Purzel ihn begleiten.

Der arme Schelm war, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte, halb und halb zu der reumütigen Erkenntnis seiner Fahnenflucht gelangt. „Ich bin nicht ausgerissen, Fräulein Hardine," sagte er schluchzend, „bloß versprengt. Und meine Wunde ist auch nicht zum Sterben, wie ich dachte, bloß ein Ritz. Nur meinen Herrn Major zur Ruhe, dann suche ich das Regiment und lasse mich totschießen wie er."

Taube hatte während der Herfahrt erkundet, daß die Vortruppen von Saalfeld ſich nordwärts auf das Gros des Hohenloheſchen Korps zurückgezogen und mit dieſem Stellung bei Jena genommen hatten. Dort war demnach das Regiment aufzufinden. Mehrfältigen Ausſagen nach hielten jedoch die Feinde bereits den Saalpaß bei Kösen beſetzt, und ſo mußte man ſich zu einem Umwege durch das Unſtruttal entſchließen. Welches unſelige Verhängnis unſerer Armee drohte, wenn jene feindliche Umgehung ſich bewahrheitete, durch welche gröbliche Irrungen ſie möglich geworden war, daran ſollten wir nur zu bald jammervoll gemahnt merden; in jenen erſten Stunden perſönlichen Schmerzes fehlte uns der Vorausblick in die allgemeine Lage.

Chriſtlieb Taube hatte den Weg zum Kloſter angetreten, die Magd, nach der Unruhe der verwichenen Nacht, früh ihr Bett geſucht; Purzel hielt Wache, das heißt, der arme, übermüdete Menſch ſchlief ſelbſt wie ein Toter neben dem Sarge ſeines lieben Herrn. Im Hauſe herrſchte Leichenſtille. Ich ſaß allein am Bette der Mutter, ob minuten- oder ſtundenlang, ich weiß es nicht. Das Bewußtſein der Verwaiſung war in dieſer ſtillen Einſamkeit zum erſtenmal deutlich in mir aufgetaucht. Der Verwaiſung! Denn das Herz, das unempfindlich neben mir pulſierte, war ja nicht das einer Mutter mehr, und keiner ermißt die Ödigkeit dieſes Bewußtſeins, als der, welchem, wie mir, mit dem zurückleitenden Faden das einzige Band des Gemüts zerreißt. Ich war dreißig Jahre alt, ohne Geſchwiſter, ohne Hoffnung auf ein kommendes Geſchlecht, die Letzte meines Bluts und Namens, vor mir, neben mir, hinter mir alles leer — — ja in Wahrheit, ich war eine Waiſe.

Und dann, ich war arm; wie auch die Zukunft sich gestalten mochte, im Augenblick bitterlich arm. Für meine eigene Person würde ich darin kaum ein Lebenshemmnis gefunden haben. Ich hatte meinen Posten auf Reckenburg, und mußte ich eines Tages von ihm weichen, „so gehe ich als Kolonistin in einen Hinterwald Amerikas," hatte ich mehr als einmal lachend dem Propste geantwortet, wenn er in mich drang, die Gräfin an ihre Pflichten gegen mich zu erinnern. In meiner gegenwärtigen Stimmung würde ich leicht aus dem Scherze Ernst gemacht, jedenfalls in einer größeren ländlichen Verwaltung meinen Platz gefunden haben. Im Hinblick auf die Mutter, die ich in ihrer langsamen Agonie nicht verlassen konnte, wurde die Armut zu einer drückenden Sorge.

Die Veränderung meiner Lage war indessen zu neu und erschütternd, als daß ich sie mit klaren Gedanken hätte durchdringen mögen. Nur wühlend und brütend schlichen die Vorstellungen an meiner Seele vorbei. Die Lampe glimmte dunkel umschirmt; das Krankenzimmer mußte kühl erhalten werden; mich fröstelte, wie es auch den Kräftigsten nach großen Aufregungen in einem Sterbehause fröstelt. Seit zwei Tagen hatte ich keinen Augenblick geruht, und so überfiel mich jener bleierne Druck, welcher zwischen Schlaf und Wachen die Mitte hält, und in welchem wir uns vergeblich zu besinnen suchen, ob die wechselnden Erscheinungen wirklich vor offenen Augen oder ob sie im Traum an uns vorüberziehen.

In diesem Zustande war es mir plötzlich, als spüre ich das Streifen eines lebenden Wesens; ich sah eine verhüllte Gestalt sich über das Krankenbett beugen, lange in das Gesicht der Mutter blicken und endlich zwischen ihr und

mir zu Boden gleiten. Dieſes Geräuſch, dieſe Berührung ſcheuchten den Alp. Es war kein Traum: dieſe rätſelhafte Erſcheinung lag zu meinen Füßen. Ich ſprang auf, ergriff die Lampe und leuchtete in ihr Geſicht — Dorothee! Dorothee im Krampfe erſtarrt, eiſeskalt, ſtieren, glaſigen Auges, die Zähne knirſchend zuſammengepreßt, die Hände in der Gegend des Herzens in das Kleid gekrallt, — das nämliche Schreckensbild, das die Mutter am Hochzeitstage verlaſſen hatte.

Alle Nebel des Geiſtes waren bei dem erſchütternden Anblick geſchwunden, das eigene Schickſal faſt vergeſſen. Ich trug ſie nach dem Sofa, öffnete das Fenſter, flößte ihr von den belebenden Tropfen ein, welche für die Mutter bereit ſtanden. Sie ſchien das Bewußtſein nicht verloren zu haben, und es währte nur wenige Minuten, bis die ſteifen Muskeln ſich zu ſtrecken, die Glieder ſich zu erwärmen begannen. Der Puls wurde fühlbar, nur aus den Augen wich erſt langſam der ſtarre Ausdruck der Qual.

Sie war noch immer ſchön; dieſelbe biegſame, jugendliche Geſtalt, dieſelbe Durchſichtigkeit der Haut in dem gerundeten Kinderangeſicht. Die geſchonten Hände, Haartracht und Kleidung, alles was ich ſah, zeugten von Eleganz und Behagen; alles was ich kürzlich während der preußiſchen Beſatzung über ihre geſellſchaftliche Stellung gehört hatte, ſprach von Sicherheit und Ehren: ſie war ein geliebtes, ein glückliches Weib, und wie verlaſſen, wie elend hatte ich vor wenigen Minuten vor mir ſelber geſtanden.

Und dennoch, — denn wer beſchriebe jenen heimlichen Zug von Zwang, der gleich einem eiſernen Stirnband die Unglücklichſten unter uns kennzeichnet? Oder gäbe es einen

wehe tuenderen Ausdruck, als den der Angst in einem Kinderauge? — und dennoch tönte eine Stimme aus meinem Innersten heraus: dieses schöne, gesegnete Weib ist elender, gottverlassener als du!

Und als hätte diese Stimme ein Echo erweckt, so flüsterten jetzt die bleichen Lippen: „Hardine, ich bin elender als du!"

Der Krampf war gelöst; sie atmete und bewegte sich frei; aber sie sprang nicht in die Höhe wie sonst; sie errötete nicht, senkte und hob nicht die Lider, schmiegte sich nicht an meine Knie, an meinen Arm, reichte mir nicht einmal die Hand. Sie ließ das müde Auge in dem meinen ruhen und erhob sich langsam, wie in gewohnter peinvoller Zurückhaltung.

Ebenso ruhig ließ sie sich darauf, meinem stummen Winke folgend, wieder nieder, und nachdem ich neben ihr Platz genommen hatte, erklärte sie, ohne meine Aufforderung abzuwarten, ihr überraschendes Erscheinen. Sie tat es mit klaren, knappen Worten, wie man berichtet, nicht wie man erzählt. Ihr Laut war reiner, der Ausdruck reifer geworden, aber der silberne Lerchenklang der Stimme drang wie durch einen Flor.

„Faber", so sagte sie, „befand sich seit Wochen im Gefolge des Königs bei der Armee. Ich konnte ohne Entdeckung, und wenn entdeckt, ohne Aufsehen, eine Reise in die Heimat wagen, wegen der Zukunft des Knaben Verabredungen treffen, vielleicht ihn sehen. Von der letzten Station ab ging ich zu Fuße nach der Anstalt. Es war Abend geworden. Der Propst verweigerte es, mich heute noch, kurz vor Schlafengehen, einen Blick auf den Knaben werfen zu lassen. Es werde auffallen, Ahnungen, Erinnerungen, Entdeckungen wecken. Der Knabe dürfte nicht an

eine Mutter denken, die ihm weder einen Vater nennen noch ihn in ein Elternhaus führen könne.

„Ich mußte mich seinem Willen fügen," fuhr sie nach einer Pause mit fast eisiger Starrheit fort. „Niemals hätte ich das Herz, mich vor meinem Gatten als seine Mutter zu bekennen."

„Und was fürchten Sie, wenn Sie es täten?" fragte ich. Sie stutzte, nein, ich glaube, sie seufzte leise bei dem „Sie", das ich unwillkürlich gebrauchte. Doch schien sie rasch über unser verändertes Verhältnis klar geworden und antwortete mit dem Ausdruck reinster Wahrheit: „Nichts für mich. Wenn er mich verstieße, ich würde ihm meine Bettlerfreiheit danken; wenn er mich tötete, ich würde ihn für die Erlösung segnen. Sie ahnen es nicht, Fräulein von Reckenburg, was es heißt, die Natur verleugnet haben. Aber was ich fürchte, fragen Sie? Ich kann es deutlich nicht sagen. Ein unbestimmtes, vielleicht falsches Vorgefühl des Hasses, — der Rache, — da er den Vater nicht mehr erreichen kann, gegen den unschuldigen Knaben, der Feindseligkeit auch gegen — gegen — —"

„Gegen die Schuldgenossen," ergänzte ich.

Sie neigte den Kopf. „Er ist ein gerechter, ein arglos er Mann, und gütig, o viel zu gütig gegen mich," fuhr sie fort, „aber denke ich daran, so blinkt es mir vor den Augen wie ein gezückter Dolch. Er würde es niemals vergeben, und dem Schuldlosen vielleicht weniger als mir, die er sich zu lieben gewöhnt hat. Alles das mag Selbsttäuschung sein; auch die Scheu, das ätzende Gift in eine vertrauende Seele zu gießen. Kann eine sich selber kennen, deren ganzes Leben *eine* Lüge ist? So sage ich denn einfach, ich habe nicht den Mut, die Wahrheit zu bekennen. Und dann: ich

habe nicht mehr die Kraft, es zu tun. Sooft ich reden will, überfällt mich der Krampf, dessen Zeugin Sie vorhin waren. Wollte ich schreiben, die Hand würde mir erstarren. Es ist keine Krankheit; es wird mich nicht töten; ich werde alt dabei werden, oder — oder —" Sie deutete auf die Stirn mit einem Ausdruck, der mich schaudern machte.

„Haben Sie Kinder?" fragte ich nach einer langen Stille.

Sie schüttelte den Kopf. „Gott ist gerecht," sagte sie nach einer langen Pause. „Nein, er ist barmherzig. Ich würde keinem Kinde eine Mutter sein können."

„Und Ihr Gemahl?"

„Vermißt sie nicht, oder zeigt mir nicht, daß er sie vermißt. Er ist sehr, sehr schonend gegen mich — und noch immer so besonders," setzte sie hinzu, indem zum erstenmal etwas, das einem Lächeln glich, über ihre Züge lief. „‚Du bist mein Kind, Dorothee,' hat er mir mehr als einmal gesagt. ‚Kein Arzt wünscht einem geliebten Weibe das Martyrium und die Sorgen der Mutterschaft. Er sieht der Qualen genug außer seinem Hause.'"

„Und haben Sie seine Liebe erwidern lernen?" fragte ich nach einer neuen Stille. Sie sah mich einen Moment groß an, als ob sie über eine wahrhaftige Antwort nachdenke. Dann sprach sie: „Ich glaube, daß ich meine kindische Scheu überwunden und ihn liebgewonnen haben würde, wäre ich sein eigen geworden, damals, als ich keine Ursache hatte, ihn zu fürchten. Heute aber, wo ich sie habe — lieben? — o nicht einmal wie einen Wohltäter, einen Bruder, einen Freund. Im Sklavendienst der Sünde erstirbt das Gemüt."

„Und auch diesen Mangel fühlt er nicht?"

„Nicht, daß ich es jemals gespürt hätte. Meine kühle Zurückhaltung paßt zu dem Traumbilde, das er sich von

mir geschaffen hat. Ich glaube, daß meine ursprüngliche Natur ihm lästig geworden sein würde. Entweder, Fräulein von Reckenburg, ist die Liebe ein Rätsel mit vielen Auslegungen, oder dieser Mann ahnet nicht, was lieben ist."

Wir saßen nach diesen Worten eine Weile schweigend nebeneinander, dann fuhr sie in der Mitteilung fort, die meine Frage unterbrochen hatte. „Der Propst beredete mich, die Nacht in der Stadt in meinem alten Zimmer zu verbringen. Dort wollte er mir am Morgen den Knaben unter irgendeinem Vorwande zuführen. Er begleitete mich nur bis ans Stadttor, da ich in seiner Gesellschaft nicht gesehen und vielleicht erkannt werden sollte. Weder er noch ich ahnten ja das Schicksal, das dieses Haus betroffen hat. Ich sah Licht im unteren Zimmer und fand die Haustür unverschlossen. Ich hätte mich still hinaufschleichen mögen. Aber konnte ich unbemerkt bleiben? So trat ich ein. Der alte Soldat schlief im Stuhle neben dem verhüllten Lager und erwachte nicht. Ich hob das Tuch und sah in das tote Antlitz des Mannes, den ich mehr als meinen eigenen Vater geliebt hatte. Ich stieg die Treppe hinan und beugte mich noch einmal über eine, die ich verehrt und die der Tod bereits erfaßt hat. Nun wollte ich mich ungesehen aus dem Hause entfernen, Ihnen meinen Anblick ersparen, heute und immerdar. Der Krampf überfiel mich. Vergeben Sie mir, Fräulein von Reckenburg."

Ich kann es nicht mit Worten aussprechen, wie dieser Ausdruck dumpfer Resignation mir durch die Seele schnitt. Was mußte das bewegliche Kind gekämpft haben, um so seiner Impulse Herr zu werden, und was gelitten! Ich zog ihren Kopf an mein Herz, drückte ihre Hand und sprach: „Der Tote hat dich liebgehabt wie sein eigenes Kind

— laß die bösen Erinnerungen zwischen uns gelöscht sein, Dorothee."

Ein Hauch, so rosig wie in ihrer glücklichsten Zeit, flog über das bis dahin schattenbleiche Gesicht. Sie beugte sich über meine Hände und warme Tränen rieselten auf sie herab. Die Wanduhr schlug eben Mitternacht. „O, Fräulein Hardine!" rief sie, „wenn das Ihr Ernst ist — und Sie haben ja niemals ein Wort gegeben, das Sie nicht wahr gemacht — o so betätigen Sie es auch heute, diese Nacht vielleicht zum letzten Mal, daß wir im Leben beieinander sind. Ruhen Sie und lassen Sie mich wachen bei der teuren Frau, noch einmal sie pflegen wie sonst. Sie brauchen Kraft für den morgenden Tag, und ich, könnte ich in seiner Erwartung ruhen? Gönnen Sie mir die Wohltat dieses Vertrauens, Fräulein Hardine!"

„Ja, wache bei meiner Mutter, Dorothee," antwortete ich ohne Besinnen, „ich will in deinem Bette drüben schlafen."

Wie auf ein Zauberwort war sie plötzlich wieder die alte Dorl, küßte meine Hand, fragte nach der ärztlichen Vorschrift, richtete geschäftig alles für die Nachtpflege ein, zündete dann Licht an und leuchtete mir hinüber in ihre Mädchenstube.

Unter der Tür stockte ihr Fuß; sie sah den Raum sauber in Ordnung gehalten, unverändert, wie sie ihn verlassen hatte. Im Fenster breitete sich ein Strauch von Rosmarin, den die Mutter aus einem jener Hochzeitszweige aufgezogen hatte.

Sie brach in einen Tränenstrom aus und barg das Gesicht hinter ihren Händen. „O daß ich niemals, niemals diese Schwelle überschritten hätte!" schluchzte sie. Bald

aber war sie wieder ruhig und gefaßt, ordnete mein Bett, half mir beim Auskleiden, mischte mir ein Glas Zuckerwasser, alles mit ihrer leise schwebenden Art, küßte dann noch einmal meine Hand und ging hinüber zur Mutter.

Ich aber, als hätte das liebliche Geschöpf mir einen Beruhigungstrank eingeflößt, schlief ungestört bis zum grauenden Morgen. Als ich das Krankenzimmer betrat, stand Dorothee am Fenster in einem weißen Morgenkleide aus ihrer Mädchenzeit, da sie durch die bunten Farben ihres Reiseanzuges nicht allzu grell gegen unsere Trauer abstechen wollte. Der reiche Haarschleier war der Zeitmode zum Opfer gefallen; die kurzen Löckchen ringelten sich natürlich um den feinen Kopf. Sie stand hinter der Gardine und starrte mit flammenden Augen und eine Fieberglut auf den Wangen hinaus nach dem Knaben, den sie nicht mehr *ihren* Knaben zu nennen wagte.

Wie sie aber auch starren mochte, der dichte Morgennebel — der Nebel des 14. Oktober! — wehrte jede Umschau. Sie sprach keinen Laut; ein leises Zittern durchflog die Gestalt, über welche die Leidenschaft der Erwartung den lebensvollen Hauch erster Jugend ergossen hatte.

Endlich hörte sie Schritte auf der Treppe und ich folgte ihr bis unter die Tür. Aber es war der Prediger *allein*, der die Schluchzende in seinen Armen aufgefangen hatte. „Mein Pflegesohn folgt mir in kurzem," sagte er. „Diese erste Stunde gehöre unseren trauernden Freunden, liebe Dorothee."

Damit trat er in das Krankenzimmer; *auch* einer jener stillgetreuen Balsamspender für die verwundeten Herzen, *auch* ein lange entfremdeter, wiedergefundener Freund.

Er wurde uns allen ein Rater und Ordner an diesem unruhvollen Tage; zumeist aber hatte Dorothee, die in ihrer Erregung häufig die vom Freunde gebotene Vorsicht vergaß, ihm ihr gelungenes Inkognito zu danken. Christlieb Taube war bis zum Abend über Land, der alte Diener in Begräbnisangelegenheiten früh aus dem Hause entfernt, die Torfahrt für Besucher und Neugierige verschlossen worden. Der Magd durfte vertraut werden, sie war als Auswärtige mit der Vergangenheit des Hauses unbekannt und hatte in ihrer blöden Ehrlichkeit von den fremden Leidtragenden in dem Trauerhause kaum Notiz genommen.

Die Freunde hatten unserem Toten Lebewohl gesagt und mich allein an seinem Sarge in der Kammer zurückgelassen. Ein Geräusch unter der Tür weckte mich aus meiner Versunkenheit; es war der Prediger, der seinen Pflegling vor die Leiche führte, um der verborgenen Mutter seinen Anblick zu gewähren und zugleich seine Aufmerksamkeit von der heftig Erregten abzulenken. Wenn er darüber hinaus etwa einen vom Soldatenhandwerk abschreckenden Eindruck bezweckte, so brachte sein Plan, nach mancher weislichen Pläne Art, die entgegengesetzte Wirkung hervor; er hatte nur die Begierde, das Soldatenblut, in dem Knaben geweckt.

August Müllers Jugenderinnerungen haben Euch, meine Freunde, ein anschauliches Bild der nachfolgenden Szene gegeben. Laßt mich nur eins hinzufügen. Als der Knabe so frisch und fröhlich rief: „Ich möchte auch für das Vaterland sterben!" und jener markerschütternde Schrei sich dem Mutterherzen entrang, da fühlte ich meinen ungerechten Groll gegen den „Wildling" schwinden, ich sah

in ihm wieder den Sohn des Freundes, der die Verirrungen der Jugend durch ein ritterliches Ende gesühnt hatte. Und so sollten denn diese schweren Prüfungstage nach allen Seiten hin zu einem friedlichen Abschluß führen.

„Ich werde ihn niemals wiedersehen, niemals!" Mit diesem Aufschrei war die unglückliche Mutter zusammengebrochen, als die Tür sich hinter ihrem Kinde schloß. Der gestrige Krampf hatte sie überfallen. Wir trugen sie in ihr Zimmer hinauf, und an dem Herzen, unter den Tränen des alten Freundes erwachte sie wieder zum Leben. „Gott ist der Vater der Fremdlinge und Waisen," flüsterte sie, das gläserne Auge auf ihn gerichtet, „und du bist Gottes Priester auf Erden."

Nach diesen Worten entfernte ich mich, die beiden zu einer langen Unterredung über des Knaben Zukunft beieinander lassend. Eine ansehnliche Summe für Lehrgeld und erste Einrichtung des künftigen Forsteleven ist seinem alten Beschützer bei dieser Gelegenheit eingehändigt worden. Mit mir sprach Dorothee bis zum Abschied keine Silbe mehr; sie hielt sich ausschließlich im Krankenzimmer und folgte demütig des Freundes Winken. Das eiserne Band, von dem sie sich für etliche Stunden befreit, drückte schon wieder auf ihre Stirn. Sie hatte sich von neuem unter die Wucht ihres Verhängnisses gebeugt, und hätte ich heute noch von ihr fordern dürfen: zerbrich es oder fliehe ihm?

Während dieser Vorgänge hatten sich die ersten dumpfen Gerüchte über die ungeheure Katastrophe dieses Tages in der Stadt verbreitet. Bauern, welche von den entfernteren westlichen Dörfern zum städtischen Markte kamen, wollten seit dem Morgengrauen unausgesetztes Kano-

nenfeuer vernommen haben; Leipziger Kaufleute, die, von Frankfurt zurückkehrend, in Naumburg übernachtet hatten, sprachen mit Bestimmtheit von der gelungenen Umgehung Davousts und einem blutigen Zusammenstoß mit der Hauptarmee, der man gestern auf dem Marsche von Weimar nach Eckartsberga begegnet war. Man nannte sogar schon das Dorf Hassenhausen als den Punkt, wo der Kampf um den Saalpaß entbrannt war. Wer von unseren Bürgern ein Fuhrwerk oder ein Pferd auftreiben konnte, wagte sich eine Strecke in abendlicher Richtung voran, um die Wahrheit dieser Angaben und ihrer Folgen zu erkunden.

Wieder wogte es unruhig auf dem Markte durcheinander; aber nicht ein Auge von den vielen blickte hoffnungsvoll, nicht eine Stimme redete beherzt. Das tragische Vorspiel von Saalfeld hatte die düsterſten Ahnungen verbreitet.

Keiner aber fühlte diese Vorahnungen drückender als die, welche in dem Hause der Trauer um das Opfer von Saalfeld den Tag des 14. Oktober in schweigendem Brüten dahinschleichen sahen, und wer möchte die wehevollen Stimmungen erschöpfend schildern, die binnen weniger Stunden sich unter dem einen Dach begegnet waren? Trauerspiel schob sich in Trauerspiel; das persönliche in das allgemeine, das vergangene in das zukünftige. Ein jeder fühlte im besonderen einen Kummer, eine Sorge, eine Angst und Qual; jeder einzelne teilte die des anderen, und über allen schwebte das Schicksal des Vaterlandes wie eine drohende Wolke.

So brach der Abend herein, und das Grabgeleit setzte sich in Bewegung. Obgleich ich es still, ohne fremde Zeugen gewünscht, hatte ich es nicht hindern können und wollen,

daß die Bürgerschaft fast ohne Ausnahme, Fackeln tragend, den Zug eröffnete. Ehrten sie doch den Tapferen, der für das Vaterland gefallen war, betrauerten sie doch einen alten, werten, langjährigen Heimatsfreund.

Hinter dem Sarge ging nur ich mit dem Propst, gefolgt von Christlieb Taube und dem alten Diener. Und so senkten wir den teuren Mann zur Ruhe, alle in Tränen, alle in düsterer Beklemmung in der verhängnisvollen Stunde, wo die gleichzeitig in zwei Schlachten vernichteten Armeen, keine der anderen Schicksal ahnend, in wilder Flucht aufeinanderstießen.

Die erste und noch unklare Kunde der Niederlage bei Hassenhausen — erst späterhin nannte man sie Auerstedt — traf uns, als wir von unserem Trauergange heimkehrten. Christlieb Taube mit seinem „Versprengten" beschleunigte daraufhin seine Abreise in der schon gestern angenommenen Richtung über Freyburg. Auch Dorothee wurde von dem Propste bestimmt, mit der Nachtpost die Rückreise anzutreten, denn wer hätte dafür bürgen mögen, daß nicht morgen schon ein wilder Troß von Freund und Feind die Gegend überflutete? So folgte dem ersten ewigen Abschied nun eine Trennung nach der anderen, und keine wohl ohne das Vorgefühl des Nimmerwiedersehens.

Der ehemalige Lehrer und Bewerber ahnte nicht, daß er mit der Gattin Siegmund Fabers unter einem Dach geweilt hatte. „Das treue Herz ist schwer zur Ruhe gekommen, beirren wir es nicht von neuem," hatte der gemeinsame alte Freund gemahnt, und Dorothee sich verborgen gehalten, bis das Wägelchen von dannen rollte. Ich aber sollte Zeuge sein, daß das treue Herz noch keineswegs zur Ruhe gekommen war. Ich traf den guten Men-

schen, nachdem er uns Lebewohl gesagt hatte, seine Tränen trocknend, auf der Schwelle von Dorothees Mädchenstube. „Die vergißt keiner, der ihr einmal angehangen hat," sagte er mit gebrochener Stimme. Ein elegisches kleines Zwischenspiel inmitten so vieler Schreckensbilder!

Dorothee hatte ihre Reisekleider angelegt, und ich hielt ihre Hand zum letzten Lebewohl. Es war für uns beide ein Tag des Schweigens gewesen; jetzt bedrückte etwas ihr Herz, für das sie sichtlich um den Ausdruck kämpfte. „Darf ich reden?" fragte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen, und als ich die Frage herzlich bejahte, sagte sie hastig:

„Sie werden eines Tages reich sein, sehr reich, Fräulein Hardine — bald vielleicht. — Aber für den Augenblick — bei der Verwirrung im Lande — wenn Sie vielleicht — vielleicht — —"

Ich schüttelte ablehnend den Kopf.

„Sie sollen das Darlehn nicht von mir annehmen, Fräulein Hardine, Sie würden es nicht, ich weiß es. Aber — von ihm. Er erwirbt so viel und achtet es so wenig. Er braucht so wenig. Sie würden ihn glücklich machen, Fräulein Hardine."

„Nein, Dorothee," — rief ich übereilt — „nein. Von dir dürfte ich ein Darlehn annehmen, eine Unterstützung, wenn ich ihrer bedürfte. Von ihm — nimmermehr!" —

Ich sah sie erbleichen und bereute die böse Mahnung, die mir unwillkürlich entschlüpft war. Ich zog sie an mein Herz, küßte sie zum ersten Mal im Leben, und wir trennten uns ohne weiteres Wort. Wenige Minuten später hörte ich den Postwagen vorüberrollen. Bei der allgemeinen Verwirrung hatte niemand in der verhüllten, schweigsamen

Reisenden die vielbeneidete einstige Mitbürgerin erkannt. Ihr flüchtiger Heimatsbesuch ist ein Geheimnis geblieben.

Auch der Propst konnte in dieser drangvollen Zeit seine Anstalt nicht länger ohne Obhut lassen. Nach den zwei unruhvollsten Tagen meines Lebens saß ich um Mitternacht wieder allein in dem totenstillen Krankenzimmer.

Wie nun in der nächsten Zeit das allgemeine Unheil, weit über alles Vorahnen hinaus, zutage trat; wie die überstolzen Sieger von der Stadt Besitz nahmen, die Landestruppen halb und halb als französische Verbündete zurückkehrten; wie die gefangenen Preußen, verhöhnt, des Notdürftigsten bar, in Kirchen und Schuppen gepfercht lagen, das stattliche Schloß, in ein verpestendes Lazarett verwandelt, von Freunden und Feinden ausgeplündert ward; wie aller Mut, alle Kraft, aller gute Wille daniederlag; wie alles staunend, geblendet, verwundert sich um den unüberwindlichen Kaiser drängte, als er an dem sieben Jahre später für ihn so verhängnisvollen 18. Oktober durch unser Städtchen gen Leipzig jagte; wie ein jeder nur noch Heil von der Gnade des Gottgesandten erwartete — von diesen Eindrücken des Grauens und Ekels laßt mich schweigen. Sie haben die Erinnerung durchwühlt, jahrelang nachdem das persönliche Herzeleid sich in Frieden gelöst hatte.

Zur Stunde freilich dämpften die persönlichen Nöte den Anteil an dem allgemeinen Geschick. Jenes feindliche Gefolge, das so häufig einem großen Schmerze nachhinkt und nach kleiner Tyrannen Art sich so hämisch an dem verachtenden Stolze rächt: die Sorge um das gemeine Dasein, die Unruhe um das tägliche Brot, schlummerlose Nächte an einem Siechenbett, Scham über die erlahmende Kraft, demütigendes Hoffen auf fremde Hilfe, Zweifel,

und wie sie ferner noch heißen mögen, die marksaugenden, kleinen — großen Erdenherren —, sie stiegen an meinem Horizonte auf. Flüchtig allerdings, nicht zu einem erschöpfenden Ringkampfe der Kräfte, vielleicht nur darum, daß ich sie kennen lerne, von Angesicht zu Angesicht kennen und anderer Notwehr würdigen lerne, sobald ich eines Tages stärker als viele gegen sie gerüstet sein würde. Ich lernte sie kennen; aber die Lehre habe ich bis nahe an das Greisenalter nicht beherzigt.

Das hilflose Hinsiechen meiner armen Mutter konnte sich jahrelang fristen: Unsere kleinen Ersparnisse reichten aber kaum auf Monate aus. Der bescheidene Gnadengehalt der Witwe, wenn er in diesen Zeiten überhaupt gewährt werden konnte, würde unsere mäßigsten Bedürfnisse nicht gedeckt, Arbeit von meiner ungeübten Hand schwerlich einen Abnehmer gefunden haben. Die Kranke hätte, nach des Arztes Ausspruch, ohne Gefahr nach Neckenburg übersiedelt werden dürfen; aber nicht einmal einer Antwort würdigte uns die Gräfin auf meine Anzeige des erlittenen Verlustes, auf des Propstes wiederholte Darstellung unserer Lage. Mit Recht hob dieser fürsorgliche Freund hervor, daß auch alle Aussichten für die Zukunft mir entschlüpfen würden, wenn ein anderer den von mir verlassenen Verwaltungsposten einnehmen und sich geschickt auf demselben behaupten sollte, und wieviel bedeutender, wieviel mächtiger lockend, als ich mir bis dahin eingestanden hatte, stellten diese Aussichten sich jetzt mir dar. Alles in allem: ich sah keine Flucht aus meiner Bedrängnis, und das Pförtchen, das sich mir endlich erschloß, das Pförtchen, welches heute, von dem Immergrün der Treue bekränzt, leuchtender vor der Erinnerung steht, als das

Portal zu dem Goldturme der Reckenburg: damals war es eng und drückend für den stolz gewöhnten Sinn.

Das Asyl, welches die reiche Verwandtin in ihrem leerstehenden Palaste verweigerte, die arme Dienerin eröffnete es in ihrer dürftigen Hütte. Muhme Justine erbot sich, ihre einstige Herrin aufzunehmen und zu verpflegen, während die Tochter in das Amt zurücktrat, das ihrer Gegenwart so dringend bedurfte. Die treue Seele drängte flehentlich zu schleunigem Aufbruch, sie schilderte ihren kleinen Notpfennig als eine unerschöpfliche Hilfsquelle.

Und ich zögerte nicht, die dargereichte Hand zu ergreifen. In Eile wurde der Umzug eingeleitet. Die Übersiedelung der Kranken sollte noch vor dem Christfeste stattfinden.

Gott aber hatte es gnädiger beschlossen. Er ersparte mir die Scham, meine Mutter von fremder Hand gepflegt zu sehen, und er gönnte ihr eine Ruhestatt an der Seite des Mannes, den sie so lange und so beglückend geliebt hatte. Wenige Morgen vor dem zur Reise bestimmten fand ich sie sanft hinübergeschlummert, und so schloß mein heimatliches Leben mit einem zweiten Grabgeleit.

Aber nicht mit dem letzten dieses großen Zerstörungsjahres. Als ich früh am Weihnachtstage auf Reckenburg eintraf, lag die Gräfin in hoffnungsloser Qual. Sie zerriß sich Gewand und Haar, krallte sich mit Todesangst an den Leib der Wärterinnen, schrie um Hilfe, um Luft und Licht.

Ich öffnete die Fenster. Ein klares Sonnengold strahlte von der weißen Winterdecke zurück, ein erfrischender Strom drang in das lange verhüllte, luftlose Gewölbe; die Christglocken läuteten auf dem Turme, der unversehrt das geborstene Gotteshaus überragte. Der Kampf der Greisin beschwichtigte sich, ihr Atem wurde ruhig und frei. Hell

und ſcharf wie allezeit richtete ſie den Blick — aber nicht auf die Geldtruhe neben ihrem Stuhl, ſie richtete ihn auf mich, reckte die Hand nach mir zu einem kräftigen Druck und rief mit faſt jugendlichem Klang:

„In Recht und Ehren!“

Es war ihr Sterbewort, und ich hatte ſeinen Sinn verſtanden. In der letzten Stunde des Jahres 1806 ſenkten wir die ſagenhafte Greiſin zur Ruhe, und das Regiment der letzten Reckenburgerin begann.

Elftes Kapitel

Die neue Herrſchaft

Wandelt durch Reckenburg, wenn Ihr in der Chronik meiner nächſten zwanzig Jahre blättern wollt. Jahre, in denen das, was hinter ihnen lag, unmerklich in nebelhafte Erinnerung verſchwamm, und mit deren Beginn ich mich gewöhnte, die Geſchichte meines eigenen Lebens zu datieren.

Es war eine Zeit lediglich der Arbeit, aber einer Arbeit, die alle Bedingungen des Gelingens und darum der Befriedigung in ſich trug. Denn zu einem langgehegten, der natürlichen Neigung entſprungenen Plane geſellte ſich ein beharrlicher Wille und das Gebot über die durchführenden Mittel.

Die Reichtümer meiner Erblaſſerin waren nicht unermeßlich, wie ſie die Volksfabel ſich ausgemalt hat; ſie hatten ſeit Jahren nahezu als totes Kapital gelegen. Aber ſie waren für einen bedeutenden Zweck mehr als ausreichend, wenn die Perſönlichkeit in Betracht gezogen wird, die unumſchränkt mit ihnen ſchalten und walten durfte.

Das Eigentum an ſich hatte *wenig* Reiz oder Wert für mich, denn wenn juſt auch Eicheltrank und Grützbrei meiner Vorgängerin mir weder genutzt noch geſchmeckt haben würde, ſo war mir nach Anlage und Erziehung Einfachheit doch ein Bedürfnis, weit mehr als ein Gebot. Meine Werkſtatt war meine Flur, und der bisher innegehaltene Erkerbau, ein klein wenig wohnlicher eingerichtet und ausſtaffiert mit dem altheimiſchen Gerät, bot hinlänglich Gelaß für die Stunden der Ruhe. Ich hegte keine äſthetiſchen Liebhabereien, keine geſelligen Neigungen, welche das Zeitweſen mir ohnehin verleidet haben

würde; ich war ohne beanspruchenden Familienzusammenhang, und frei von jener gemütlichen Liberalität, die, weil sie nicht „nein" zu sagen vermag, die reichsten Mittel der Kreuz und Quer zersplittert. Summa Summarum: Natur und Schicksal hatten mir die Beschränkung leicht gemacht, welche jedes bildende Streben heischt.

Was aber solchem Streben erst die Befugnis gibt: Ort und Stunde, auch sie waren mindestens nicht ungünstig für das meine. Inmitten welterschütternder Ereignisse blieben mir volle sechs Friedensjahre für einen gründlichen Unterbau. Das Gut lag seitab der großen Heerstraßen, und fehlte es auch nicht an Durchzügen, Lieferungen und Aushebungen, trug man seine Lasten auch mit saurem Gesicht, weil sie sich Freunde nannten, die man als Feinde haßte; mein Bauplan würde unter dem so hart um den Rest seiner Selbständigkeit ringenden Nachbarstaate nicht gediehen sein, wie unter dem ruhigen Vasallentum des unseren. Ihr kennt diesen Plan: es galt die reiche Kultur eines herrschaftlichen Grundbesitzes auszudehnen über einen armen Gemeindeverband.

Wenn nun Kanäle und schützende Deiche, bequeme Fahrstraßen, entsumpfte Brüche und wohlregulierte Forsten sich auch über die dörfliche Flur verbreiteten; wenn zu allgemeinen Zwecken Bauholz gefällt, Ziegelöfen errichtet wurden, Lasten von Bruchsteinen stromauf- und -abwärts landeten; wenn Schul- und Gotteshaus aus dem Ruin erstanden, und endlich an Stelle der wüsten, ekelerregenden Hüttentrümmer reinliche Dorfschaften sich ausbreiteten, die ich unter dem Gemeinnamen „Reckenburg" zusammenfasse: so war alles das, was scheinbar als Resultat gefällig in die Augen springt, doch nur das

Mittel zum Zweck und ein bequemes Mittel für eine freie, volle Hand. Der Zweck meiner Aufgabe und ihre Schwierigkeit, die hießen: ein erneuertes Menſchengeſchlecht inmitten der erneuerten Flur; eine kräftige, arbeits- und ordnungstüchtige Bauernſchaft in der Gemeinde von Reckenburg. — „Majeſtät Fritz in Pommerellen", ſo nannte mich neckend mein guter Propſt in ſeinen ermunternden Briefen; und in der Tat war es ſolch ein hungerndes, lungerndes pommerellſches Völkchen, über das ich das Regiment uſurpierte. Ja uſurpierte; denn nicht mehr die Erbuntertänigkeit, nur die Not und der anlockende Zauber des Eigentums machte ſie zu meinen Sklaven. Die fruchtbringenden Liegenſchaften auch der freien Bauern waren in Zeiten der Drangſal an die Herrſchaft verſchleudert worden, kaum mehr als dürftige Fetzen Heide- und Bruchlandes in den Händen von Wilddieben, Schmugglern und fronpflichtigen faulen Tagelöhnern zurückgeblieben. Juſt aber auf dieſem Grundſtück des Übels beruhte meine Zuverſicht der Heilung. Denn in den üppigſten Landſchaften entartet und auf dem kümmerlichſten Boden fördert ſich die Kultur. Der Acker, der lange Zeit Öl und Zuckerfrüchte getragen hat, ſinkt, ausgeſogen, zu einem Haferfelde herab; ein Forſt, welchen vor einem Jahrhundert ein Windbruch verwüſtete, ſteht, bei Fleiß und Geduld, nach wieder einem Jahrhundert in einen Nadelwald und endlich in einen Laubwald umgewandelt. Und wie die Erde, ſo der Erdenherr. Nicht auf dem Lotterbette, ſei es des Elends, ſei es der Wolluſt, aufrecht, im Schweiße ſeines Angeſichts bildet ſich der Menſch.

Dieſe Fibelweisheit prägte ich in das Gemüt meiner Kolonie nicht mit dem verpuffenden Wort des Miſſionars,

sondern als Münzmeister mit dem handlichen Stempel, den ich in dem Goldturm der schwarzen Gräfin vorgefunden hatte. Wer seine dürftige Scholle nach meinen Erfahrungen bearbeitete, seinen Viehstand genau nach denselben verpflegte, erhielt aus herrschaftlichen Beständen Werkzeug, Saatkorn und junge Zucht, erhielt sie wiederholt in Zeiten des Mißwachses oder der Seuche. Niemals jedoch ohne die Bedingung allmählicher Zurückerstattung nach Jahren des Gedeihens. Wer seines Bodens am früheſten oder fleißigſten Herr geworden war, der erhielt von dem Gutsareal, das sich während der kriegerischen Unsicherheit ohne schwere Opfer noch immer erweitern ließ, zugelegt. Niemals jedoch ohne die Bedingung einer mäßigen, aber regelmäßigen Rente, welche den Tilgungsfonds in sich schloß. Ungehemmte Arbeitskraft und unbeschränkte Arbeitszeit waren die einzigen Rechte, welche den bisher zu Fronden und Diensten Verpflichteten sonder Klausula überlassen wurden.

Bei diesen Erweiterungen war nun von Haus aus darauf Bedacht genommen worden, daß die Grundstücke eines Besitzers beieinander und seinem Gehöft so nah als möglich lagen. Das Dominium durfte behufs dieser Ausgleichung nicht geschont werden. Ohne Streitigkeiten oder Sporteln vollzog sich dieser wesentlichſte Wohlstandsprozeß für den kleinen Grundbesitz lediglich durch meinen Schiedsspruch und allerdings durch meine Opfer. Wer aber nicht opfern will, soll nicht reformieren wollen.

Alles wurde auf Leistung und Gegenleistung gegründet; nicht das geringfügigſte Erzeugnis verschenkt, nicht die unwesentlichſte Verpflichtung erlassen, nicht die herkömmlichſte Eigentumsverletzung geduldet. Selber für die

Beeren, welche die Kinder in den Gutsforsten pflückten, für Reisholz und Stoppeln, welche die Mütterchen sammelten, mußte ein Tribut erlegt werden. Freilich brachte die Schloßfrau als Zwischenhändlerin ihn bei dem Ankauf zu höchsten Marktpreisen in Anschlag, und trieb auf diese Weise ein bewußtes Spiel, indem sie mit der einen Hand gab, was sie mit der anderen gefordert hatte; aber sie sparte den Leuten Zeit, zerstreute sie nicht durch Handel und Wandel, stärkte den Rechtssinn, der durch kleine Übertretungen am sichersten untergraben wird, und ein Ehrgefühl, das mit dem Begriffe des Verdienstes anfängt und mit dem der Duldung endet.

In ähnlicher Weise wurde auch der Neubau der Dörfer nach einem voraus entworfenen Plane allmählich zustande gebracht.

Der bisherige Besitzer, der sein hinfälliges Gehöft an die mir gelegene Stelle verrückte, der neue Ansiedler, der es nach meinem Muster aufrichtete, ein jeder, der sich verpflichtete, sein Anwesen nach einer strengen Polizeiordnung reinlich und zweckmäßig zu erhalten, sie empfingen den Bauplatz, das Material und eine Unterstützung der Arbeitskräfte während der Anlage unentgeltlich, später gegen Zins und ratenweise Abzahlung, und zwar ohne daß auch hier bis zur letztgültigen Regulation eine Feder oder ein Schuld- und Grundbuch in Bewegung gesetzt worden wären. Der einfache Handschlag genügte, und die Unerbittlichkeit, mit welcher ich bei jeder hinterhältigen Bauernlist die Aushilfe zurückzog, verbürgte mir die Treue meiner Kontrahenten, bis Ordnung und Redlichkeit zur eingewöhnten Sitte in Reckenburg geworden waren. Daß in Bausch und Bogen der Schloßsäckel kaum ein

schlechteres Geschäft gemacht haben würde, hätte ich von Haus aus gesagt: „Hinz, hier schenke ich dir eine Hufe," oder „Kunz, da hast du eine von meinen Wiesen," daß die Freude des Empfängers und Gebers gegen die Unruhe des Schuldners und die Wachsamkeit des Gläubigers vertauscht wurden, das ward nicht in Rechnung gezogen und durfte es nicht werden. Nicht die Blume der Gemütlichkeit, den Baum des Rechtes und der Ehre galt es zu pflanzen in der Reckenburger Flur.

Zuletzt, doch nicht zum letzten sei nun auch der Gehilfen gedacht, die mir bei dieser Pflanzung so wacker in die Hand gearbeitet haben. Ich muß es als einen Glücksfall preisen, daß kurz nach Antritt meines Regiments der damalige Pfarrer, ein deutscher Biedermann und Familienvater, die bequeme Stelle eines städtischen Nachmittagspredigers dem rauhen Posten auf Reckenburg vorzog. Ein Stündchen Kirchenruhe war den rührigen Stadtbürgern zu gönnen. Der Mann kam auf den rechten Platz, und ich fand für den meinen den rechten Mann. Ohne die Gemeinde ihrer Verpflichtungen gänzlich zu entbinden, ward die Stelle von seiten des Dominiums auskömmlich verbessert, und Ludwig Nordheim, der Zweite, trat auf meine Einladung in dieselbe.

Seiner Anlage und meiner späteren Entwickelung gemäß konnte der Sohn mir nicht ein Freund werden, wie der Vater es gewesen war; aber der rüstige Mann war mir ein Amtsgenosse, mehr als jener es hätte werden können. Hatte der Vater sich abgemüht, durch mildes Reden und Tun das Himmelreich unter uns auszubreiten, so sparte der Sohn kein Donnerwort, um uns die Hölle heiß zu machen. Jener scheiterte, dieser wirkte; denn wir

zählten zurzeit mehr Höllen- als Himmelreichskandidaten in der Reckenburger Flur. — Desgleichen fand sich für die Zucht unserer noch unflüggen Brut ein Meister, der neben dem Bakel auch Axt und Pflugschar instruktiv zu handhaben verstand. Ich hatte anfangs mit Sehnsucht an meinen getreuen Christlieb Taube gedacht, sparte ihm aber schließlich die Opferung auf einem verlorenen Posten. Er lebt noch heute zwischen seinen Bergen, pflegt seinen Rosenflor und spielt die Orgel zu Gottes Ehr'! Ohne eigenes Weib und Kind, ist er wie ein Vater geliebt von den Geschlechtern, die er herangebildet hat. Der Ärmste und der Reichste unter denen, mit welchen ich jung gewesen bin. Der Glücklichste! Wiedergesehen habe ich ihn nicht.

Einen anderen Getreuen dahingegen, den letzten Purzel, durfte ich noch jahrelang unter meinen Augen hegen. Seine Werbezeit war abgedient und ihm graute vor einem Heldentum unter dem Banner des Siegers von Jena, den er, zwar nicht als Patriot, aber als Diener seines geopferten Herrn ingrimmig haßte. Mit Behagen fügte er sich daher in die Rolle, die unter dem Anstandstitel „Heiduck" auf Reckenburg fortgeführt ward, und hat seinen Zopf mit Ehren zu Grabe getragen. Viele Jahre vor ihm schied die Treueste der Treuen. Ihr Erdenziel war erreicht, als sie das Kind ihres Herzens auf dem Gipfel ihrer Träume angelangt sah und in dieser stolzen Region keinen kreuzenden Schellenunter mehr zu parieren hatte.

Der schwerste Verlust war der meines einzigen Freundes, des Propstes. Wiedergesehen habe ich auch ihn nicht. Sein Kränkeln und mein Schaffen bannten jeden auf seinem Platze. Sein letzter Brief fiel in den Sommer

1809 und enthielt die Kunde von dem Verſchwinden Auguſt Müllers aus dem Förſterhauſe. Die Sorge um den väterlich geliebten Schützling mag den lange ſiechen Körper aufgerieben haben.

Ich teilte dieſe Sorge nicht. Der ſoldatiſche Inſtinkt des Knaben würde auf die Dauer doch nicht zu bändigen geweſen ſein; und weſſen bedurfte unſere Zeit ſo ſehr, als dieſes verwegenen Soldatentriebes? Hatte er in dem vorzeitigen Rachezug ein vorzeitiges Ende gefunden — nun wohlan! der Boden, dem die Freiheit entſprießen ſoll, muß ja, ſo heißt es, mit Märtyrerblut gedüngt werden; und wie hätte ich nicht eine genugtuende Fügung darin erkennen ſollen, daß der Sohn meines Helden von Valmy unter dem Sohne des Feldherrn von Valmy voranſtürmte, um die Schmach zu tilgen, die mit dem Tage von Valmy begann!

Als Auguſt Müller mir eines Tages plötzlich wieder gegenübertrat, hatte ich ihn viele, viele Jahre lang ſo gut wie vergeſſen. Ob Dorothee von ſeinem Entweichen unter die ſchwarze Schar gewußt oder ob ſie dasſelbe bloß geahnt hat, habe ich niemals ermittelt. Seit ich am Begräbnistage meines Vaters von ihr Abſchied genommen, gehörte auch ſie mir zu den Begrabenen. Es tat mir wohl, von ihr in Frieden geſchieden zu ſein: aber wie einſt im Unfrieden, ſo fühlte ich auch jetzt: wir waren fertig miteinander. Kaum daß dann und wann der immer weiter ſich verbreitende Ruf ihres Gatten mich an die einzige Jugendgeſpielin erinnerte. Bei wenig mehr als dreißig Jahren ſtand ich gemütlich ſo einſam wie wohl ſelten ein Weib. Ein ſtark gewurzelter Baum inmitten einer Schonung von niederem Gehölz.

Während meines „fritzischen" Schaffens blieb ich nun aber eine teilnehmende Beobachterin des staatlichen Lebens, dessen Katastrophe mit meinem eigenen neuen Leben zusammengefallen war. Niemals habe ich an seiner Wiederaufrichtung gezweifelt. Denn ich erfuhr es in meiner Flur: das Wetter, das reife Ernten knickt, befruchtet eine Frühlingssaat. In diesem Preußen aber rang ein unverbrauchtes, hart gepflanztes Menschenvolk.

Durch den Grafen, unseren Nachbar, damals auf jenseitigem Gebiet, trat ich auch in eine Art von Verbindung mit den Patrioten, welche in Preußen und Österreich heimlich ihre Fäden spannen, und warum soll ich es verschweigen, daß manche von den Mitteln, die mir ja ausreichend zu Gebote standen, den höchsten Zwecken zugeflossen sind? Als aber endlich der heilige Kampf sich erhoben hatte, mit welchem Festesjubel wurden da zum erstenmal die Prunkgemächer der Reckenburg geöffnet zu einer Pflegestätte für die Verwundeten, deren Großtaten den mir erreichbaren Bezirk erfüllten. Ja, ja, meine Freunde, die Helden Bülows und Yorks haben mit den altgräflichen Vorräten im Keller und Speicher reinen Tisch gemacht. Und so rühmte ich mich denn auch, als eine der wenigen meiner heimatlichen Standesgenossen, von der ersten Stunde an mit offenem Visier auf die Seite des befreienden Vorvolks getreten zu sein, rühme mich, daß niemand freudiger als ich sich einem Staate unterordnete, der sich beherzt zu Recht und Ehren wieder durchgekämpft hatte. Denn wer so emsig wie ich an seiner Heimat baut, der trachtet danach, sie unter der Hut eines starken Vaterlandes zu bergen.

Nun aber galt es, mancherlei Verwüstungen auszu-

hellen, welche der Kriegstroß in meinem Bereich zurückgelaſſen hatte. Es galt nicht minder, mich ſelbſt und die Meinen in die ſtraffe, mancherlei harte Leiſtungen heiſchende neue Ordnung einzugewöhnen. Dann folgten die Hungerjahre von 1816 und 1817, welche die Vorräte des Speichers und Säckels reichlich in Anſpruch nahmen. Endlich aber trat eine Pauſe ein, in welcher das Geſchaffene nur eben erhalten oder mäßig über ſeine Grenzen hinausgeführt zu werden brauchte. Ein ruhiger Überblick war geſtattet.

Da ſah ich das Werk denn aufgerichtet, mit welchem mein Daſein gleichſam zu einem Weſen verwachſen war; ſah die fruchtbringende Flur und den Baum des Rechtes und der Ehre Wurzel ſchlagend in einem neuen Geſchlecht. Mit Zuverſicht blickte ich auf den Keimſtock der Gemeinde, die ſich heute rühmt, ſeit faſt einem Menſchenalter keinen Prozeß geführt und keinen Frevel gebüßt zu haben, keinen Spieler und Trunkenbold, kein Mädchen zu kennen, das ohne Kranz zum Altare getreten wäre; eine Gemeinde, die ihre Rekruten ohne Murren ſtellt, ihre Waiſen ohne Beihilfe innerhalb der Familie zur Arbeit erzieht; keiner Witwe, keinem Greiſe den Altenteil verkümmert.

Und ich ſage ja und Amen zu dieſem Ruhm. In der Tat, es war eine ehrſame und rechtſchaffene, aber es war auch eine freude- und liebeloſe Kolonie.

Freude- und liebelos wie die, welche ſie gegründet hatte. Denn — was iſt da zu vertuſchen? — das, was Ihr ein Herz nennt, meine Freunde, das war für nichts bei meiner Tat. Ich hatte einen Stoff bearbeitet, wie jeder berufene Handwerker — oder ſei es Künſtler — den ſeinen; ich hatte meine Kräfte an einer und für eine Geſamtheit entfaltet

— ich würde ſie, und das dünkt mich das Kennzeichen der Liebe—, ich würde ſie um keines einzelnen willen beſchränkt haben. Mein Puls ſchlug nicht höher, noch matter bei dem Schickſale eines einzigen von denen, die ich die Meinen nannte; ich trug die Neugeborenen zum Taufſtein, geleitete die Bräute zum Altar, die Toten zur Gruft; aber ich empfand wenig mehr dabei, als wenn ich meine Bäume pflanzen und fällen oder meine Äcker befruchten ſah für einen neuen Trieb. Indem ich eine Bauernſchaft zu bilden ſtrebte, hatte ſich in mir der echte, rechte Bauernſinn ausgebildet, der den Menſchen als ein Produkt der Scholle nimmt, der Scholle, die ihn nährt, und die er wieder nährt.

Das Werkzeug klapperte und auch die Kirchenglocken läuteten, wie ſich gebührt: Sang und Klang aber ſchwiegen in der Reckenburger Flur. Wir tanzten nicht unter dem Maienbaum, wir jubelten nicht bei Hochzeit und Kindelbier. Kein Weihnachtslicht mahnte uns an die frohe Botſchaft der Gotteserſcheinung in einem hilfloſen Kinde. Burſche und Dirne freiten nicht nach Neigung und Luſt, ſondern nach Vernunft und elterlichem Willen; der Bettler ſchlug einen Bogen um die Reckenburg, denn er ſah keinen Broſamen von des Reichen Tiſche fallen, und „arbeite wie wir, ſo wirſt du dich wohl befinden wie wir, ein jeder ſorge für das Seine," ſchallte es ihm von der ungaſtlichen Scholle entgegen. In der Tat: wir waren eine ſehr ehrſame, aber eine ſehr liebloſe Kolonie!

Die unbeſtimmte Empfindung von etwas Fehlendem in meinem Werk und Leben dämmerte mir zum erſtenmal in jener Pauſe, wo ich mich des Gelingens hätte freuen ſollen. Ich ſpürte keine Abſpannung, aber eine Art unruhiger Langeweile, und es kamen Stunden, wo ich mir

sagte, daß, wenn ich noch einmal zu leben anfangen sollte, ich nicht als Arbeitsbiene wieder anfangen möchte. Ich hätte Zerstreuungen suchen können, künstlerische Liebhabereien pflegen, und Gott weiß, was sonst noch alles reiche Leute können. Aber ich kannte mich hinlänglich, um zu wissen, daß das, was mir fehlte, nicht von außen in mich getragen, daß es aus dem Innern herauswachsen müsse. Was es aber war, das in mir nach einer Vollendung rang, dafür fand ich die Lösung nicht.

Meiner Art gemäß tastete ich bei diesen Untersuchungen nicht nach dem Mond, sondern faßte die Sache, wo sie zunächst auch wesentlich lag. Ich näherte mich den Fünfzigern, und hatte ich bei Zwanzigern mich auch nicht rüstiger gefühlt, ich wußte, die stärksten Fäden sind es, die am raschesten reißen, und wenn der meine einmal jählings riß, was wurde dann aus dem Gewande meiner Reckenburg, das mit meinem Leibe schier verwachsen war, oder was wollte ich, daß aus ihm werde?

Zwar sah ich manches stolze Segel gebläht und manche Notflagge aufgehißt, um in den schützenden Hafen einzulaufen. Aber wie in den Tagen meiner Freierhetze, verdroß es mich auch heute, einer nimmersatten Begierde oder einem schamlosen Bedürfnis frönen zu sollen. Ich verlangte freie Wahl, und kein Zug der Vergangenheit, kein gegenwärtiges Interesse leitete mich auf eine Spur.

Auch Pläne anderer Art stiegen in mir auf. Wie wärs mit der Gründung eines Asyls für invalide Krieger oder deren Waisen, für das es, leider Gottes! zurzeit nicht an Anwärtern gebrach? Oder mit einem Fräuleinstift, für das es, leider Gottes! keiner Zeit an Anwärterinnen gebrechen wird? Aber kennt Ihr einen alten Bauer — und ich war

ſolch ein Stück alten Bauers —, der ſeine Hufe nicht lieber dem Unbedürftigſten ſeinesgleichen als dem bedürftigſten Gemeinweſen verſchreiben würde? Mir widerſtand eine fiskaliſche oder kommunale Schablonenverwaltung meiner Flur, ich mochte ſie mir nur denken unter dem Gepräge einer Individualität, wie zuerſt die Gräfin und ſpäter ich ſelber es ihr aufgedrückt hatten, ich forderte für den Wandel der Zeiten einen perſönlichen Erben, und begann als Matrone zu beklagen, daß ich in der Jugend nicht den erſten beſten Krautjunker geheiratet und mir auf dem natürlichſten Wege die Qual der Wahl abgeſchnitten hatte.

Was meine äußerliche Stellung anbelangt, ſo war ich ſeit dem Frieden nicht durchaus mehr die Einſiedlerin des neuen Turms. Man wußte in dem materiell erſchöpften Staate eine beſitzende Hand, in der neu erworbenen Provinz eine aufrichtige Anhängerin zu ſchätzen; man ſuchte meinen Rat bei ländlichen Einrichtungen, kurz und gut: von oben herab wie von unten herauf erwies man mir allerlei Ehren, und ſo bildete ſich unwillkürlich ein Verkehr, nicht wie er zwiſchen Mann und Weib oder gar Weib und Weib, ſondern wie er zwiſchen Mann und Mann gang und gäbe iſt; mich aber würde es gewundert haben, wenn dem anders geweſen wäre.

Von Zeit zu Zeit fühlte ich mich nun auch veranlaßt, durch ein Gaſtgebot dem Anſehen meiner Reckenburg gerecht zu werden; da gaben denn die gezopften Einrichtungen — Heiducken, goldene Kutſche ſamt Schimmelgeſpann und tutti quanti —, gab ihre Harmonie mit der ererbten Ausſtattung dem Rufe der Beſitzerin ein ſtarkes Relief. Man zitierte die Reckenburgerin als Ariſtokratin reinſten Waſſers, und man tat es mit Recht.

Je mehr und mehr empfand ich indessen diese obligatorischen Schaustellungen als einen Vorschub der heimlich eingenisteten Langeweile. Das Herz war hier am wenigsten bei der Sache, und das Verlangen, dem Gebäude, das ich aufgeführt hatte, gleichsam einen Turm aufzusetzen, quälte mich niemals beunruhigender, als nach solcher Unterbrechung des einfachen Tageslaufs. Hätte ich nur einig werden können über das Wo und Wie!

Wie beim Abschied von der Jugend in den Zeiten der Abhängigkeit, so schlich in denen der schrankenlosen Freiheit Jahr um Jahr vorüber, in welchem nur der Mechanismus eingelebter Ordnungen mich aufrechthielt, und ich war fünfzig geworden, als sich mir überraschend ein Ausblick öffnete, dem ich in jungen Tagen gewiß nicht den Rücken gekehrt haben würde.

Ich habe weiter oben flüchtig des Grafen, unseres Nachbars, erwähnt. Ihr kennt und verehrt ihn, meine Freunde; ich brauche daher nicht mehr über ihn zu sagen, als daß ein bedeutender geschäftlicher Verkehr sich zwischen uns erhalten hatte, und daß er schon damals das Vertrauen des Staates und der Stände genoß, wie kein zweiter unserer provinziellen Ritterschaft, deren Ehrenämter und einflußreichste Stellungen denn auch auf seine Person übertragen werden. Und auf keinen mit größerem Recht. Er war und ist ein Beamter von dem Schlage, der sich in den preußischen Annalen einen klassischen Namen erworben hat, ein Mann von so unermüdlicher und uneigennütziger Tätigkeit für das Allgemeine, daß seine privaten Angelegenheiten, vor allen die Verwaltung seines bedeutenden Majorats, merklich den kürzeren dabei zogen.

Ich schätzte den Mann nach seinem Verdienst, seine Ge-

mahlin aber gehörte zu den wenigen Weibern, deren Umgang mir nicht beschwerlich fiel. Denn ich hatte auch darin einen männlichen Geschmack, daß nur die frauenhaftesten Eigenschaften der Frauen mir zu Herzen gingen. Einer Amtsverwalterin wie Jungfer Ehrenhardine würde ich auf einer wüsten Insel, glaub ich, zehn Schritt ferngeblieben sein; das Kind Dorothee hatte selbst als Sünderin den Reiz für mich nicht eingebüßt. Die Gräfin aber war eine schmiegsam zärtliche Seele, das Weib „in Gottes Namen", wie es im Buche steht, und sicherlich würde ich die Sprößlinge dieses anziehenden Paares, drei noch unbärtige Junkerchen, für das Erbe der Reckenburg in nächsten Betracht gezogen haben, hätte ich sie etwas weniger flott und übermütig heranwachsen sehen. Wohl sagte ich mir entschuldigend, daß bei der zerstreuenden Tätigkeit des Vaters und der gelassenen Umfriedung der Mutter dem jungschäumenden Blute der Zügel gefehlt habe; unter allen Umständen aber mußte die Zeit einer reiferen Entwickelung abgewartet werden.

Vor Jahr und Tag nun war der Graf Witwer geworden. Er hatte die Frau sehr geliebt, sich sehr beglückt durch sie gefühlt und nach ihrem Tode allen geselligen Verkehr, auch den mit mir, abgebrochen. Es schien, als ob er seine Trauer mit ins Grab nehmen wolle, und nichts hätte mich — auch abgesehen von meinem halben Jahrhundert — mehr überraschen können, als ihn eines Tages bei mir eintreten zu sehen und ohne Präliminarien einen Heiratsantrag von ihm zu vernehmen.

Der Mann war bei gesunden Sinnen und ernsthaft wie ein Kato, heute mehr denn je. Mich verdroß diese dreiste Begehrlichkeit, wie sie mich von keinem anderen verdrossen

haben würde. „Ich zähle fünfzig Jahre, Graf," sagte ich trocken.

„Ich auch," versetzte ebenso trocken der Graf.

„Das heißt: als Mann ein Vierteljahrhundert weniger," entgegnete ich, und er darauf:

„Unter den herkömmlichen Voraussetzungen einer Ehe allerdings."

Seine merkwürdige Offenherzigkeit begann mich zu belustigen. Ich lachte hell auf; desto ernsthafter blieb mein Bewerber.

„Wollen Sie nur den Gatten, nicht auch den Vater in Anschlag bringen?" fragte er. „Ich habe Söhne — —"

„Die eher Frauen als eine Mutter brauchen würden," unterbrach ich ihn. „Warum sagen Sie nicht einfach: ‚Adoptieren Sie meine Jungen und machen sie sie zu Ihren Erben?'"

„Einfach, weil diese Einsetzung meinen Wünschen nicht dienen oder nur zur Hälfte dienen würde," antwortete der Graf gelassen. „Ich bin gewiß der erste, das Ansehen zu würdigen, das meinen Nachkommen aus dem Namen und Erbe der Reckenburg erwachsen würde; aber näher als der Glanz der Zukunft liegt mir das Bedürfnis der Gegenwart. Sie trauen mir den Takt zu, Gnädigste, daß ich diesem Bedürfnis nicht eine gefühlvolle Einkleidung geben werde. Das Leben meines Herzens ist abgetan, und die Eitelkeit, das des Ihrigen zu erwecken, liegt mir fern. Aber Freunde können wir einander sein; Rater und Helfer Sie mir, wie ich Ihnen: ein offenbares Bedürfnis uns gegenseitig befriedigen.

„Sie, Fräulein von Reckenburg, stehen vor einem wohlgelungenen Werke, dessen mechanische Erhaltung Ihnen nicht genügt. Sie sind keine beschauliche Natur, bedürfen

von Stunde zu Stunde der selbsterrungenen Erfolge. Sie sehen sich allein und suchen unter Fremden nach einem, der einen ehrwürdigen Namen und eine bedeutende Bestimmung von Geschlecht zu Geschlecht tragen würde. Nun, eine neue organisatorische Wirksamkeit und einen Abschluß für die Zukunft, das ist es, was ich Ihnen zu bieten habe, indem ich Ihnen sage: ‚Ziehen Sie sich selber aus reinem, kräftigem Stamm die Sprossen, die Sie dem absterbenden Baume der Reckenburg animpfen wollen.‘

„Ich dahingegen — nun, Sie kennen mich, Sie wissen, was ich im allgemeinen Gebiete leiste und im eigensten versäume. Das Leben auf meinen Gütern stagniert, und das meiner Söhne treibt wilde Schößlinge. Ich sehe es mit der Unruhe des Vaters und Stammhalters, sehe es — und vermag es nicht zu ändern, nicht die weiter tragenden Entwürfe, den Ehrgeiz, wenn Sie so wollen, zu beschränken. Ich bin nicht der erste Mann, der sein Haus gegen seinen Beruf zurücksetzt; jeder Staatsdiener größeren Stiles tut es, muß es tun. Lassen Sie mich hinzufügen, daß ich mich im Augenblicke dringender denn je in diesem Zwiespalt der Pflichten befangen sehe. Das Oberpräsidium der Provinz, das mir angetragen worden ist — als Durchgangsposten zu einem höheren, ich weiß es —, würde mich dauernd aus dieser Gegend entfernen; aufrichtiger: es wird mich entfernen, denn ich kenne zum voraus meine schließliche Entscheidung, und die Frage ist nur, ob ich mit leichtem oder schwerem Herzen scheiden soll.“

Er machte eine Pause. Auch ich schwieg. Dann fuhr er fort:

„Legen wir unsere Hände ineinander, Verehrteste. Es ist ein Vertrauen, wie es Ihnen nicht reiner geboten wer-

den kann. Sie fügen zu der unbeschränkten Verwaltung Ihres Besitztums die des meinigen nach freiem Ermessen. Die Aufgabe ist nicht zu groß für Sie. Sie werden, wie dem Vater die Statthalterin und Gehilfin, so den Söhnen die leitende Freundin, der sie so dringend bedürfen. Wie keine zweite sind Sie die Frau, welche Knaben den Vater zu ergänzen und allenfalls zu ersetzen vermag. Sie sind streng und wachsam, und Sie werden gerecht sein, weil Sie die Anlagen des Mannes nach den eigenen messen dürfen. Mein ältester Sohn würde die Militärschule verlassen und sich unter Ihrem erweckenden Einfluß zum Landwirt und Majoratserben ausbilden. Sie würden für die jüngeren die Lebensstellung ausfindig machen, welche, bei beschränkteren äußeren Mitteln, ihren Anlagen entspricht, und wenn es dem Vater, mit beruhigtem Gewissen, gelingt, seine Bestrebungen für das Vaterland durchzuführen, so wird das Gute, das er wirkt und genießt, in dem Buche Ihrer Segnungen verzeichnet stehen."

Nun, da sah ich einen Turmplan für mein Haus! Da hatte ich ja einen Familienzusammenhang bei ungestörter Freiheit für mich selbst, eine Tätigkeit, der gemäß, an welcher sich meine Kräfte erprobt hatten, und eine zweite in den Kauf, an der sich neue Kräfte erproben konnten, erproben würden, wie ich mir zutrauen durfte. Denn wenn ich auch schwerlich die Stütze gewesen wäre, an welcher ein schwächliches Pflänzlein sich in die Höhe rankt, zu rauh für eine Töchtermutter vielleicht; Zucht und Schnitt verwilderter Schößlinge, die hatte ich an meiner Bauernschaft üben gelernt und hätte sie wohl auch an einer feineren Rasse bewähren lernen. Der Mann hatte recht; ich war eine Vormünderin, eine Stiefmutter für Knaben. Warum

zögerte ich denn noch, warum ſagte ich denn nicht ja und Amen zu dem guten Wort.

War die einſame Gewöhnung denn ſo mächtig in der Eremitin des neuen Turms? Achtete ſie die Welt ſo hoch, deren draſtiſchen Humor eine Altjungfernheirat zu erwecken pflegt? Oder gab ſie der Flüſterſtimme Gehör, die in ihrem Innerſten warnte: „Es iſt nicht, was du brauchſt. Du wirſt fertig damit, aber du wirſt nicht fertig mit dir ſelbſt!“ Spürte ſie einen heimlichen, noch unverſtandenen Proteſt gegen eine neue männliche Aufgabe, während das Weib nach ſeinem verkümmerten Rechte drängte?

Ich forderte Zeit zur Überlegung, und es vergingen Wochen, in denen ich den Grafen nicht wiederſah. Wochen der Unentſchloſſenheit, wie ich ſie niemals erfahren hatte. Endlich aber konnte eine Entſcheidung nicht länger verzögert werden.

Denn es nahte der Geburtstag des Königs, an welchem nach einer zehnjährigen Regel das größte Gaſtgebot auf der Reckenburg erlaſſen wurde.

Der geſamte Pomp des reichen Hauſes entfaltete ſich bei dieſer Gelegenheit, ſelbſt die altgräflichen Juwelen der Ahnen mußten für die feſtlichen Stunden den Glanz ihrer Erbin erhöhen. Selbſtverſtändlich, daß der Graf zu den Geladenen gehörte. Ich erwartete die Erneuerung ſeines Antrages. Die Vernunft hatte geſiegt: ich war entſchloſſen, ja zu ſagen.

Sooft der 3. Auguſt in dieſer Weiſe auf Reckenburg ſchon verherrlicht worden, es war mir nicht ein einziges Mal eingefallen, daß vor ferner, ferner Zeit im Morgengrauen dieſes Tages ich einen ewigen Abſchied genommen und das Traumbild meiner Jugend hatte ſchwinden ſehen. Heute, im fünfzigſten Jahre, ſollte der dritte Auguſt nun mein Verlobungstag werden.

Zwölftes Kapitel

Mutter und Sohn

Das war ein ſaures Mahl, mein Freund! Bei dem Toaſt, den ich auf Seine Majeſtät den König ausbrachte, blieb ich ſtecken; jede Redensart, die ich anſtandshalber wechſelte, verfing ſich in meiner Kehle mit dem Ja, das ich nicht auszuſprechen vermochte und doch nicht unausgeſprochen laſſen wollte. Ein Glück, daß man an die Feſte auf der Reckenburg keinen Anſpruch als den der vornehmen Langeweile zu ſtellen gewohnt war.

Nach der Tafel zerſtreute ſich die Geſellſchaft im Garten. Ich war allein mit dem Grafen auf der Terraſſe geblieben. Er hatte mir ſchon vor dem Eſſen geſagt, daß ſeine Ernennung eingetroffen, eine Entſcheidung demnach nicht länger zu verzögern ſei. Ich hatte den letzten Kampf beſtanden, ein einleitendes Wort tapfer herausgepreßt, und eben wollte ich meine Hand in die ſeine legen, als ich eine bierbaſſige Stimme zu meinen Füßen den Namen „Hardine" rufen hörte.

Ihr ſeid, wenn auch in früher Jugend, Zeugen der nun folgenden Szene geweſen, meine Freunde, habt ſie ohne Zweifel ſpäterhin manchmal rekapitulieren hören. Ich brauche Euch alſo nur über die Vorgänge in meinem Innern, die eine ſo verdächtigende Wirkung hervorbrachten, aufzuklären.

Im entſcheidenden Momente unterbrochen, blickte ich auf und gewahrte einen jungen, rüſtigen Mann, die Glut des Trunkenbolds auf dem Geſicht; zu jeder Zeit mir die widerwärtigſte Begegnung, bei dieſer Gelegenheit aber doppelt ein Greuel. Unter wüſten, mir kaum verſtändlichen Reden

ſtieg er die Stufen heran, ein Fuſeldunſt quoll mir entgegen: mit der Hand, die ich eben zu einem Verlöbnis ausgeſtreckt hatte, wehrte ich den dreiſten Geſellen von mir ab. Er taumelte, ſtürzte, und eine Blutſpur am Boden trieb mich an, ihn genauer ins Auge zu faſſen. Jetzt erſt bemerkte ich die verwitterte Uniform, das kriegeriſche Zeichen des Legionärs, den verkrüppelten Arm; ich ſtarrte in die narbigen Züge, und eine erſchütternde Ahnung überkam mich.

Wie er nun aber plötzlich ernüchtert, mir mit geballter Fauſt und drohendem Trotze gegenübertrat, da weckte das ſtolze Zurückwerfen des Kopfes, der zornig flammende Blick des blauen Auges in meiner Erinnerung ein lange ſchlummerndes Bild; ſeltſamerweiſe aber nicht zuerſt das des Sohnes, der ſich einen Tod auf dem Schlachtfelde gewünſcht, ſondern das des Vaters, der ihn ſo früh auf demſelben gefunden hatte. Prinz Auguſt, nicht Auguſt Müller, war plötzlich vor mir lebendig geworden. Die Viſion währte nur einen Augenblick. Bei den erſten Worten von Vater und Kind hatte ich mir ihre ſeltſame Begriffsverwirrung erklärt; durfte ich aber, konnte ich vor dieſer gaffenden Geſellſchaft den Irrtum löſen? Ehe ich noch einen Entſchluß gefaßt, hatte ſich der Mann zum Gehen gewendet; ich ſah einen aſchfarbigen Schatten über ſeine Züge fliegen, ihn ſich zitternd an das Laubengitter klammern; ich winkte dem Prediger, ihn zu unterſtützen, auch der Graf eilte ihm nach in merklicher Verblüffung, bald waren ſie in dem Laubengange verſchwunden.

Ich war nicht in der Stimmung, mich mit meinen Gäſten in Erläuterungen einzulaſſen; wir beknickſten uns wohl noch ſpäter im Schloſſe, und entfernten ſie ſich ohne Ab-

ſchied: deſto beſſer. Daß einer von ihnen im Ernſt an die Bezichtigungen des Fremden glauben könne, kam mir nicht in den Sinn. Ich ſuchte die Stille meines Zimmers.

In Wahrheit, ich fühlte mich tief bewegt. War doch, wie durch einen Zauber, ein lange vergangenes, vergeſſenes Leben vor mir aufgerüttelt, in dem Augenblicke, wo ich über den Reſt desſelben zu verfügen im Begriffe ſtand! Dazu der verwahrloſte Zuſtand des Mannes und ſeines Kindes, die Täuſchung, der er ſich hingegeben und deren Berechtigung ſein und mein alter Freund mir warnend vorausgekündigt hatte. So ſollte ich dieſem Freunde nach einem Menſchenalter doch noch ſeine vielverſpottete Fürſorge danken lernen.

Während ich nach Auguſt Müllers Taufzeugnis in meinen Papieren kramte, zweifelte ich nicht an meinem Recht, den betörten Mann über ſeine Herkunft aufzuklären. Ich zeigte ihm, ſo meinte ich, das Atteſt, verſchwieg den Namen des Vaters, wie das fernere Schickſal der Mutter, und wenn ich für ein ſchickliches Unterkommen von Vater wie Tochter Sorge trug und ihre Zukunft ſicherſtellte, war der Handel abgemacht.

Eben hatte ich nach langem Suchen das Zeugnis gefunden, als der Prediger mit dem Grafen bei mir eintrat. Der letztere in einer Aufregung, die mich an dem gehaltenen Manne unangenehm befremdete. „Er liegt im Wirtshauſe und ſimuliert eine Krankheit," rief er mir haſtig entgegen.

„Er iſt krank, Herr Graf," widerſprach der Prediger, „das Fieber ſchüttelt ihn." —

„Ein Katzenjammer, wenn nicht das Delirium des Trunkenbolds!" entgegnete der Graf. „Ein Glück, daß ich heute

noch Landrat des Kreises heiße und ihm seine Papiere abnehmen durfte. Lesen Sie, Fräulein von Reckenburg!"

Er übergab mir bei diesen Worten jene mehrerwähnten schriftlichen Kindheitserinnerungen August Müllers, und erging sich, während ich die Blätter überflog, mit zornigen Worten über das Wirrsal von Verleumdungen, welche sich seit dem Morgen in der Gemeinde verbreitet hatten und über Nacht in der Umgegend verbreiten mußten. „Ich werde", so schloß er, „den Vagabunden unverweilt in das städtische Krankenhaus und nach seiner Herstellung mittels Zwangspasses über die Grenze transportieren lassen. Der kürzeste Weg, das Gerede abzuschneiden. Der Mensch ist verrückt oder ein Betrüger erster Sorte."

„Er ist keines von beiden," versetzte ich ruhig, indem ich die Handschrift nebst den beiliegenden Attesten in meinem Schreibtische verschloß. „August Müllers Erinnerungen sind richtig, und der Schluß, den er irrtümlich daraus gezogen hat, mag durch sein Elend entschuldigt werden. Er ist ein Eingeborener von Reckenburg, und wir haben die Pflicht, ihn innerhalb der Gemeinde zu verpflegen." —

Ich klingelte bei diesen Worten und befahl dem eintretenden Diener, den Hausarzt aufzusuchen und den Kranken im Wirtshause anständig versorgen zu lassen.

„Eine Gnade, die Ihnen bittere Früchte tragen wird," sagte der Graf, wie mich dünkte, mit Hohn. „Die erste ihrer Art, auf die man sich in Reckenburg wird berufen können."

Die erste Wohltat an einem Fremdling in Reckenburg! Die Lehre, so wenig sie in diesem Sinne gemeint war, würde schneidend gewesen sein, hätte ich auf den Ruhm einer barmherzigen Schwester überhaupt etwas gegeben,

oder hätte ich wenigstens sie bei ruhigem Blute aufgefaßt. Aber des Grafen Verstimmung hatte mich angesteckt. Ich trug in mir einen wunden Fleck, dessen Berührung ich einst meinem ersten Freunde schwer vergeben hatte, und die ich meinem letzten Freunde nimmer vergeben haben würde. Um drohenden, weiterführenden Auslassungen wenigstens den Zeugen zu ersparen, bat ich den Prediger, mit dem Doktor Rücksprache zu nehmen und, falls er die Verpflegung des Kranken im Wirtshause nicht genügend fände, seine Übersiedelung nach dem Schlosse anzuordnen.

Sobald ich mit dem Grafen allein war, sagte ich: „Wollen Sie mir, Graf, die bitteren Früchte nicht etwas näher bezeichnen, die mir, nach Ihrem Dafürhalten, aus der Verpflegung eines Fremden erwachsen sollen?“ —

„Ja, aber welches Fremden?“ rief der Graf achselzuckend. „Nach seiner öffentlichen Anklage und dem Zugeständnis, welches Sie eben gemacht — —“

„Sie meinen das Zugeständnis, ein verwaistes Kind in einer Anstalt untergebracht zu haben?“ fragte ich.

„Haben Sie ein Zeugnis über den Ursprung dieses Kindes aufzuweisen?“ fragte der Graf dagegen.

„Ich denke, mein Wort genügt,“ entgegnete ich, indem ich den Taufschein, den ich noch in der Hand hielt, zerknitterte.

„So sprechen Sie dieses Wort. Nennen Sie den Namen der Eltern, der in dem Anstaltszeugnis so geflissentlich verschwiegen scheint.“

„Und wenn ich ihn ebenso geflissentlich auch fernerhin verschweigen wollte?“

„So würden Sie vor sich selber den Unglimpf eines bis heute makellosen Rufes zu vertreten haben.“

Bis dahin hatte ich meine Standhaftigkeit behauptet; nun hielt ich mich nicht länger. „Sie sprechen damit aus, daß ich ein eigenes Kind — —"

„Nicht von mir ist die Rede," unterbrach mich der Graf, jetzt so ruhig, als ich das Gegenteil war. „Die Welt urteilt nach dem Schein, und mir als Beamten und Ihrem Freunde steht es zu, diesem bösen Schein entgegenzutreten. Darum frage ich Sie noch einmal: können, wollen Sie mir ein Zeugnis über den Ursprung dieses Mannes geben?"

„Nein!" sagte ich. „Ob ich es nicht geben kann, oder es nicht geben will, gleichviel. Ich bedarf keiner Freunde, die ein fremdes Zeugnis für meine Ehrenhaftigkeit nötig halten; und von dem Beamten, der das Recht meines Heimatsgenossen nicht gelten lassen will, erwarte ich, daß er den Gast meines Hauses respektieren werde."

Damit verließ ich ihn. Ich wußte, daß ich die offene Tür meines Hochzeitssaales zugeschlagen hatte, und fühlte es wie einen Stein von meiner Seele fallen.

Bei alledem bebte ich vor innerer Entrüstung. Dorothee lebte, und ich hatte kein Recht, ihr Geheimnis preiszugeben. Hätte sie selber aber dieses Geheimnis zu meiner Rechtfertigung enthüllen wollen, ich würde das Wort auf ihren Lippen zurückgehalten haben. Die Leidenschaft hatte meine Auffassung plötzlich geklärt: nicht ich, die Mutter hatte über das Schicksal ihres Sohnes zu entscheiden.

Noch in der Nacht reiste ich mit den Kurierpferden nach Berlin. Ich reiste ohne Dienerschaft, weil mir, ebenso um der Menschen willen, denen ich zueilte, wie für meine eigene Person, ein Ausspionieren und Ausdeuten meiner Schritte widerstand.

Bei einbrechendem Abend erreichte ich mein Ziel und begab mich, ohne erſt ein Hotel zu ſuchen, vom Poſthauſe zu Fuße nach der Faberſchen Wohnung, die mir jedes Kind zu bezeichnen wußte. Gelang es mir, Dorothee noch dieſen Abend ohne Zeugen zu ſprechen, ſo war meine Aufgabe erledigt, und ich reiſte unerkannt noch in der Nacht nach Reckenburg zurück. Der Zuſtand des Kranken beunruhigte mich. Der Arzt, den ich vor meiner Abreiſe geſprochen und der einer Überſiedelung nach dem Schloſſe widerraten, hatte ihn für eine Lungenentzündung erklärt, Folge ſchlecht geheilter Bruſtwunden, und bei der Gewöhnung an ſtarke Getränke doppelt bedrohlich. Auch ahnte ich, nach langem Stillſtand, wieder ſo eine Art Kriſis in meinem Leben, die ich jedenfalls auf meinem Poſten erwarten wollte.

Wenn man ſolch eine Lebensgeſchichte durchblättert, in welcher bloß die Hauptaktionen Schlag auf Schlag in hinlänglicher Breite geſchildert werden, während man die dazwiſchenliegende Ausfüllung, die ſtill umwandelnde Arbeit der Zeit nur oberflächlich ſtreift, da denkt man ſich leicht die Perſonen unverändert in dem innerlichen Verhältnis, in welchem ſie bei der letzten Szene zueinander geſtanden haben. Und ſo könntet auch Ihr, junge lebhafte Menſchen, wohl wähnen, daß ich den alten Bekannten mit den alten, leidenſchaftlichen Empfindungen oder mit dem Herzklopfen der Schuld entgegenging. Aber ſiebenundzwanzig Jahre waren vergangen, ſeit ich Dorotheens Heirat erfuhr, wie manches Menſchenleben ſpinnt ſich in dieſem Zeitraume ab, von der Wiege bis zum Grabe! Und wenn ich in demſelben auch keiner hervortretenden gemütlichen Wendepunkte zu erwähnen hatte:

eine gänzlich veränderte Lebensstellung, eine große, stark empfundene Weltepoche, Nachdenken und umfassende Tätigkeit hatten mich zu einer anderen, die Menschen von einst mir zu Fremden gemacht. Ich würde heute Siegmund Faber ohne Verlegenheit gegenübergetreten sein und ihm erforderlichenfalls Rede gestanden, mit Dorotheen aber die Lage der Dinge gelassen, unter Berücksichtigung ihrer Natur und Stellung, besprochen haben. Ja, wie ich so im Abenddunkel die Flucht der Straßen entlang schritt, da kam mir wiederholt der Zweifel, ob meine erste Entscheidung über das Schicksal ihres Sohnes nicht die richtige gewesen sei: ob der Totgewähnte nicht ein Toter für sie hätte bleiben sollen?

Indessen der Affekt hatte mich einmal zu dieser Erweckung des Mutterherzens getrieben, und wir sind ja so leicht geneigt, hinter derlei persönlichen Eingebungen eine ahnungsvolle Fügung vorauszusetzen. Jedenfalls konnte die Stimmung für meine Botschaft geprüft und eine fernere Maßregel mir überlassen bleiben.

Als ich mich dem Faberschen Hause näherte, fand ich das Straßenpflaster mit Stroh belegt, und bemerkte, daß die Vorübergehenden gruppenweise zusammentraten oder mit Neugier nach dem matterleuchteten ersten Stockwerk deuteten. Auch einige unzusammenhängende Bemerkungen fing ich im Vorübergehen auf. „Hier aus diesem Fenster! — Der Mann kam dazu, der arme Mann!“

Die Haustür war unverschlossen, die Treppe leer, aber dicht mit Teppichen belegt; alles still. Erst am Ausgange derselben harrte ein zurechtweisender Diener, und im Korridor ließ sich ein leises, geschäftiges, ängstliches Treiben beobachten.

„Sie ist krank und nicht zu sprechen," lautete die Antwort auf meine Bitte, der Frau Geheimrätin gemeldet zu werden.

„Auch nicht für eine durchreisende alte Bekannte?"

„Für niemand."

„Auch morgen nicht?"

„Auch morgen nicht," beschied der Diener, erbot sich aber, mich dem Geheimrat zu melden.

Ich schwankte einen Augenblick. Der Zweck meiner Reise war verfehlt, doch hätte ich gerne über den Zustand der Kranken nähere Auskunft gehabt, die mir die sichtlich aufgeregte Dienerschaft nicht geben konnte oder wollte. Ich entschied mich indessen, den Herrn so spät am Tage nicht stören, hingegen morgen noch einmal vorfragen zu wollen, gab meine Karte ab und war im Begriff, mich zu entfernen, als ein Türvorhang mir gegenüber auseinandergeschlagen ward und Siegmund Faber mit rascher Bewegung mir entgegentrat.

Fünfunddreißig Jahre hatte ich ihn nicht gesehen, und ein fremdartiger Ausdruck von Pein und Weh war seinen Zügen aufgeprägt; dennoch würde ich, auch an jedem anderen Orte, ihn auf den ersten Blick erkannt haben. Und auch *seine* ausgestreckte Hand deutete an, daß er ohne Besinnen in der Matrone, die ihm unerwartet gegenüberstand, das fünfzehnjährige Mädchen wiedergefunden hatte. Der Lauf der Zeit hatte in ihm wie mir keine entfremdenden Spuren zurückgelassen; wir waren, wie man es nennt, organisch alt geworden; ein Vorrecht derer, die nur schwach mit dem Herzen leben.

Ich folgte seinem stummen Winke in das eigene Zimmer. „Eine jammervolle Stunde, Fräulein Hardine, in

der Sie mein Haus zum erstenmal betreten!" sagte er, indem er meine Hand mit tiefer Bewegung drückte.

„Hoffen Sie noch, Faber?" fragte ich, zum voraus hoffnungslos.

Er aber antwortete: „Hoffen? Ja, ich hoffe, aber nicht auf das Leben." Und als ich leise das Wort „Hirnfieber" nannte, da sagte er: „Wenn dem so wäre, Sie würden mich weniger ratlos finden. Nein, kein Fieber — —"

Ich schnitt seine Erklärung mit einer hastigen Bewegung ab; der Schauder in seinem Blicke hatte meine Ahnung bestätigt. Ich gedachte der Stunde, wo Dorothee mir diesen Ausgang angedeutet hatte. Wir standen eine Weile schweigend und lauschten auf die markerschütternden Töne, die aus dem Nebenzimmer drangen. „Störe ich Sie?" fragte ich endlich.

„Leider nein!" antwortete er. „Nach außen fehlt mir die Ruhe, und da, wo ich Tag und Nacht nicht weichen möchte, darf ich nur ein verstohlener Zeuge sein. Die Unglückliche, so scheint es, sieht in mir nur den Arzt, vor dem sie sich allezeit gescheut, nicht den trostlosen Gatten, dem sie bis zum äußersten ihre Qual liebreich verheimlicht hat."

„Und wann trat dieses Äußerste ein?" fragte ich weiter.

„Das Äußerste erst gestern," versetzte er. „Seiner Natur nach ist es ein heimtückischer, schleichender Zustand, der vielleicht schon vor unserer Vereinigung begonnen hat. Alles in allem: ein Rätsel."

Ich schwieg mit gesenktem Blick. Ich allein hätte ihm ja den Schlüssel zu diesem Rätsel reichen können.

Er lud mich darauf zum Niedersitzen ein, nahm an meiner Seite Platz und schilderte mir jenen erstarrenden

Krampf, der ſeit dem Hochzeitstage von Zeit zu Zeit das blühende Geſchöpf überfallen habe. „Bisweilen", ſagte er, „konnte ich die Kriſe ſtundenlang vorausſehen. Sie war beklemmt, unruhig, trat wiederholt mit über der Bruſt gekreuzten Händen auf mich zu, eine Gebärde, durch welche ſie ſchon als Kind eine Bitte ſo unwiderſtehlich auszudrücken verſtand, ſie ſah mit einem herzzerreißenden Blicke zu mir in die Höhe, vermochte nicht zu reden und kämpfte ſo fort, bis ſie erſtarrt, mit ſtockendem Puls, aber völligem Bewußtſein, zu Boden ſank. Da der Zuſtand jedoch nur ſelten eintrat, raſch vorüberging und keine geſundheitliche „Störung" hinterließ, nahm ich ihn als eine jener unverfänglichen nervöſen Affektionen, denen Frauen in kaum berechenbarer Weiſe unterworfen ſind. Ich ſuchte ſeinen Grund in der jahrelangen Spannung des Brautſtandes, in dem dann allzu plötzlichen Wechſel aller Lebensverhältniſſe, unter denen ſie nur allmählich in Ruhe und Stille heimiſch werden könne. Ich ſchonte ſie, ſchonte ſie vielleicht zu ſehr. Ich verfiel in den Irrtum vieler Ärzte, die das körperliche Leben ihrer Angehörigen nach den bedenklichen Erfahrungen ihres Berufes und das ſeeliſche nach ihren eigenen Bedürfniſſen beurteilen. Weil mir nach einem abſpannenden Tagewerk eine Pauſe des Ausruhens Wohltat war; weil ich nichts verlangte, als das holdſelige Geſchöpf, ſtill und vergoldend gleich einem Sonnenſtrahl, die Schatten meines Berufslebens ſtreifen zu ſehen: in meinem ſelbſtſüchtigen Behagen überſah ich ihr unausgefülltes Einerlei, vergaß den Widerſpruch mit ihrer urſprünglich bewegſamen Natur, vergaß ihn um ſo leichter, als ſie ſelber niemals klagte, nach nichts verlangte, immer verſicherte, wohl zu ſein,

und keine Spur des Hinwelkens ihre Worte Lügen strafte. Sie war und blieb ein blühendes, liebliches Kind, Fräulein Hardine, ein Engel der Demut; Dorothee, meine Gottesgabe, mein Sonnenstrahl!"

Der Mann verbarg das Gesicht hinter seinen Händen, ich hörte ein krampfhaftes Schluchzen: lange vermochte er nicht weiter zu reden, und als er endlich von neuem begann, geschah es mehr zu sich selbst als zu mir. „Die unterdrückte Natur rächt sich allemal — allemal! — wenn ich sie hätte reisen lassen — ihr Zerstreuung und Umgang gesucht — Licht und Luft um sie geschaffen in der weiten Einöde der Stadt: nichts, nichts habe ich für sie getan; mich an ihrem Anblick erquickt, Egoist, der ich war, und nun so grausam bestraft!"

Eine neue Pause folgte. Nachdem er sich gesammelt hatte, fuhr er rasch, gleichsam geschäftsmäßig fort: „Unter den erschütternden Ereignissen des Herbstes 1806 hatte ihr Leiden sich gesteigert. Als ich bei meiner Rückkehr von der Armee unerwartet bei ihr eintrat, umfing ich minutenlang eine Leiche. Der Zustand kehrte seitdem öfter wieder, dauerte länger, man möchte sagen, er wuchs mit den Qualen und Enttäuschungen des Vaterlandes. Im Sommer 1809, als Schlag um Schlag das Scheitern Schills und Braunschweigs, die Niederlage Österreichs bekannt wurden, schien er seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Dann trat eine Pause ein; die Stille der Resignation, um unter den Opfern der Erhebungszeit von neuem aufzuwachen. Ich war der Armee gefolgt und hörte später erst von anderen — niemals von ihr selbst —, daß sie sich den Frauenvereinen angeschlossen hatte, die nach den märkischen Schlachten sich des Dienstes in

unſeren Spitälern unterzogen. Armes, zärtliches Kind, das niemals einen Blutstropfen ſehen, von einer Wunde nur reden hören konnte! Tag für Tag trat ſie den Gang durch die Leidensſtätten an, ging von Bett zu Bett, ſtarrte angſtvoll in jedes Krankenangeſicht, als ob ſie einen ſuche, der nicht zu finden, einen retten wollte, der nicht zu retten war, und brach dann am Ausgange vernichtet zuſammen, um anderen Tages den qualvollen Weg von neuem anzutreten.

„Selbſtverſtändlich würde ich, wenn zur Stelle, dieſe zweckloſe Folter gehindert haben. Als ich aber nach Jahr und Tag aus Frankreich heimkehrte, fand ich die Spitäler geleert und Dorothee faſt unverändert die alte. Erſt während der Tage von Ligny und Waterloo — ich befand mich wieder bei der Blücherſchen Armee — ſoll eine kurze Kataſtrophe eingetreten ſein, die mich auf die heutige hätte vorbereiten können. Ich war nicht Zeuge derſelben, und tröſtete mich wiederum, daß die eindrucksfähige Kindernatur, die Idioſynkraſie gegen alles, was Tod und Leiden heißt, dieſe gewaltſame Erſchütterung hervorgerufen habe. Ihr gegenwärtiger Zuſtand, ohne jeglichen Anlaß von außen her, ſpricht jenem Troſte Hohn. Ich ſtehe wie ein Narr vor dieſem Rätſel der Natur.

„Sie dürfen denken, Fräulein Hardine, daß da, wo mein ganzes Lebensglück auf dem Spiele ſtand, ich dem eigenen Urteil nicht allein vertraute. Ich habe den Rat meiner anerkannteſten Kollegen in Nähe und Ferne eingeholt. Einmal aber ſträubte ſich Dorothee mit einer Heftigkeit, die ihrem ſonſtigen Weſen völlig fremd war und ihren Zuſtand ſteigerte, gegen jede ärztliche Behandlung; dann aber wußte auch kein einziger eine zweck-

mäßig scheinende Methode vorzuschlagen. Sie selbst erklärte sich für gesund, und sie schien es zu sein. Ich mußte mich allerseits mit dem Vorwurf hypochondrischer Ängstlichkeit abfertigen lassen. Höchstens daß man das Postulat der Kinderlosigkeit als die Ursache momentaner körperlicher oder gemütlicher Störungen zu Markte brachte. Ich bin aber zu sehr Arzt, um ein Freund derartiger Postulate zu sein. Unsere Kunst ist eine der Exemtionen. Dorothee war zu zart für ein Martyrium, dem meine Mutter erlag, als sie mir das Leben gab, und lassen Sie mich hinzufügen, Fräulein Hardine, Dorothee war zu sehr Kind für die Kinderzucht, bei welcher der Vater ihr so wenig eine Stütze zu sein vermochte. Sie erkannte das auch wohl selbst. Niemals hatte sie eine mütterliche Sehnsucht angedeutet; ja ich sah sie von einem Schauder befallen, als wir auf einer unserer seltenen gemeinsamen Wanderungen durch die Stadt einer Schar tobender Waisenknaben begegneten. Als ich ihr nach 1806 — nicht zu meiner, nur zu ihrer eigenen Ausfüllung — den Vorschlag machte, eine Soldatenwaise zu adoptieren, da war ein Krampfanfall ihre Antwort, und nachdem die Sprache wieder zurückgekehrt war, sagte sie nichts als mit der flehendsten Gebärde: „Bitte, bitte — nein!"

„Man gewöhnt sich an solchen Zustand, Fräulein Hardine. Mein Berufsleben wurde immer absorbierender. Ich war häufig auf Reisen, und wenn in Berlin, oft nur minutenweise in meinem Hause anwesend. Da bemerkte ich es denn kaum, daß sie von Jahr zu Jahr stiller und in sich gekehrter ward, ja daß wohl Tage vergingen, ohne daß ich einen Laut von ihren Lippen vernahm. Das Alter macht naturgemäß schweigsam, und was hätten wir

im Grunde uns auch mitzuteilen gehabt? Sie erlebte zuwenig und ich zuviel, aber doch nicht das, was zu häuslichem Austausch sich eignete. Die beängstigenden Zufälle hörten allmählich auf, ich fühlte mich beruhigt — bis, ja, es mögen jetzt drei Monate sein —

„Da konnte ich mir denn nicht länger verbergen, daß die stumme Apathie in eine seltsame Aufregung umgeschlagen war. Sie ging den ganzen Tag im Zimmer auf und ab und saß die Nächte mit offenen Augen in ihrem Bette, oder ich traf sie wohl auch nachts leise auf und nieder wandelnd. Mahnte ich sie zur Ruhe, so gehorchte sie ohne Widerspruch, legte sich und stellte sich schlafend. Sobald ich aber in meine Kammer zurückgekehrt war und sie sich unbeobachtet glaubte, richtete sie sich auf und begann ihre Wandelgänge von neuem. Sie schlummerte nicht, sie fragte nach nichts und antwortete nur mit stummen, aber deutlichen Gebärden; sie nahm nur gezwungen die notdürftigste Nahrung. O daß das arme Hirn in dieser Zersetzung sich leise erschöpft hätte, aber seit gestern — —"

„Seit gestern?" drängte ich gespannt.

„Seit gestern — —"

Ein schriller Schrei aus dem Nebenzimmer unterbrach ihn. Er sprang auf und lauschte hinter dem Vorhang an der sacht geöffneten Tür. „Wer faßt es, Fräulein Hardine," sagte er darauf, als es drinnen wieder still geworden war, „wer erträgt es, die friedfertigste Kreatur enden zu sehen unter den Qualen einer Mörderin, sie mit Gewalt vom Äußersten abhalten zu müssen, — — o Gott, Gott! gestern in der Dämmerstunde ein unbewachter Moment, und — sie würde — —"

Der Mann konnte nicht weiter; auch ich ſtand erſchüttert bis ins Mark. Seit Monden, wo der Sohn, eine Mutter ſuchend, das Land durchwanderte, und geſtern, geſtern, da er im Wahn ſeine Hand nach einer anderen ausſtreckte, — — darf man an ſolche Sympathien glauben, an eine elektriſche Strömung des verwandten Blutes?

„Dürfte ich ſie ſehen?“ fragte ich nach einer langen Stille den unglücklichen Mann.

„Sie würde Sie nicht erkennen, ſchwerlich bemerken. Aber Sie, wie ſollten Sie dieſen Eindruck ertragen? Fräulein Hardine — ſie raſt!“

„Führen Sie mich zu ihr,“ ſagte ich voranſchreitend. Unter der Tür hielt ich an. „Eine Frage noch: iſt es eine formloſe Beklemmung, oder — —“

„Es iſt ein fixiertes Wahnbild,“ verſetzte Faber flüſternd, „das ſinnloſeſte, — — oder ſollte dennoch eine unterdrückte mütterliche Sehnſucht — — ſollte ich zum zweitenmal genarrt — —? Doch genug der fruchtloſen Grübeleien. Sie quält ſich mit der verzweifelten Idee, eine Kindesmörderin zu ſein. Nicht aber eines eigenen, neugeborenen Kindes, wie es ein häufiger Wahn irrſinniger Frauen iſt; nein, über einen Knaben tobt ſie, einen Waiſenknaben, den ſie, ſie ſelber totgeſchoſſen haben will. Auf Viertelſtunden tritt wohl eine Pauſe ein; dann formt ſie aus Kiſſen und Tüchern einen Knäuel, preßt ihn an ihr Herz und liebkoſt ihn wie eine Mutter ihr Kind; bald aber zerreißt ſie mit der Kraft der Raſerei den Balg in Stücken, ſchleudert ihn von ſich, ſchreit auf, ſieht ſich — oder wen? — in einer teufliſchen Umgebung, die ſie ‚die Schwarzen‘ nennt, und kann nur mit Zwangsmitteln zurückgehalten werden, eine gewaltſame Befreiung aus dieſer Seelenqual zu ſuchen. Und

dennoch, dennoch, ſollten Sie es glauben, Fräulein Hardine? das engelhafte Gemüt hat ſich auch in dieſem Äußerſten nicht bemeiſtern laſſen. Vor dem troſtloſen Gatten möchte ſie ihre Folter auch jetzt noch verheimlichen. ‚Still, ſtill!‘ flüſtert ſie, ſooft ich mich nahe. Da aber die Angſt ſtärker iſt als der Wille, wird ſie immer unruhiger, windet ſich, bäumt ſich, ſtöhnt, bis ich mich entferne und ſie wie erlöſt aufatmet, um bald von neuem von dem gemordeten Knaben und den Schwarzen verfolgt zu werden.“

Wir traten in das Krankenzimmer. Es war tageshell erleuchtet, denn die bedrohenden Geſpenſter wuchſen in der Dunkelheit. Zwei baumſtarke Wärterinnen verſahen den Dienſt. Dorothee ſaß im Bett in unbezähmbarer Unruhe. Mit der einen Hand ſtieß ſie eine kalmierende Arznei zurück, mit der anderen riß ſie die Eisblaſe ab, die man auf dem Kopfe feſtzuhalten ſuchte. Das einſt goldige Haar hing wie eine Silberwelle, von geſchmolzenen Eistropfen überperlt, an den Schläfen herab, das Antlitz glich einer ſchneeigen Blüte, und die erweiterten Augen flogen in ruheloſem Flimmer auf und nieder. Das unglückſelige Weib, im fünfzigſten Jahre, in den Banden des Wahnſinns, an der Pforte des Grabes, war noch immer ſchön; ja mich dünkte, ich hätte es niemals ſchöner geſehen als in dieſem Aufruhr der heimlichſten Natur.

Ich bedeutete die Wärterinnen, ihr fruchtloſes Bemühen aufzugeben; ſie zogen ſich zurück und ich ſetzte mich auf einen Stuhl am Bette. Der Mann lauſchte verborgen im Hintergrunde, kein Atemzug ging durch den Raum.

Eine lange Weile bemerkte ſie mich nicht; ſie hatte eine ihrer ruhigen Minuten; geſchäftig bündelte ſie die Eisblaſe, die ſie ſich vom Kopf geriſſen, in ein Tuch und preßte

ſie an ihr Herz. „Hu, hu, wie kalt!“ murmelte ſie ſchaudernd, „wie kalt!“

Ich trat dicht an ſie heran, ergriff ihre beiden Hände und ſenkte meine Augen feſt in die ihren. „Kennſt du mich noch, Dorothee?“ fragte ich.

Und wunderbar! Kaum daß ſie meine Stimme vernommen und nur einen Moment forſchend zu mir aufgeblickt hatte, rief ſie: „Hardine, Fräulein Hardine!“

Der lauſchende Mann konnte einen Laut der Überraſchung nicht zurückhalten. Dorothee horchte geſpannt. „Still, ſtill!“ flüſterte ſie, indem ſie das Bündel unter ihrer Decke verbarg. Als aber alles wieder ruhig geworden war, zog ſie es von neuem hervor, drückte meine Hand darauf und ſagte: „Fühlen Sie, Fräulein Hardine, wie kalt! Es iſt tot, hu, ſo kalt, ſo kalt, das arme Kind, tot!“

„Es iſt kein Kind, Dorothee,“ ſagte ich, „es iſt ein kalter Stein, der lange auf deinem Herzen gelegen hat. Ich will ihn von dir nehmen. Siehſt du, nun iſt er fort, nun wird dir leichter werden, Dorothee.“

Sie ließ es willig geſchehen, daß ich das Bündel von ihr nahm; aber ſie wimmerte immerzu: „Tot, tot, das arme Kind tot!“ Einen Augenblick ſchwankte ich noch; dann wagte ich es, dem Lauſcher zum Trotz, auf alle Gefahr. Ich drückte die Hand der jammernden Mutter an mein Herz und ſprach mit erhobener Stimme: „Das Kind iſt *nicht* tot, Dorothee. Gott iſt ein Vater der Waiſen, der Knabe lebt!“

„Er lebt, er lebt!“ ſchrie ſie auf. „Wer ſagt, daß er lebt? Wer hat es geſehen, daß er lebt?“

„Hardine ſagt es,“ verſetzte ich, „Hardine hat ihn geſehen. Der Knabe lebt!“

„Er lebt, er lebt!“ rief sie. „Hardine sagt es, Hardine lügt nicht, niemals! Hardine hat ihn gesehen. Er lebt! Wo, wo? Führe mich zu ihm, Hardine!“

„Ja, ich will dich zu ihm führen, Dorothee. Ich will dich mit mir nehmen nach Reckenburg. Weißt du noch? nach Reckenburg, Dorothee.“ —

Eine Minute lang saß sie sinnend, rieb sich die Stirn und murmelte: „Reckenburg! Reckenburg!“ Endlich hatte sie es gefunden. „In Reckenburg, ja, in Reckenburg, da wars. Nicht im Waisenhause, nicht bei den Schwarzen. In Reckenburg lebte er. Fräulein Hardine hat ihn gesehen. Fräulein Hardine nimmt mich mit nach Reckenburg; Fräulein Hardine hält Wort!“ Sie klatschte in die Hände wie ein Kind. „Nach Reckenburg!“ jubelte sie, „kommen Sie, Fräulein Hardine.“

„Ich bringe dich nach Reckenburg,“ sagte ich; „aber nicht heute; erst mußt du gesund werden, liebe Dorothee.“

„Ich bin gesund, ganz gesund,“ versicherte sie, indem sie Anstalt machte, das Bett zu verlassen.

Ich konnte sie nur mit Mühe darin zurückhalten. „Du bist krank, Dorothee,“ sagte ich bestimmt; „du wirst aber bald gesund werden, wenn du mir folgst. Nimm diese Tropfen; lege dich ruhig hin, drücke die Augen zu und schlafe aus. Dann gehst du mit mir nach Reckenburg.“

„Ich will Ihnen folgen, Fräulein Hardine,“ sagte sie und nahm ohne Sträuben den Trank, dem sie sich bisher so gewaltsam widersetzt hatte. Plötzlich wurde sie aber wieder unruhig, spähte ängstlich im Zimmer umher und flüsterte mir ins Ohr: „Er, er! Wenn er nun kommt? Wenn er es nun merkt? Er läßt mich nicht fort, Fräulein Hardine.“

„Sei ruhig, ich wache bei dir," entgegnete ich laut. „Und er wird dich mit mir gehen lassen, denn er liebt dich, Dorothee."

„Fräulein Hardine wacht bei mir," lispelte sie schon mit schläfrigen Augen, ließ sich darauf, gehorsam wie ein Kind, das durchnäßte Haar von mir abtrocknen, warm einhüllen und betten. Ihre beiden Hände ruhten in den meinen; sie blickte noch einigemal in die Höhe, als sie mich aber ruhig auf dem Bettrande sitzen und meine Augen wachsam auf sich gerichtet sah, schlummerte sie sanft atmend ein.

Nach einer Weile erhob ich mich leise und trat zu dem, welcher diesem Auftritte unbemerkt gelauscht hatte. Tränen, vielleicht die ersten des bewußten Lebens, rannen über seine Wangen. Er drückte meine beiden Hände an sein Herz. „Die Wohltat einer ersten friedlichen Stunde!" sagte er. „Welch ein Zauber liegt doch in den frühesten Erinnerungen, in den Menschen, welchen wir am frühesten vertrauten. O des Selbstsüchtigen, Verblendeten, der nur nach dem Pendelschlag der Stunde gerechnet hat! Wenn ich sie vor Jahren Ihnen zugeführt hätte, vor Monaten noch — —"

„Und wenn es noch jetzt nicht zu spät wäre, mein Freund?" fragte ich.

Er aber schüttelte den Kopf und antwortete: „Es ist zu spät."

Ich versprach ihm darauf, die Nacht bei Dorothee zu wachen, und bat ihn, für einige Stunden die Ruhe zu suchen, deren er so dringend bedürfe.

„Auch ich werde Ihnen folgen," sagte er und ging nach einem wehmütigen Blick auf die Schlummernde in sein Zimmer. Von Viertelstunde zu Viertelstunde erschien er indessen lauschend unter der Tür, bis er endlich mit dem

Entſchluſſe, ſchlafen zu wollen, in ein paar Stunden ungeſtörter Ruhe die erſchöpften Kräfte wiederfand.

Ich ſaß allein bei der Kranken, ihre Hände in den meinen, und Gott weiß! in welchem Aufruhr der Gedanken! Was für eine Ironie in dem beglückenden Wahne des getäuſchten Mannes? Was für eine Strafe in dem gräßlichen Wahne der täuſchenden Frau! Aber ſie lag ſo ſtill, ſie atmete ſo gleichmäßig leiſe; ſollte es wirklich zu ſpät ſein, Wahrheit und Frieden an Stelle der Irrung walten zu laſſen?

Nein, ich hoffte noch, hoffte noch, als ich mich beim grauenden Morgen erhob, um die Lampen zu löſchen und die Fenſterbehänge zurückzuziehen. Als ich aber nach wenigen Minuten auf meinen Platz zurückkehrte, da gewahrte ich jene plötzliche, unbeſchreibliche Wandlung, welche jede Hoffnung vernichtet.

Ich hätte Siegmund Faber herbeirufen mögen zum letzten Lebewohl. Aber Dorothee ſchlug jetzt die Augen zu mir auf, nicht mehr im Flimmer des Wahns, nein, die fragenden Kinderaugen aus ihrer ſchuldloſen Zeit. Sie taſtete nach meiner Hand und flüſterte in mein Ohr: „Glaubſt du, daß Gott barmherzig iſt, Hardine?“

„Ich glaube es, Dorothee,“ antwortete ich beſtimmt.

„Auch gegen eine, die nicht mehr Vater zu ihm ſagen darf?“

„Gegen jedes ſchwache, irrende Geſchöpf, das ſich nach ſeiner Vaterliebe ſehnt.“

„Und er lebt, haſt du geſagt, er lebt?“

„Er lebt, und ich werde meine Augen über ihn halten und ihm ſagen, daß im Vaterreiche eine liebende Mutter ſeiner Heimkehr harrt.“

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen und Dorothee mit letzter Lebenskraft ihre Lippen auf meine Hand gedrückt, als Siegmund Faber in das Zimmer trat und mit einem herzdurchdringenden Schrei an dem Sterbebette niederſtürzte. Sie ſchlug das brechende Auge noch einmal zu ihm auf, ein letztes Beben erſchütterte den halberſtarrten Leib. „Faber!“ röchelte ſie. „Barmherzigkeit, Faber! Herr, mein Heiland, Barmherzigkeit!“

Und alles war zu Ende.

Ich entfernte mich unbemerkt. Als ich aber nach etlichen Stunden wiederkehrte, um Abſchied von dem Freunde zu nehmen, da fand ich ihn noch auf der nämlichen Stelle, umklammernd die tote Geſtalt, die er bis zum letzten ſein Kind und nicht einmal ſein Weib genannt hatte. Doch faßte er ſich, ſobald er mich bemerkte, und begleitete mich aus dem Sterbezimmer, nachdem ich mit einem langem Blicke von dem auch im Tode noch ſchönſten Weibe Abſchied genommen hatte.

„Solange ich lebe, Fräulein Hardine,“ ſagte er „werde ich Ihnen dieſe ſanfte Erlöſungsſtunde danken. Sie war meine Lebensfreude, mein ganzes Glück!“

Ich trennte mich von Siegmund Faber mit dem heiligen Vorſatz, die Erinnerung an ſeinen Sonnenſtrahl rein zu erhalten vor jedem trübenden Hauch.

Meine Seele war erfüllt von dem Schauerbilde einer beleidigten und ſich rächenden Natur, aber auch — ich ſehe deine Tränen fließen, mein Kind! —, aber auch von einem Verſöhnungsglauben, wie ich ihn niemals ſtärker an einem Sterbebette empfunden habe. Sie hatte den Frevel gegen Gottes ewige Ordnung erkannt und mit allen Qualen eines armen Menſchenherzens hienieden gebüßt; der Wahn war

dem Leben vorausgeflüchtet, mit dem Flehen, in dem sie geschieden ist, wird sie jenseit begonnen haben und Vater sagen dürfen, den wiedergefundenen Sohn an ihrer Hand.

In dieser Stimmung nahm ich es als eine trostreiche Erfüllung, daß ich bei meiner Heimkehr nach Reckenburg alsobald an ein zweites Sterbebett berufen ward, zu einem Scheiden, so klar und gefaßt, wie das tapfere Herz es sich dereinst, wenn auch in mächtigerer Umgebung, gewünscht hatte.

„Fräulein Hardine," rief mir August Müller entgegen, „Sie sind nicht meine Mutter, ich weiß es jetzt, denn der Tod macht hell. Vergeben Sie mir die Unehre, welche meine Torheit über Sie verbreitet hat."

„Du suchtest eine Mutter und irrtest in gutem Glauben. Du hast mich nicht beleidigt, August," versetzte ich aufrichtig, indem ich ihm die Hand reichte.

Er drückte sie kräftig, lag eine Weile in Nachdenken versunken und sagte dann: „Eins noch, Fräulein Hardine: jene weiße Frau mit dem gelben Haar, die ich bei der Leiche Ihres Vaters sah, ist sie —?"

„Sie war deine Mutter, August. Sie ist dir in Liebe vorangegangen. Ich aber werde an ihrer Statt für deine Tochter Sorge tragen."

Einſchaltung des Herausgebers

Ja, unſer tapferer Invalid iſt tot! Drei Tage, nachdem er hoffnungstrunken das Waldhaus Muhme Juſtines wiedererkannte, iſt er dahin, und wohl ihm! rufen wir ihm nach. Wir hätten ihm den Todesſtreich von einem Türkenſäbel gegönnt; aber zehn Friedensjahre hatten ſein Lebensmark aufgezehrt. Nun ſtarb er raſch, wie er gelebt, gut gepflegt auf heimiſchem Grund, und ſein brechender Blick fiel auf das verwaiſte Kind, welches Fräulein Hardine zum Schutz in ihre Reckenburg führte. Auguſt Müller endete glücklicher, als ſeine brave Liſette auf dem Sterbebett geahnt hatte. Wohl ihm!

Und wieder drei Tage ſpäter ſehen wir Fräulein Hardine als einzige Leidtragende ſeinem Sarge folgen zu der Ruheſtätte, die ihm an der Seite der „treueſten Dienerin“ bereitet worden war. Es war dies eine letzte Ehre, welche die Herrin jedem ihrer Gemeindeglieder erwies, und wir, die wir ihre Bekenntniſſe geleſen haben, wiſſen, welchen Erinnerungen ſie durch dieſelbe in dieſem beſonderen Falle gerecht ward, die Zeitgenoſſen aber, welche die Wahrheit erſt aus dieſen Blättern erfahren werden, die ſchrien im Chor: „Einem Fremden, einem bettelnden Tagedieb! dem, der die ſchwerſte Bezichtigung gegen ſie verbreitet hat?“

So war es denn Fräulein Hardine ſelbſt, die, ſchweigend und handelnd, dieſer Bezichtigung Vorſchub leiſtete, in einer Weiſe, daß ihr goldheller Namen dauernd dadurch geſchwärzt werden ſollte. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, wie dem ſtarren Erſtaunen die kleinlichſten Spürverſuche folgten, wie der verbiſſene Neid triumphierte, Entrüſtung, ja Empörung gegen die langjährige Heuchelei

laut und öffentlich zur Schau getragen ward. Das Haus, zu welchem der Eintritt als hohe Gunſtbezeigung erſtrebt worden war, ſah ſich ſcheu gemieden, gleich einem, in welchem ein anſteckendes Fieber ausgebrochen iſt; der ſtolze Bau des Rechtes und der Ehre ſchien in ſeinem Fundament erſchüttert; keine Hand regte ſich, ihn zu ſtützen, ſeitdem ſelber der Graf die Beziehungen zur Reckenburg und alle Zukunftsausſichten aufgab und, ſchweigend zwar, eben darum, aber ſprechend genug für die geſpannten Lauſcher, auf ſeinen neuen hohen Verwaltungspoſten eilte.

Wer hätte nicht in ähnlicher Weiſe eine wankende Autorität verlaſſen ſehen? Gleichwohl würde der geräuſchvolle Eifer bei dieſer Kataſtrophe nicht hinlänglich zu erklären ſein, wenn der Zeitpunkt derſelben außer acht gelaſſen würde. Der übermäßigen Anſtrengung aller Lebenskräfte in Not und Kampf waren zehn Jahre einer apathiſchen Stille nachgeſchlichen; in beſchränktem Kreiſe wiederherſtellend und aufbauend, folgte jeder einem tiefen Ruhebedürfnis. Aller Abzug in weitere Gebiete war unterdrückt, die ſtaatsbürgerlichen Intereſſen ſchwiegen, ſelbſt unſere jüngſten großen Erinnerungen ſchienen wie mit dem Schwamme ausgelöſcht. Mit dem patriarchaliſchen Behagen verbreitete ſich patriarchaliſche Kleinſucht und Fraubaſerei. Ein weniger bemerkenswertes Ereignis als der Sturz von Fräulein Hardines Ehrenkrone würde in einer ſolchen Epoche als eine Haupt- und Staatsaktion verhandelt worden ſein, weit mehr als der Sturz von Königskronen in einer anderen.

Ob Fräulein Hardine dieſen Sturz bemerkte? Ob ſie ihn einer Beachtung würdigte? Kein Zeichen deutete es an. Sie bewegte ſich nach wie vor zuverſichtlich in ihrem

Tagewerk, und scheute sich nicht, das angezweifelte Wesen, das sie demselben eingefügt hatte, immer dichter in ihre Nähe zu ziehen. Unter allen Umständen tat sie keinen entgegenkommenden Schritt, der eine versöhnliche Stimmung eher als jener hochmütige Gleichsinn angebahnt haben würde. Wir aber, die sie die Ihren nannte, wir Reckenburger Leute, ei nun, wir kümmerten uns nicht um Klatsch und Matsch. Wir glaubtens nicht und wir bezweifeltens nicht. Wie Fräulein Hardine es uns gelehrt, sorgte ein jeder für das Seine.

Indessen: das heftigste Unwetter verzieht, und auch die Windsbraut um Reckenburg legte sich; nicht ganz so jählings, wie sie herangebraust war, aber hübsch sacht und gemütlich nach deutscher Stürme Art. Die Hand, die eine Reckenburg zu verschenken hat, behauptet ihre Anziehung; die Standesgenossenschaft besann sich auf ihre alten Hoffnungen, auch die bürgerliche Klientel auf gelegentliche Berücksichtigung. Bald ersehnte jedermann nur einen Anlaß, um öffentlich zu verleugnen, was heimlich von keinem bezweifelt ward. Dieser Anlaß aber ließ nicht lange auf sich warten, und es war die Stelle, von welcher man im lieben Vaterlande alle Hilfe beanspruchte, zu der man sich selber nicht entschließen konnte, die allerhöchste, der man auch die Rettung von Fräulein Hardines Ehrenkrone zu verdanken hatte. Das Fräulein erhielt das Diplom einer Ehrendanoinesse des vornehmsten Damenstiftes der Monarchie, und damit die Prärogative einer verheirateten Frau. Sie machte von dieser Sonderstellung keinen Gebrauch, nannte sich und ließ sich nennen Fräulein von Reckenburg. Man erzählte sich auch, daß sie eine gräfliche Erhebung ihres Wappenschildes dankbarlichst ausgeschlagen habe.

Sie ſchien ſich darauf zu ſteifen, als Freifräulein in die Grube zu fahren. Die königliche Gunſtbezeigung wurde jedoch zum Signal, die Verunglimpfung zu bezweifeln oder großmütig zu decken.

Ein tapferer Veteran der Befreiungskriege, von plötzlichem Fieberwahnſinn befallen, hatte auf Reckenburg eine Pflegeſtatt und ein ehrenvolles Grab, ſeine hilfloſe Waiſe hochherzige Verſorgung gefunden. Wehe dem, der Jahr und Tag nach dem verhängnisvollen Königsfeſte eine andere Verſion über die große Kataſtrophe hätte laut werden laſſen! Fräulein Hardine feierte weder heuer noch jemals ſpäter den 3. Auguſt mit einem patriotiſchen Mahl; hätte ſie ihn aber gefeiert, ſie würde kein geladenes Haupt an ihrer Tafel vermißt haben.

Indeſſen die Gäſte ſtellten ſich auch ungeladen wieder ein. Viſiten, Ratſuchende, Huldigende, Hoffende meldeten ſich, das Lächeln der Unſchuld auf den Lippen, ſo als ob ſie nimmer gewichen, und wurden empfangen, ſo als ob ſie nimmer vermißt worden wären. Scheiden und Meiden ſchien auf beiden Seiten vergeſſen; das alte Fahrgleis zur Reckenburg war wiederhergeſtellt, nur daß die Blicke ſich je mehr und mehr zwiſchen der großen und der an ihrer Seite heranwachſenden kleinen Hardine teilten.

Denn wie ſtaunten die erſten Beſucher, in der verwahrloſten Landſtreicherin ſchon nach Jahresfriſt ein Kind wiederzufinden, geſund und lieblich, wie man je eines geſehen. Fürwahr, Fräulein Hardine hatte eine glückliche Hand. Auch ihr trübſeliger Schützling war gediehen in der Luft des neuen Turms und auf den Flurwegen, wo ſie der Herrin tägliche Begleiterin geworden. Die Nachbarſchaft erwartete in Bälde den Akt einer Adoption, dem

die Adelsbestätigung nicht fehlen werde. Man zählte zum voraus die Reihe der ritterlichen Jünglinge, die ohne Scheu das Erbe der Reckenburg aus der Hand der Marketenderinnentochter empfangen würden. Und diese Reihe war lang.

Aber nichts von dem Erwarteten geschah. Fräulein Hardine tat keinen Schritt, um die kleine Plebejerin zu ihrem eigenen Range zu erheben. Sie machte nicht einmal ihr Testament. Ihre Pflegebefohlene blieb nach wie vor Hardine Müller.

Auch wurde sie keineswegs herangebildet, wie es einer Erbin von Reckenburg geziemt haben würde: keiner vornehmen Kostanstalt, keinem gelehrten Hofmeister, keinen fremdländischen Gouvernanten übergeben. Der erste Lehrer des Kindes, Pastor Nordheim, blieb auch der letzte, und von allen Kunstfertigkeiten der Mode war es späterhin nur die Musik, welche ein tüchtiger Meister der Nachbarstadt in dem talentvollen Mädchen pflegte. Im übrigen fügte sich dasselbe bald in das Getriebe des inneren Haushaltes, und schien sich in demselben mit gleicher Neigung zu bewegen, wie ihre Beschützerin in der äußeren Verwaltung

Diese Erziehung deutete allerdings nicht auf hochfliegende Pläne für das geheimnisvolle Waisenkind. Wer hätte jedoch behaupten mögen, daß Fräulein Hardine, welche in so vielen Stücken gegen den Strom zu steuern wagte, einer eigenen Tochter oder Enkelin eine vielseitigere Bildung bewilligt haben würde? Daß das Maß des eigenen Wissens und Könnens ihr nicht das Genügende schien, um einen großen Besitz und ein bedeutendes Amt zu verwalten?

Zu diesen wohl gerechtfertigten Zweifeln gesellte sich die Wahrnehmung eines allmählichen Umwandelns des Reckenburgschen Lebenszuschnittes nach der häuslichen Seite hin. — Der Verlauf war natürlich und folgerecht für eine, die nichts halb tat, wie unser Fräulein Hardine. Denn ein Mensch zieht den andern nach sich und keiner mehrere als ein Kind. Die kleine Waise bedurfte der Wartung, des Unterrichts und Umgangs; sie bedurfte des Raumes zur Pflege, zum Spiel, zur Aufnahme nachbarlicher Genossinnen und deren erwachsener Sippschaft, die nicht spröde auf sich warten ließ. Ein freundliches Gelaß mußte mit den Tändeleien einer Kinder-, später einer Mädchenstube ausgefüllt, Gastzimmer und wohnliche Versammlungsräume mußten eingerichtet werden. Der neue Turm war zu eng und einfach für mehr als eine; die anstoßenden Säle waren zu weit und prunkvoll für weniger als eine Galaversammlung. Da gab es denn Abteilungen und Zwischenwände; wärmende Öfen traten an die Seite der unzulänglichen Marmorkamine; weiche Teppiche bedeckten die kältende Mosaik des Bodens; bequeme Polstermöbel nahmen die Stelle der harten, goldverzierten Sessel ein, duftende Blumengruppen die der modernden Potpourris und wackelnden Chinesen auf den Konsolen. Musik und Gesang ertönten in dem lange stillen Palast, und ein modern gefälliges Gerät bedeckte statt der barocken Silber- und Porzellangefäße die wohlbesetzte Tafel.

Und wie das Haus so die Gartenpracht. Die gesamte tote Götterwelt, vor welcher die kleine Hardine sich gefürchtet hatte, fiel ohne Gnade; die drei- und viereckigen lebendigen Gestalten, über welche sie gelacht, als man sie Bäume nannte, machten unbeschnittenen Strauch- und

Baumpruppen Platz; die steifen Hecken, die glasgesäumten Schnörkelbeete, welche den Tummelplatz der Kinderwelt beengten, verschwanden und weite Rasenplätze rundeten sich an ihrer Stelle zu beiden Seiten der stattlichen Avenue. Junge Mädchen lieben Blumen, und so entfaltete sich weiterhin bis zum Waldesrande ein üppiger Flor; rings um den Gutshof aber dehnten sich Gemüse- und Obstpflanzungen, Glashäuser und Winterbeete, denn das gastliche Haus bedurfte der Leckerbissen, welche die einsame Herrin vordem nicht vermißt hatte. Anmutige Sitzplätze luden allerorten zur Ruhe ein, eine einzige große Fontäne inmitten der Terrasse spendete kühlend die Wassermenge, welche die Ungetüme des Lustgartens in zahllosen Fädchen ausgetröpfelt hatten, und die Singvögel des Waldes flatterten bis an den Rand des Bassins, wo freundliche Kinderhände ihnen Futter streuten. Alles in allem: unsere Reckenburg, ohne ihren herrschaftlichen Ursprung zu verleugnen, hat sich in ein Heimwesen mit zeitgemäßem, bürgerlichem Behagen umgewandelt, und wie hätte fortan ein Bedürftiger ohne Labe und Pflege von ihrer Schwelle gewiesen werden sollen, wenn die kleine Hardine für ihn „bitte, bitte" sprach? Gutgeartete Kinder geben ja so gern, und die kleine Hardine war ein gutgeartetes Kind. Als in den ersten dreißiger Jahren die Cholera rings im Lande viele Opfer forderte und mit einem ihrer Katzensprünge nur unsere Reckenburg verschonte, da errichtete das Fräulein ein stattliches Waisenhaus, und an dem Einsegnungstage ihrer Pflegetochter wurden fünfzig vater- und mutterlose Mädchen darin eingeführt.

So ist die kleine Hardine nun ein erwachsenes Dämchen geworden; und ein wechselnder Verkehr mit Stadt und Land

hat sich angebahnt und ausgedehnt auch über Kreise, die sonst nicht zu der Tafelrunde der Reckenburg gezählt worden waren; innerhalb dieser Kreise werden bei dem seit den Julitagen angeregteren Zeitwesen denn auch wohl Stimmungen laut geworden sein, welchen die große Hardine in früheren Tagen schwerlich Gehör geschenkt haben dürfte. Kurzum wohin wir blicken, da ist seit dem Eintritt des kleinen Bettlerkindes in der vertrauten Umhegung allmählich das Alte neu, das Verlebte jung geworden. Und so sehen wir denn auch nicht mehr die goldene Kutsche mit dem altersschwachen Schimmelzug, sondern ein leichtes Gefährt mit raschem Zweigespann die Herrschaft und ihre Gäste zueinander führen, und nicht mehr die gepuderten Heiducken, sondern ein flinkes, jugendliches Völkchen versieht den Dienst in dem erneuten Haus. Die periodischen Galafeste haben aufgehört, aber im Schloß wie im Dorf singt und springt die Jugend unter dem Maienbaum und Erntekranz; die Schenke streckt einladend ihren Arm in die Luft, die Kegel rollen, die Krüge klappen, wenn auch mit Maß; wir sind noch immer eine ehrbare Kolonie, aber doch andere Leute geworden wie jene, die den wandernden Invaliden mit Wunderaugen betrachteten und die stattliche Festkavalkade keines Blinzelns würdigten. Es herbergte sich gut auch bei den Bauern von Reckenburg; droben aber in den herrschaftlichen Gemächern lockte ein allempfundener Zauber die Gäste herbei, denn die alte Dame lächelte gütig, und die junge war schön.

Indessen sie hieß noch immer schlechthin Hardine Müller, sie nahm eine Stellung ein, die sich ebensowohl für die bevorzugte Gesellschafterin wie für die Verwandtin eines großen Hauses geschickt haben würde. Ausbildung und

Beschäftigungsweise hätten sie für das Familienleben bürgerlicher Kreise geeignet gemacht, Anstand und äußere Form möchte ein hochwohlgeborener Weltmann nicht unter seiner Würde gefunden haben. Und eben weil sie so verschiedenen gerecht schien, sah die Hoffnung jedes Besonderen sich eingeschränkt. Die Bürgerlichen schreckten die Ansprüche der aristokratischen Pflegemutter; die Aristokraten schreckte die plebejische Herkunft ohne verbriefte Zukunftsaussicht. Eine Zeitlang glaubte man an eine Verbindung mit dem ältesten Sohne des Grafen, einem hübschen, flotten Kavalier. Der junge Herr besann sich aber anders, er wählte eine, die Gott weiß wie viele Ahnen, und nicht, wie die kleine Hardine, zwar zehn Sperlinge auf dem Dach, aber einen sicher in der Hand hatte. Es war das zweifelhafte Erbe der Reckenburg, welches von zwei Seiten die Bewerber zurückhielt, und so müssen wir leider die Tatsache konstatieren, daß die liebliche, vielbewunderte kleine Hardine in ihrem zwanzigsten Jahre sich noch keines Heiratsantrages rühmen durfte.

Alle diese Freierzweifel fanden jedoch eine überraschende Lösung, als just in den Hochsommertagen, wo vor zwölf Jahren die Waise des Invaliden an dem Herde der Reckenburg heimisch geworden war, Fräulein Hardine die Verlobung ihrer Pflegetochter bekanntmachte. Der Auserkorene war ihr erster Kindheitsgenosse, der uns bekannte freundliche Gymnasiast, der aber nicht das geistliche Erbamt auf Reckenburg übernommen, sondern nach dem Tode seines Vaters vor ein paar Jahren die juristische Laufbahn mit der ökonomischen unter Fräulein Hardines Augen vertauscht hatte und jetzt als deren Gehilfe die Reckenburg verwaltete.

Manche heimliche Hoffnung wurde durch diese Verbindung zerstört, manche neu belebt. Man nahm sie als einen Akt der Verleugnung, wo man einen der Adoption gefürchtet hatte. Nun und nimmermehr konnte dieses Prototyp einer Edelfrau den Stammsitz ihrer Väter, das Erbe, welches deren Namen in die Zukunft leitet, auf die Familie eines Mannes übertragen, der als Bediensteter in ihrem Lohn und Brot stand. Wer reines Blut in seinen Adern fühlte, brachte ein Hoch aus auf die alte Reckenburgerin.

In wenigen Wochen waren Ludwig Nordheim und Hardine Müller ein Paar. Die unruhige Spannung aber steigerte sich, als schon am Tage nach der Hochzeit sich die Neuigkeit verbreitete, daß das Fräulein von Reckenburg ein Testament übergeben habe. Sie hatte es ohne notariellen Beistand abgefaßt, Siegelung und jedwede gerichtliche Einmischung in die zur Zeit ihres Todes bestehende Verwaltung untersagt, bis nach dreißigtägiger Frist die Eröffnung stattgefunden haben werde. Mit dieser letzten Klausel mochte es allerdings Weile haben. Die Testatorin war an Geist wie Körper kerngesund, kein Haar auf ihrem Haupte ergraut, der stolze Nacken nicht um eine Linie gekrümmt. Sie zählte sechzig Jahre, vielleicht auch mehr, aber sie schien auf ein Jahrhundert angelegt.

Manche unserer heimischen Zeitgenossen werden sich daher des allseitigen Staunens, ja Erstarrens erinnern — dem Herausgeber zittert heute noch die Hand, nun er bei diesem Wendepunkte angelangt ist —, als am 21. September 1837 sich die Kunde von dem Tode der letzten Reckenburgerin gleich einem Lauffeuer über die Landschaft

verbreitete. So fern sie irgendeinem gemütlichen Zusammenhange außer ihrer Flur gestanden, die Blicke und Gedanken von hoch und gering hatten sich Geschlechter hindurch mit einem allzu lebhaften und mannigfaltigen Interesse auf die beiden ungewöhnlichen Schloßherrinnen geheftet, um sich nicht wie von einem persönlichen Schicksale betroffen zu fühlen, als jetzt die Stelle, die sie eingenommen, plötzlich verödet war. Wer sollte diese Stelle fortan füllen? Einzelne wie Korporationen forschten ängstlich nach dem leisesten Faden, welcher zu der bewährten Segensquelle leiten konnte. Jedweder sah sich zu einer Hoffnung berechtigt, um so mehr, als keiner zu einem Anspruch berechtigt war und nur Glück oder Gunst ihm ein großes Los in die Hand spielen konnte.

Aber es waren nicht diese Glücksjäger allein. Ein umfänglicher Gemeindeverband hatte eine Oberherrin verloren, die sich sein Gedeihen zur Aufgabe eines langen Lebens gesetzt, eine große Zahl Beamteter die gerechteste Gebieterin, auch die Armut eine milde Versorgerin, seitdem durch die Hand eines Bettlerkindes die Tugend der Barmherzigkeit eine Sitte auf Reckenburg geworden war, und es ist nicht zuviel gesagt, daß Tausende mit beklommener Brust der Stunde entgegensahen, die über die Wahl des Erben von Reckenburg entscheiden sollte.

Keiner aber empfand diese Beklemmung tiefer als das junge Paar, dessen sorgloses Glück durch den jähen Tod einer Wohltäterin so dunkel getrübt worden war. Erst seit dieser Stunde fühlten Ludwig und Hardine voll und ganz das Bedeuten ihrer früheren Verwaisung, fühlten sie das Bangen der Heimatlosigkeit. Ein warmes, weiches

Nest hatte sie bis heute geborgen; wo aber sollte die Hütte ihrer Zukunft stehen?

Und es war nicht nur die zweifelhafte Zukunft, nicht nur der Kummer der Gegenwart, es war auch das Geheimnis der Vergangenheit, welches die Herzen der armen Kinder so ängstlich zusammenzog. Sie allein von den vielen, welche der letztgültigen Entscheidung über ihre Heimat mit Spannung entgegensahen, sie allein wußten, daß gleichzeitig das Rätsel sich lösen sollte, welches der Waise des Invaliden eine Freistatt in derselben eröffnet hatte.

Als an jenem unglückseligen Morgen die jungen Gatten frohen Mutes zum gewohnten Frühgruß in das Zimmer ihrer mütterlichen Freundin traten, fanden sie dieselbe nicht wie alle Tage für ihren Geschäftsbetrieb gerüstet. Das Bett war unberührt, sie selber aber saß im Nachtkleide zurückgesunken in dem Lehnstuhle, der schon in ihrem Vaterhause gestanden hatte. Auf dem Schreibtische vor ihr lag die alte Erbbibel aufgeschlagen bei dem achten Kapitel des Römerbriefes, und die Worte des vierzehnten Verses: „Denn welche der Geist Gottes treibt, die werden Gottes Kinder heißen," waren sichtbarlich frisch unterstrichen. Neben der Bibel aber fanden sie ein Manuskript, dessen Aufschrift mit den gewohnten kräftigen Handzügen lautete:

„Mein Geheimnis. Ohne Zeugen zu lesen von Ludwig und Hardine Nordheim am Abend vor der Eröffnung meines letzten Willens."

Erst spät in der Nacht schien das Siegel auf diese Mitteilung gedrückt worden zu sein, denn die Lackstange wie das Reckenburgsche Wappen zeigten Spuren des kürz-

lichen Gebrauchs, und die einzige Kerze, welche dem scharfen Auge und der schlichten Gewöhnung der Matrone noch immer genügte, war tief herabgebrannt. Noch hatte sie die Flamme sorglich gelöscht, dann mit gefalteten Händen, im Rückblick oder Aufblick, mochte sie noch eine Weile geruht haben und so entschlummert sein. Nicht, wie die Kinder beim ersten Eindruck hofften, um wiederum zu erwachen, nein, eingeschlummert für immer. Ein Herzschlag hatte sie getötet. Kein Zeichen von Kampf oder Krampf entstellte die ruhigen Züge, ein leises Lächeln umspielte die Lippen, und auf den Wangen war der letzte rötliche Hauch noch nicht entflohen. Das tote Antlitz sah sich schöner an als einst das lebende. Noch zeigte es das milde Entzücken des Heimganges, jenen Adel der letzten Stunde, welcher den Schmerz der Überlebenden zu ewigem Troste verklärt. Die letzte Reckenburgerin war geschieden vor dem Hinsiechen einer Kraft, im bewußten Frieden mit Gott, mit seiner Welt und mit sich selbst.

Heute aber lief die Monatsfrist zu Ende, die sie bis zur Enthüllung ihres langbewahrten Geheimnisses anberaumt hatte. Die Sonne des Oktobertages neigte sich, und wir empfinden den feierlichen Ernst, mit welchem wir die jungen Gatten, in tiefe Trauerkleider gehüllt, die Terrasse hinabsteigen und schweigend den Ulmengang bis zum Waldesrande verfolgen sehen.

Eine langgehegte Neigung des Herzens hatte Ludwig und Hardine zusammengeführt, und die Liebe, sagt man ja, wählt blind. Aber auch der scharfprüfende Blick ihrer Beschützerin würde kaum zwei Menschen gefunden haben, welche wie diese beiden zur gegenseitigen Ergänzung geschaffen schienen.

So klaren Auges, von ſo kraftvoller Struktur und Färbung, wie die des jungen Mannes, ſo hoch aufgerichtet wie ihn, würden wir uns einen leiblichen Sproſſen des Reckenburger Stammes haben vorſtellen können. So ſicher ſeiner ſelbſt und raſch zur Tat mußte der Gehilfe ſein, welchen Fräulein Hardine ſich in ihrem Amte erwählt hatte. Der frohmütige Gymnaſiaſt, der ſchon bei der erſten Begegnung das Herz des wandernden Invaliden gewonnen hatte, war ein ganzer Mann geworden und ein guter Mann.

Hardine aber, wie ſie ſich jetzt ſo dicht an den einzigen Beſchützer ſchmiegt, deſſen Schulter der weiche, goldglänzende Scheitel kaum erreicht, jeder Blick des großen, feucht ſchimmernden Auges eine Frage, jede Biegung der anmutigen Glieder, jede Blutwelle unter der durchſichtigen Haut der Ausdruck eines liebebedürftigen Gemüts, ſo gleicht ſie der jungen Birke, deren Laub im leiſeſten Hauche zittert, und deren zarter Schaft zuſammenknicken würde, wenn Sturm und Wetter ſich nicht an dem hochragenden Wipfel des ſchützenden Eichenbaumes brechen ſollten.

Es war einer von den ſeltenen Tagen, deren Sonnengold und Farbenſpiel wir ſo dankbar als letzte Gunſt des Jahres genießen. Ludwig und Hardine erſtiegen einen Hügel, der, zwiſchen Garten und Forſt, meilenweit über die Flußaue einen Ausblick bietet. Die Herbſtſpinne hatte die Stoppeln der Felder mit einem ſilbernen Netze verhüllt, die Zeitloſe einen Violenſchimmer über die noch immer ſaftgrünen Wieſen gebreitet. Leiſe drangen die Glocken der abweidenden Herden herauf; die Spätlingsdüfte der Reſeda miſchten ſich mit der Würze des Wal-

des, der in allen Schattierungen des absterbenden Laubes und der immergrünen Nadeln die Landschaft umrahmt. Breit und ruhig wallte der Strom, ein Spiegel reinster Himmelsbläue, bis er fern im Westen im Glanze der sinkenden Sonne verschwand; gegen Morgen aber stand die feine Sichel des Mondes gleich einem Diadem über dem schwärzlichen Tannenforst, und aus dem Grunde stiegen schon jene weißen Dunstschleier in die Höhe, welche an die Ahnungen unsrer Seele erinnern, wenn Sang und Duft der Jugend erloschen sind.

Keine Jahresfärbung steigert die einfachen Formen unserer Landschaft zur Schönheit, wie die des Herbstes, und, war es zum Lebewohl, war es zu einem heimatlichen Glückauf, daß sie heute ihren blendendsten Schmelz entfaltet hatte?

Ludwig und Hardine hatten eine Weile schweigend das reichgesättigte Bild überschaut. Jetzt unterbrach der junge Mann die Stille; er faßte der Gattin Hand und sprach mit einem Lächeln und herzerschließenden Klang der Stimme: „Ja, es ist eine liebe Heimat, und es müßte köstlich sein, sich aus eigenem Vermögen in ihr ein Bürgerrecht zu erwerben. Aber trockene deine Tränen, meine Hardine. Gehören wir nicht eins dem anderen? Sind wir nicht durch *sie* zu froher Tätigkeit gewöhnt? Du wirst auch anderwärts glücklich sein, mein liebes, sanftes Weib!“

„Überall, Ludwig, überall mit dir!“ flüsterte sie, indem sie den hellen Kopf an seine Brust gleiten ließ. Nach einer Pause aber setzte sie hinzu, und ein Schauer überrieselte die schwanke Gestalt: „Es ist ja nicht *das*, Ludwig, nicht das allein — —“ Sie stockte, er aber sagte:

„Nein, es iſt nicht das, und ich weiß, was es iſt, Hardine. Kein bangeres Geheimnis als das des Blutes. Liegt uns die Zukunft verhüllt, die Vergangenheit wollen wir klar überblicken, wollen die Ahnen kennen, denen wir die Wohltat des Daſeins zu danken haben. Und darum —"

„Darum!" hauchte die junge Frau.

„Darum," fuhr jener fort mit einer ſtolzen Zuverſicht, als gälte es einen Zweifel an der eigenen Ehre zurückzuweiſen, „darum ſage ich: was auch die nächſte Zukunft enthüllen mag, nun und nimmer einen Makel auf dem hehren Bilde dieſer Frau, die uns beiden eine Mutter geworden iſt."

Die Gattin beugte ſich und küßte des Mannes Hand zum Dank, daß er ihr ein frohes Bewußtſein bekräftigt habe. Dennoch floſſen ihre Tränen noch immer. „Und mein Vater, Ludwig," ſchluchzte ſie, „mein armer Vater— "

„Dein Vater," verſetzte Ludwig, „klammerte ſich im Schiffbruche des Lebens an den Strohhalm einer Erinnerung, eines Wahns, um ſich ſelber und ſein hilfloſes Kind vor dem Verſinken zu retten."

Die junge Frau ſchluchzte krampfhaft. Ihr Mann küßte ſie auf die Stirn und zog ſie neben ſich auf eine Bank, über welche ein Ebereſchenbaum ſeine ſchweren Traubenzweige hängen ließ.

„Faſſe dich, mein Kind," ſagte er. „Uns bleibt noch eine Stunde. Laß uns die Enthüllungen, welche wir vermuten, durch unſere Erinnerungen vorbereiten. Niemals würde ich mir ſolch eine Ausſprache ſelber mit meinem geliebten Weibe geſtattet haben, ſolange ihre Augen über uns wachten. Ich fühlte ihre heimliche Mißbilligung.

Heute aber, wo ihr eigener Wille das Geheimnis brechen wird, heute frage ich dich, Hardine: hat ſie je gegen dich der Vergangenheit erwähnt?"

„Niemals, niemals, Ludwig," beteuerte die junge Frau.

„Und auch gegen mich nur mit einem einzigen ernſten, aber nicht enthüllenden Wort," ſagte Nordheim, von der Erinnerung bewegt.

„An jenem glückſeligen Morgen, wo ſie meine langgehegten Wünſche zum Ausdruck und zur Erfüllung brachte, da fragte ſie mich: ‚Kennſt du die Abſtammung des Kindes, Ludwig, deſſen Schutz du von heute ab übernimmſt?' Und als ich die Frage bejahte, fuhr ſie fort: ‚Sie iſt in Ehren geboren; ihr Vater war ein tapferer Soldat, deſſen Wunden die ſpäteren Verirrungen deckten. Sei auch du ein tapferer Soldat und ſcheue nicht die Wunden in dem immerhin ſchweren Kampfe des Lebens.' Das iſt das einzige Mal, daß ſie das Andenken Auguſt Müllers in mir wachgerufen hat."

Ludwig ſprach eine lange Weile über jene erſte traurige Zeit. Das Gedächtnis des lebhaften, neugierigen Schülers hatte manches erfaßt und erfahren, was dem blöden kleinen Mädchen entgangen oder entfallen war. Er ſcheute ſich nicht, ſie an ihres Vaters verwahrloſten Zuſtand und ſelber an ihren eigenen zu erinnern, wie ſie, ein zitterndes, halbnacktes Vögelchen, faſt ſtumpfſinnig von Entbehrung und Elend, der Frau unter die Augen getreten ſei, die ihren Abſcheu vor jeder Art von Verkommenheit bisher noch zu keines Menſchen Gunſten verleugnet habe.

„Ich kann uns dieſen Rückblick nicht erſparen, mein liebes Herz," ſagte er, „auf daß wir die Frau verſtehen lernen und ihre Tat. Frage dich nun ſelber, ob ſolch eine Er-

scheinung, mit dem unerhörtesten Anspruche sich zudrängend und sich des schmählichsten Unglimpfes nicht entblödend, ob sie die bisherige Natur, die bisherigen Grundsätze unserer Freundin erschüttern, oder ob sie dieselben schärfen mußte?"

Weiterhin sprach er von den Folgen jener Begegnung. Erst in dieser Stunde erfuhr Hardine, mit welchem Opfer die an Ehrerbietung gewöhnte Matrone ihr Geheimnis bewahrt habe, und beider Wesen beugte sich vor diesem schweigenden Heldenmut, den die junge Frau mit dem ihr geläufigsten Worte „Liebe" nannte.

„Nein," so schloß aber Ludwig seine umsichtige Betrachtung, „nein, es war nicht, was du Liebe nennst, Hardine, nicht ein natürlicher Zug, welcher der strengen Lebensregel dieser Frau und der von ihr hochgehaltenen Meinung der Welt Trotz bieten hieß. Und es war auch nicht der übernatürliche Trieb der Christin, der Schmach und Verfolgung als eine Seligkeit auf sich nimmt."

„Und was denn, Ludwig?" hauchte die junge Frau, „was denn?"

„Ein Geheimnis, wie sie es selber nennt, ein Geheimnis, das, wenn es sich löst, uns lehren wird, daß wir die Macht besitzen, auch *gegen* unsere Neigung das Rechte zu tun. *Gewissen* heißt sie, jene himmlische Macht, auf welche in *erster* Ordnung alles Menschliche sich gründet. Diese Frau erfüllte eine Pflicht. Sie erfüllte sie voll und ganz nach ihrer groß geschaffenen Natur. Und wenn im Laufe der Zeit der rückwirkende Segen der Liebe ihrer Tugend entquoll, so sind wir *zweimal* ihre Schuldigen geworden: zuerst um des Kampfes willen, welchen sie bestand, und dann um des Sieges willen, welcher sie zu unserer Mutter machte."

Ludwig Nordheim erhob sich nach diesen Worten, ergriff die Hand seiner Gattin und fuhr nach einer Pause mit warmer Bewegung fort: „Und darum, meine Hardine, ehe wir das letzte Wort aus ihrem Munde vernehmen, lege deine Rechte in die meine zu einem unverbrüchlichen Entschluß. Was diese Frau uns enthüllen oder vorenthalten wird: wir wollen es verehren als die Offenbarung einer Mutter; was sie uns heißen oder verbieten wird, wir wollen ihm gehorchen als dem Gesetz einer Mutter. Sollen wir arm und auf uns selbst gestellt in die Fremde ziehen, wir zweifeln nicht; es war die Weisheit einer Mutter, welche den Stachel der Not zu unserer Reife erkannte. Zeigt sie uns einen Pfad: wir wandeln ihn; eröffnet sie uns ein Amt: wir warten sein, stark durch den Rückblick auf sie. Endlich aber, meine Hardine: wenn unter ihrer Hand ein Bild sich entschleiern sollte, welches die Enkel verehren möchten, und vor welchem sie errötend die Augen niederschlagen, so zählen wir unser Geschlecht von dem Tage an, wo diese Frau dem losgelösten Kinde eine Freistatt in ihrem Herzen eröffnet hat; und wir wollen unsere Häupter hoch tragen, gerade darum, denn die freie Liebe einer Mutter hat sich zwischen uns und den nächtigen Schatten gestellt."

Er schwieg. Die Gattin hatte ihre beiden Hände in seine Rechte gelegt und er hielt sie eine Weile mit kräftigem Drucke umschlossen. Es war Abend geworden, das letzte Rot verglüht, der erste Stern am Horizonte aufgestiegen, die weißen Nebelgestalten der Aue drangen immer dichter und dichter zu den dunklen Föhrenwipfeln empor. Noch einen Abschiedsblick in die Runde, dann wendeten Ludwig und Hardine sich rasch und gingen schweigend, aber mit

lebhafteren Schritten, als sie gekommen, dem Schlosse zu. Ohne Aufenthalt betraten sie das einfache Turmgemach, das noch unverrückt die Spuren des entschwundenen Lebens trug.

Fräulein Hardine hatte im Laufe des Sommers einem namhaften Künstler zu dem einzigen Bilde gesessen, welches von ihr existiert und welches jetzt, seiner Bestimmung gemäß, in dem Ahnensaale der Reckenburg das letzte Feld einnimmt. Von der kinderlosen Erbauerin war dieser Platz dem fürstlichen Gemahle zugedacht, um die Reihe mit einem Purpur abzuschließen. Nun weilt der Beschauer sinnend vor der schlichten Gestalt, welche der Künstler gut gemalt, aber besser noch aufgefaßt hat.

Wir haben eine lange Reihe hinter uns. Zu Anfang die nach Natur und Kunst ziemlich grobschlächtigen, ritterlichen Damen und Herren in Schaube und Barett, in Koller und Panzerhemd. Dann, zahlreich vertreten, der Kavalier und sein Gespons, in Lockenperücke und Zopf, uniformiert und besternt, Puder, Toupet und Schönpflästerchen, tanzmeisterliche Haltung und Höflingspas. Endlich die kleine Figur der Gräfin mit dem scharfen Vogelprofil, ein neunperliges Krönchen in der hochgetürmten Frisur, wie sie vor den Ruinen der alten Burg den Bauplan des neuen Schlosses in der beringten Hand entrollt.

Die Spanne fast eines Jahrhunderts liegt zwischen diesem Bilde und dem, welches die Reihe schließt. Und welches Jahrhunderts! Mit Siebenmeilenstiefeln rennt die gewaltigste Umwälzung, welche die Weltgeschichte kennt, an unserem Geiste vorüber. Der Fuß tut einen Schritt — und wir stehen vor der Gestalt Fräulein Hardines.

Alle Frauen der Galerie und selber die Mehrzahl ihrer männlichen Vorgänger überragend, ist sie in einer Waldeslichtung und im Vorwärtsschreiten dargestellt, den Blick mit ruhiger Zuversicht in die Gegend gerichtet, von welcher das Licht in die Szene fällt. Schlicht gescheiteltes Haar, ein jagdgrünes Gewand, in der Hand einen Eichenzweig: so wie wir ihr täglich auf ihren Flurgängen begegnet sind. Auf der Brust als einzigen Schmuck das schwarzweiße Ordenszeichen der Befreiungsjahre.

Ist es auch nur der Lauf und Ablauf eines Geschlechts, die Gesamtheit spiegelt sich uns in diesem Einzelbilde. Unser Herz war beklommen, nun schlägt es getrost. Wir fühlen uns gemahnt an jene Menschheitspfeiler, welche, an die Grenzen zweier Zeiten gestellt, aus der alten hinaus die Brücke in eine neue schlagen, gemahnt durch das gute Bild von unserem Fräulein Hardine.

Dieses Bild war erst nach dem Tode der Dame von dem Maler abgeliefert und von den Kindern mit einem Asternkranze umrahmt, für die heutige Weihestunde über dem Lehnstuhle befestigt worden, auf welchem die Teure den letzten Atemzug ausgehaucht hatte.

Dem Bilde gegenüber nahmen sie ihren Platz vor dem altväterlichen Eichentische, auf welchem die Bibel bei dem achten Kapitel des Römerbriefes aufgeschlagen geblieben war. Hardine zündete die Kerzen an und legte ihre zitternde Hand in die ihres Gatten.

Nach einem tiefen Atemzuge löste er die Siegel des Schriftstückes, und ohne Unterbrechung, als die eines liebreichen Blickes auf die still weinende Frau oder auf das Bild in der Höh, las er den Inhalt, den wir dem Leser vorausgegeben haben bis zu dem Tode des Invaliden.

Das Geheimnis der Vergangenheit war enthüllt, dem Geiſte nach ſo, wie Ludwig Nordheim es der Gattin vorausgekündigt hatte. Nur wenige Blätter blieben noch in ſeiner Hand; er ahnte, daß ſie das Geſetz für ihre Zukunft enthalten müßten, und nach einer langen, langen Pauſe las er den letzten Abſchnitt von der Geſchichte der ſeltenen Frau.

Dreizehntes Kapitel

Der Jungbrunnen

Das Schlußkapitel meiner Geſchichte haben wir miteinander durchlebt, liebe Hardine. Es wird Dir wenig erzählen, deſſen Du Dich nicht erinnerteſt, und ſoll nur ein Fazit ſein von dem, was wir uns gegenſeitig ſchuldig geworden ſind.

Du glaubſt, es ſei eine warme Hand geweſen, welche die Waiſe von der Leiche des Vaters unter ein heimiſches Dach geführt hat. Wie oft habe ich mit Scham den Dank Deiner Tränen auf dieſer Hand empfunden! Mein Kind, es war ein ſehr froſtiges Geleit, und es hat lange gewährt, bis ich — Dich lieben etwa? — o nein, bis ich Deinen Anblick nur ertragen lernte.

Es war ein Moment in meinem Leben, in welchem die letzte matte Spur von dem, was die Menſchen Anzügliches für mich gehabt hatten, zu erlöſchen drohte. Das Schickſal, deſſen Zeuge ich geweſen, hatte mich erſchüttert, nicht erweicht. Aus Liebe war Dorothee zur Sünderin geworden; aus Liebe der Mann, der ſein ganzes Leben auf ſie geſtellt hatte, ein Betrogener; in einem unbeſtimmten Drange der berechtigtſten Empfindung Auguſt Müller zu einem Ehrenräuber und Verleumder; und ich ſelber, hatte ich nicht in der Jugend den ſicheren Ankergrund meines Lebens einer gefühlvollen Anwandlung preisgegeben, um im Matronenalter den Geifer der Welt als gerechte Strafe dafür einzuernten? „Das Herz macht uns zu Schwächlingen und Toren!“ rief ich mit einer Bitterkeit, wie ich ſie niemals gekannt hatte.

Denn ich ſpürte den allſeitigen Abfall von meiner Per-

ſon um ſo tiefer, da ich ihn nicht zu ſpüren ſchien, und da ich mich bis zum letzten gegen ſeine Möglichkeit geſträubt hatte. Keiner dieſer Menſchen, auch nicht der Graf, war meinem Gemüte ein Verluſt; nicht erſt an ihrer Schätzung hatte ſich mein Selbſtgefühl entwickelt. Aber Ehre und Ehrerbietung, gleichen ſie nicht der Luft, die den Atem in der Bruſt unterhält, den Atem, der um ſo ſtärker ringt, je ſchwächer der Pulsſchlag des Herzens den inneren Kreislauf belebt? Alle dieſe Menſchen, auch das wußte ich recht gut, führte über kurz oder lang Eitelkeit und Eigennutz mit dem Schein der Ehrerbietung zu mir zurück. Aber ich wußte auch, daß das Grundweſen der Ehrerbietung für alle Zeit vernichtet war. Und die Ehre iſt nicht ſelbſtgenügſam wie das Gewiſſen, ſie lebt nur durch und in dem Widerſtrahl. Es iſt ein einſames Feuer, das in dem Wartturme brennt, aber es leuchtet dem Schiffer zu ſeinen Füßen, und erliſcht es, ſteht der Turm als ein zweckloſes Gehäus. Wie ſolch ein ausgelöſchter Leuchtturm kam ich mir vor.

Und was hatte ich als Entgelt dafür, daß der Ehrenname der Reckenburg unter Spott und Hohn verhallen ſollte? Eine Aufgabe für den tatkräftigen Sinn? Eine Herzensluſt, ja nur die Erinnerung daran — für welche ſchon manche Ruf und Ruhe in die Schanze geſchlagen hat? Nun, die Verſorgung eines Bettlerkindes war kein Heldenſtück für die reiche Frau, die ohne Opfer Hunderten ein Gleiches hätte erweiſen dürfen; aber eine Herzensfreude war ſie noch weniger als ein Heldenſtück.

Wenn es noch ein Knabe geweſen wäre! Ein friſcher, fröhlicher Geſell, wie Ludwig Nordheim etwa, der ſich zu einem tüchtigen Arbeiter auf meinem Felde heranziehen ließ. Aber ein Mädchen! Was ſollte mir und meiner Recken-

burg solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, das bestenfalls Stricknadel und Kochlöffel regieren lernte? Und ein verkümmertes, trübseliges Geschöpf obendrein, in dem kein Zug mich an das Paar erinnerte, das mir den Jugendsinn der Schönheit erweckt und bisher allein befriedigt hatte. Gründete ich dem Kinde eine bürgerlich behagliche Existenz, für welche ich es, nach seiner körperlichen Erholung, in einer braven Predigerfamilie erziehen ließ, so war mein gegebenes Wort und damit meine Aufgabe gelöst.

Die Sorge für diese körperliche Erholung hatte ich meiner Kammerfrau übertragen, auf die ich mich verlassen durfte wie auf mich selbst. Denn „gleiche Herrn, gleiche Diener", das Axiom galt seit der Neubegründung der Reckenburg. Das Kind wurde gekleidet, genährt, gebadet, gepflegt auf ein Titelchen nach der Vorschrift des Medikus oder meinem eigenen Befehl mit der nämlichen Akkuratesse, wie meine Wäsche gebügelt oder meine Zimmer entstäubt wurden; aber auch nicht einen Funken über den Diensteifer hinaus. Ich konnte dessen versichert sein, ohne nachzuschauen. Indessen schaute ich nach, sooft ich vor und nach meinen Flurwegen auch die Gesindestuben im Parterre revidierte. Es fehlte an keiner Schuldigkeit, und das Kind war sichtlich gesund. Aber es hockte müde, mit leeren, wässerigen Augen im Ofenwinkel oder in einer sonnigen Ecke auf der Terrasse, sprach ungefragt kein Wort und legte gleichgültig das Spielzeug beiseite, das man ihm in die Hand gegeben hatte. „Das Kind ist idiot!" sagte ich, indem ich ihm den Rücken wendete.

Monate waren in dieser Stimmung vergangen, die häßlichsten, weil hoffnungslosesten meines Lebens. An einem Novembermorgen erhielt ich das königliche Patent, das

mich zur gnädigen Frau erheben sollte. Ich erkannte die gute Absicht, eine verpfuschte Sache wieder ins Schick zu bringen, schrieb meine Danksagung und legte den huldreichen Akt zu den Akten.

Später als andere Tage trat ich aus diesem Anlaß meinen Flurgang an. Auf der Terrassentreppe saß das Kind. Seine Augen, gewöhnlich halbbedeckt und schläfrig geradeaus gerichtet, waren heute groß zum Himmel aufgeschlagen, an welchem die Sonne, noch hinter einem Nebelflor, um den Durchbruch kämpfte. Der Blick frappierte mich; ich ging schweigend vorüber, aber nach etlichen Schritten kehrte ich um und fand das Kind noch in dem nämlichen Aufschauen, unbekümmert, daß der schwarze Neufundländer, mein häufiger Begleiter, seine Bekanntschaft suchte, indem er das Frühstückbrötchen aus den kleinen Händen zu sich nahm.

Ich konnte den Blick nicht loswerden. Es war zum ersten Male, daß meine Gedanken sich mit dem Kinde beschäftigten. Ich kürzte meinen Morgengang ab, kehrte des nämlichen Weges zurück und stand still vor einem Bildchen, das, wäre ich ein Maler gewesen, ich augenblicklich skizziert haben würde.

Die Kleine saß noch auf derselben Stelle, und der große schwarze Hund geduldig ueben ihr. Sie hatte die Ärmchen um seinen Hals geschlungen und den Kopf in sein zottiges Fell gewühlt. Die Sonne, die jetzt klar und fast sommerwarm niederschien, breitete einen Goldschimmer über das lose, flatternde Haar; ich bemerkte erst jetzt, daß es sich anmutig kräuselte, daß auch die steckenartigen Glieder sich gebleicht und gefüllt hatten, und die Bäckchen, die im Augenblick ein leises Rot überhauchte, sich kind-

lich zu runden begannen. Ein friedliches Behagen prägte ſich aus über der kleinen Geſtalt. Bei meinem Nahen hob ſie die Augen zu mir auf, belebt und dunkelblau; ſie lächelte zum erſten Male unter meinem Dach — vielleicht zum erſten Male im Leben.

„Das Kind friert. Es braucht Wärme!“ ſagte ich, und von dem Tage ab wohnte und ſchlief es in meinem Erkerturm, der gegen die Mittags- und Abendſonne gelegen und allein von der langen, glänzenden Zimmerflucht warm und allenfalls wohnlich eingerichtet war.

Nun aß ich mit der Kleinen an einem Tiſch, nun ſah ich ſie morgens und abends in ihrem Bett, nun merkte ich auf die Entwickelung des zarten Keimes. Lange freilich noch nicht mit der bewußten Liebe des Gärtners, der ein Samenkorn zum Pflänzchen auferzieht, aber doch mit einer Art von neugierigem Verlangen: ob es wohl zur Blüte kommen wird? Sie wurde täglich weißer, runder, gefälliger anzuſehen. Manchmal rief ich überraſcht: die Dorl! Aber ſie drehte ſich nicht wie die Dorl, lachte nicht, ſchwatzte nicht, ſpielte nicht wie ſie, und der große ſchwarze Hund war ihr einziger, aber treuergebener Freund.

Ich hatte mit dem Prediger einen Unterrichtsverſuch verabredet, der nach Neujahr mit dem ſchwächlichen Geiſte angeſtellt werden ſollte. Am Nachmittag des Weihnachtsheiligabends kam er zu mir, die Kleine zur Chriſtbeſcherung einzuladen, die ſein Sohn, als Feriengaſt, heimlich aufgebaut hatte. Im Schloſſe wurde nicht beſchert; das Dienſtperſonal erhielt ſein ausbedungenes Geldgeſchenk und ein ſtehendes Feſtgericht. Im übrigen glich der Freudenabend der Chriſtenheit allen anderen Abenden des Jahres.

Der junge Herr Ludwig hatte den Vater begleitet und blieb bei dem Kinde, während ich mit jenem in Gemeindeangelegenheiten noch einen Gang durchs Dorf machte. Als wir zurückkehrten, saß der junge Herr im Fenster, durch welches die Sonnenstrahlen schräg in das Zimmer fielen, und das Kind saß auf seinen Knien, die Händchen in den seinen, den Kopf an seine Brust gelehnt, und die Augen leuchtend zu ihm aufgeschlagen; er hatte eben eine hübsche Legende vom Christkindchen zu Ende gebracht. Mir war es niemals eingefallen, der Kleinen ein Märlein oder Stücklein zu erzählen; wüßte auch wahrlich nicht, wie mir eins hätte einfallen können.

Ich ließ das vorrätige Spiel- und Naschwerk nach der Pfarre tragen und begleitete, obgleich nicht mit eingeladen, das Kind hinunter. Solange ich meine Winter regelmäßig auf Reckenburg verlebt, also seit sechsunddreißig Jahren, hatte ich keine Christbescherung angesehen, und fürwahr, es muß ein Zauber aus dem lichterglänzenden Tannenbaum strahlen, ein Zauber, der eine heilige Familienfreude weckt. Die zäheste alte Jungfer wird zur Mutter, während sie die Christlichter brennen sieht und die Würze der Nadeln, mit der des Wachsstocks, der Früchte und Süßigkeiten gemischt, dies unvergleichliche Weihnachtsgedüft, ihr in die Nase steigt.

Und wie feierlich spielte und sang nun Herr Ludwig am Klavier: „Vom Himmel hoch da komm ich her!" Und wie künstlerisch hatte er seinen Lichterbaum aufgeputzt, wie geheimnisvoll die Bescherung verteilt, wie lieblich das Christkindchen in der Mooskrippe gebettet! Eine muntere Schar aus dem Schul- oder Forsthause war als Festgenossenschaft eingezogen, und — wißt ihrs noch? — wie die kleine

Hardine wett mit ihr Ringelrund um den Weihnachtstisch tanzte, wie sie spielte, lachte und ihrem Meister nach „O Tannenbaum, o Tannenbaum" zwitscherte, so frisch und fröhlich wie der anderen keins? Als sie aber spät abends an der großen Hardine Hand über die im Mondlicht glitzernde Schneedecke durch das totenstille Dorf in das totenstille Schloß zurückkehrte, da erzählte sie ihr Wort für Wort die Geschichte vom Christkinde, die sie heute zum ersten Male von freundlichen Lippen gehört und im Bilde geschaut hatte, und in dem alten Herzen regte sich zum ersten Male das Ahnen der Gotteserscheinung nicht bloß in dem einen gnadenreichen, aber in jedem hilflosen Menschenkinde.

„Die Kleine ist nicht idiot," sagte ich, als ich vor Schlafengehen sie mit purpurnen Wangen und raschem, kräftigem Atem in ihrem Bettchen liegen sah, „aber sie braucht Erregung und Freude."

Trotz der Sabbatfeier stellte am ersten Festtage ein Lehrmeister auf Schloß Reckenburg sich ein. Nordheim junior, als Substitut für seinen vielbeschäftigten Herrn Papa. Und als der Substitut am Feste Epiphanias seine Würde niederlegte, da wußte das Wunderkind zwölf Märchenstücklein und sämtliche Buchstaben wie auch Grundzahlen am Schnürchen herzusagen. Der Fortschritt erlahmte ein wenig unter der Methode des älteren Professors, regelmäßig aber während der festlichen Ferienzeit rannte er mit Siebenmeilenstiefeln voran, namentlich in der rhetorischen Kunst. Als das verhängnisvolle Königsfest jährig ward, da dachte ich nicht mehr daran, die kleine Anwärterin des Kochlöffels in einer braven Predigerfamilie zu versorgen, sondern dankte Gott, daß ich sie als Schatz des neuen Turmes hüten durfte.

Nun aber ward es erstaunlich, welche nie gekannten Bedürfnisse ich dem bescheidenen Kinde Tag für Tag zu befriedigen fand, wie mit jeder Befriedigung der Hunger nach neuen Bedürfnissen wuchs, und wie das nüchterne, einförmige Leben allmählich so bunt und mannigfaltig ward rings um mich her. Das Kind brauchte Behagen und Freiheit, es brauchte Gespielen und Freunde, Blumen und Vögel, Sang und Klang; es brauchte Almosen für die Armen und Obdach für die Waisen, die es sich nachgelockt hat; alles in eins gefaßt: das Kind braucht Liebe!

Wenn wir das Leben bedeutender Menschen, wie es die Geschichte oder der Dichter uns vorführt, überschauen, so finden wir in heißen Jugendkämpfen, in Lust und Leid ein aneignendes Streben, ein Drängen mit der eigenen vollen Persönlichkeit in die der anderen hinein, bis denn am Ende, nach mancher Verirrung, befriedigt oder entsagend, das Ich zur Ruhe kommt, die Heldenmäßigen selbstvergessend für eine Gesamtheit wirken, Denker und Dichter beschaulich das Ganze wie das Einzelne an sich vorüberziehen lassen.

Aber nicht bloß bei diesen Auserwählten, auch im Alltagslauf zeigt sich wohl eine beschränktere, aber keine abweichende Entwickelungsart: Freude, Wünsche, Sehnsucht, Anschluß in der Jugend, und im Alter Entsagen, Vereinsamen, bescheidenes Zurückziehen in den Beruf, in den Mechanismus der Stunde, und bei den Glücklichsten unter uns in die Religion.

Mich hatten Natur und Schicksal den entgegengesetzten Weg geführt. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, trat ich ohne Tanz und Spiel, ohne Genossen, ohne Streit, außer dem flüchtigen mit einem Traumgespinst, ohne weitab führende Irrung, in einen männlichen Beruf, in ein

Wirken für andere mehr als für mich ſelbſt, und fühlte mich durch dieſes Wirken beglückt bis in die Matronenjahre hinein. Erſt in dem Alter, wo andere weiße Haare tragen, regte ſich der verſäumte Jugendſinn, regte ſich ein unbeſtimmtes Bedürfen, das über das Schaffen hinaus mich einem natürlichen Zuſammenhang verbände.

Und dieſes ſpäte, kaum verſtandene Bedürfen, es wird geſtillt wie durch ein Wunder. Aus der geſamten reichen Welt, die mir die Auswahl bietet, iſt es die verlaſſenſte, die armſeligſte Kreatur, ein Stein des Anſtoßes auf meinen Weg geſchleudert, die ſich mir an das Herz ſchleicht, es umſpinnt, es weckt, es füllt bis auf die letzte Falte; die alle Anſprüche verdrängt, alle Wünſche überbietet, die, ohne es zu ahnen, die alte Umgebung verwandelt, die verlebte Gewohnheit umbildet, die breite Fülle der Gegenwart, junge Geſchlechter, natürliche Freuden und das Walten der Liebe an die Stelle der erſtarrenden Regel ſetzt.

Meine liebe Hardine, wer iſt dem andern mehr ſchuldig geworden, die hilfloſe Waiſe, die in dem Hauſe der reichen alten Frau eine Kindesſtelle fand, oder iſt es die reiche alte Frau, die durch das Bettlerkind Jugend, Liebe und Freude hat kennen lernen, die durch dieſes Kind eine beglückte Mutter und erſt ein Weib geworden iſt?

In einem einſamen Born, kühl und durchſichtig wie ein Kriſtall, da iſt einmal ein Staubkorn gefallen, das Samenkorn einer Blüte, die niemand blühen ſah. Lange, lange Jahre hat es auf dem Grunde geruht und plötzlich treibt es verwandelt empor, und es trübt ſich der klare Spiegel. Aber des Himmels Lichter brechen ſich farbig in der verdunkelten Fläche; ein erſter grüner Keim drängt über ſie hinaus, bald ragt ein Blatt in die Höhe, bald eine blaue

Blume von anlockendem Duft; es lebt und webt in dem einſamen Born, es iſt Frühling in ihm und über ihm geworden, ringsumher Farbe und Würze, Vogelſang und wärmender Sonnenſtrahl. Es klingt wie ein Märchen, was dem alten Born geſchah.

Und darum, meine Kinder, nicht weil ein fremdes Schickſal der Entſchleierung harrte, — darum habe ich meine Geſchichte ein Geheimnis genannt, und habe „die Logik der Natur" verehrt als eine Hilfe der Gnade.

Der kleinen Welt, welcher unſere Reckenburg ein gewohnter Zielpunkt geworden war, konnte deren allmähliche Neuerung nicht entgehen, und männiglich hat man in dem Fremdling, der ſie unbewußt hervorlockte, die Erbin nicht nur des über kurz oder lang herrenloſen Beſitzes, ſondern auch des erlöſchenden Namens der Reckenburg vorausgeſetzt.

Es iſt mir aber niemals in den Sinn gekommen, dem alten Baume, der nach Gottes Willen abſterben ſollte, dieſes neue Reis aufzupfropfen. Ich habe einen alten Adel als einen zuverläſſigen Stützpunkt geehrt; ich achte einen neuen Adel gleich einer Seifenblaſe. Junge Geſchlechter mögen nach haltbareren Baſen trachten. Nun und nimmer aber würde ich mit dem Klange eines Namens eine Täuſchung verewigt haben, welche durch eine vorlaute Hoffnung geweckt, durch ein halb pflichtmäßiges, halb trotziges Schweigen genährt worden war. Die letzte Reckenburgerin will auch nicht mit dem Scheine einer Unehrlichkeit in die Grube ſteigen.

Ebenſowenig aber dachte ich daran, die Laſt eines großen Beſitztums ſo ſchwachen Schultern wie den Deinen auf-

zubürden. Ich war durchaus nicht gewillt, mein Werk als eine Quelle des Behagens auch dem geliebteſten Menſchen zufließen zu laſſen. Es war ein Amt, ein Treugut, das ich übertrug, und Du biſt ein Weib, Hardine, deſſen Kraft erwächſt aus der Kraft des Herzens, dem es ſich zu eigen gibt. „Das Kind braucht Liebe," ſagte ich. Liebe es denn frei aus ſeinem Gemüte heraus, ohne bindende Pflichten als die, welche dieſem Gemüte entkeimen.

Es geſchah daher nicht gefliſſentlich, daß ich die Zweifel über Dein zukünftiges Verhältnis zur Reckenburg unterhielt; nein, ich hegte dieſe Zweifel ſelbſt. Du warſt geartet und erzogen, um Dich jedem Zuſammenhange der gebildeten Stände einzufügen, und man durfte vorausſetzen, daß meiner Pflegetochter zu einer ſicheren Bewegung in dieſem Zuſammenhange die materielle Ausſtattung nicht gemangelt haben würde. Einen reichen Mann oder einen armen — einen alten Namen oder einen neuen — einen beſchaulichen Charakter oder einen tätigen: das Herz hatte freie Wahl, das Erbe der Reckenburg war unabhängig von derſelben.

Es ſoll indeſſen nicht verhehlt ſein, daß ein Zuſammentreffen der beiden Abſchlußakte meines Lebens, daß namentlich eine Verbindung mit dem gräflichen Hauſe mir als Wunſch vor der Seele ſtand, und bleibe es dahingeſtellt, ob der alte Namensklang nicht einen heimlichen Zauber übte. Es hält gar ſchwer, mit eingelebten geiſtigen Gewöhnungen, Vorurteile genannt, tabula rasa zu machen, und es iſt auch gar nicht nötig, ſo mit Schaufel und Harke ſein Stückchen Lebensboden zu planieren; wenn nur in der entſcheidenden Stunde das Urteil ſtirnhoch über dem Vorurteil und das Herz auf dem rechten Flecke ſteht.

Heimlich alſo, es iſt möglich, lockte der alte Namensklang, unter dem der neue verſchwinden ſollte; laut aber, das iſt gewiß, ſprach das Verlangen, eine getäuſchte Erwartung nachträglich in Erfüllung zu bringen. Ich ſchätzte den Grafen mehr als jemals in ſeinem erweiterten ſtaatsmänniſchen Wirkungskreiſe; ich kannte ihn als den einzigen in meiner Umgebung, der, ſo rückſichtslos er ſich gegen einen böſen Schein gebärdet, nicht einen Augenblick an mir gezweifelt hatte. Ich ſah das Wohlgefallen des ſtattlichen jungen Kavaliers an meiner Hardine, und wenn ihr Herz ſich dem ſeinigen zuneigte, warum ſollten die Vorteile, welche die Eltern erſtrebt hatten, am Ende nicht durch die Kinder zu erreichen ſein? Meine argloſe Hardine, Du haſt meine Wünſche und Beſtrebungen in dieſer Richtung nicht bemerkt, und heute danke ich Gott, daß Du ſie nicht bemerkteſt.

Denn als es mir klar wurde, wie des Grafen Standesſinn vielleicht ſchwach genug war, um ſich vor dem verbrieften Reckenburgſchen Erbe in meines Kindes Hand zu beugen, aber zu ſtark, um ſonder Erröten dieſes Kind in ein Vaterhaus zu führen; als ich den jungen Herrn nur in ſeinen Schwächen als den Sohn ſeines Vaters kennen lernte; endlich aber, als ich ſah, wie Hardines Lippen bei der unerwarteten Fahnenflucht lächelten, und wie ſie gleich darauf den Blick vor eines anderen Blick ſenkte, da fiel die letzte Binde vor meinen Augen, und mindeſtens die eine Hälfte meines Abſchlußaktes war im ſtillen feſtgeſetzt.

Ludwig Nordheim, mein Heimatskind, war der Enkel meines milden Freundes und der Sohn meines kräftigen Mitarbeiters; ich hatte mit Vertrauen beider Grundlagen ſich ſchon im Knaben zu einer heiteren Harmonie verei-

nigen ſehen und gar wohl den Reiz eines erſten Märchenerzählers auch in einem anderen Herzen geſpürt. Aber ſie waren Kinder dazumal, Jahre der Entfernung, der Entfremdung vielleicht, darüber hingegangen, und als er in die Heimat zurückkehrte, war es, um Abſchied zu nehmen von dem Grabe ſeines Vaters und, auf ſich ſelbſt geſtellt, ſich einen Weg durchs Leben zu ſchlagen.

Eine tüchtige Kraft, einen frohen Willen, die treue Liebe zu der heimatlichen Flur, und — jenes Erröten meines Kindes, was brauchte ich mehr, um ihn zu fragen, ob er der alternden Frau ein Gehilfe in ihrem Tagewerke werden wolle? Und was braucht er mehr, um ja zu ſagen und manchen friſchen Trieb in das ſich verjüngende Gehege einzupflanzen?

Nun aber erſt, in dem freudigen Zuſammenſpiel der Herzen, wurde es um mich her ſo warm und lebendig, ſo bunt und neu. Die Gegenwart erſchien mir ſo lieblich; ich mochte an die Veränderungen der Zukunft gar nicht denken. „Es hat noch Zeit," ſagte ich, zögerte von Tag zu Tage mit einem abſchließenden Plan, und Gott weiß, wie lange ich noch gezögert haben würde, wenn nicht ein Strahl von außen — oder nenne ichs von oben? — das behagliche Selbſtvergeſſen durchbrochen hätte.

Erinnerſt Du Dich noch, Ludwig, des Nachmittags, es iſt etwa ſechs Wochen, daß Du zu mir trateſt mit den Worten: „Da bringt die Zeitung den Nekrolog des berühmten Doktor Faber. Ich wußte nicht, daß er Ihr Landsmann geweſen iſt, auch Ihr Zeitgenoſſe könnte er noch geweſen ſein. Haben Sie ihn gekannt, Fräulein von Reckenburg?"

Du wurdeſt im nämlichen Augenblick zu einem Geſchäft abgerufen, und das erſparte mir eine Antwort, für welche

mir der Atem gestockt haben würde. Der erste und noch der einzige Jugendgenosse war vor mir dahingegangen!

Ich nahm das Blatt zur Hand und überlas den Artikel. Er war gestorben nach rascher Krankheit den dritten August. Der dritte August! Ihr wißt, was dieser Tag mir bedeutete. Darf man solche Schicksalsdaten glauben? Soll man sie als ein verwirrendes Spiel des Zufalls von sich weisen? Entscheidets nach Eurem Gemüt aber — die Glocke schlägt eins — seltsam! —, es ist der zwanzigste September, der Tag von Valmy, an dem ich diese Aufzeichnungen zu Ende bringe.

Und weiter las ich: Der Mann, wie zwölf Jahre früher seine Gattin, war geschieden ohne Erben, ohne verwandtschaftlichen oder nahe befreundeten Zusammenhang. Kein ehrfürchtiges Gefühl wurde demnach verletzt, wenn ich Dir, Hardine, und dem, welchen Du liebtest, jetzt sagte: „Die Gattin dieses Mannes war Deines Vaters Mutter."

So hatte denn der Zauberer Tod die alten Gestalten noch einmal vor mir wachgerüttelt, und die ernsthafte vergangene Zeit drängte sich in meine heitere Gegenwart hinein. Wunderbar aber, wie sich so Bild nach Bild im Zusammenhange entrollte, da erschien mir auch das Deine, Hardine, plötzlich in einem neuen Licht.

Wohl war ich durch Deinen Anblick so manches Mal an die reizende Dorothee erinnert worden. Ich sah ihren lockigen Goldscheitel auf Deinem Haupt, manchen ihrer Züge, die fragenden Kinderaugen. Aber Deine Augen fragten nach etwas anderem als die ihren, Deine Gestalt war größer, die Farbe matter und der stille Ernst der Bewegung machte das ähnelnde Bild zu einer besonderen Erscheinung. Nein, es war nicht die Enkelin Dorothees,

es war einfach das Kind, das ſich in das ſehnende Herz geniſtet hatte.

An jenem Abende nun ſah ich in meinem Kinde — zwar auch nicht die Enkelin Dorotheens — aber zum erſten Male die Enkelin des Mannes, zu deſſen Erbe die alte Reckenburgerin den Stammſitz ihrer Väter neu geſchaffen hatte, des Mannes, der, hätte er gelebt, der geliebten Mutter ſeines Sohnes in dieſem Erbe eine Heimat bereitet haben würde. Mir war zu Sinn, als ob ich nur ein Treugut für die rechtmäßige Beſitzerin verwaltet habe.

Unter dieſen alten Erinnerungen und neuen Vorſtellungen ſchlief ich endlich ein und — träumte.

Ich bin in meinem Leben, weder wachend noch ſchlummernd, viel von Traumgeſichtern behelligt oder beſeligt worden, und ich brauche Euch nicht zu verſichern, meine Kinder, daß ich mich für nichts weniger als eine Viſionärin halte. Ich war an jenem Abend bewegt wohl, doch ohne Aufregung, kerngeſund eingeſchlafen, und kerngeſund, wie noch in gegenwärtiger Stunde, wachte ich am anderen Morgen auf, aber mit dem deutlichen Bewußtſein eines Traumes.

Welches Traumes? Mich deucht, ich hätte ihn malen können, könnte ihn heute noch malen, und doch war es etwas Unbeſchreibliches, Unendliches, das man nur fühlt, nicht ſieht. Soll ich ſagen: ein wogendes Meer? oder eine blendende Wolke, die von einem Throne niederwallte und wie mit einem durchſichtigen Schleier vier Geſtalten überwob, die Hand in Hand auf ihren Knien lagen und ihre Blicke in die Höhe richteten? Dieſe Geſtalten aber, ich ſah ſie ſo deutlich, wie ich ſie je im Leben geſehen hatte, es waren Siegmund Faber, Dorothee, ihr Sohn

und ihres Sohnes Vater. Und eine fünfte trat zu ihnen, um zwischen dem letzten und ersten die Kette zu schließen, diese fünfte aber war ich selbst. Der leuchtende Schleier überwallte auch mich, und es flüsterte unter seiner Hülle wie Luftgesäusel: „Denn welche der Geist Gottes treibt, die werden Gottes Kinder heißen".

Unter diesem Geflüster erwachte ich, und es währte eine Weile, bis ich mich besann, daß nur die Fontäne in der Morgenstille plätscherte, und daß das leuchtende Meer, das mich umwogte, die aufsteigende Sonne sei, welche die Nebel der Aue übergoldete.

Rasch erhob ich mich nun. Mein Puls schlug ruhig und kräftig wie alle Tage, wie diese Stunde noch. Aber es war etwas in mir lebendig geworden, das mich unaufhaltsam vorwärtstrieb. Hatte ich bis heute gesagt: „Es hat Zeit!" heute sagte ich: „Es ist Zeit!" Und ich wußte ohne Besinnen, für was es Zeit geworden war.

An jenem Morgen, Ludwig, nahm ich das längst geahnte Wort von Deinen Lippen, und am Abend begann ich diese Aufzeichnungen. An dem Tage aber, an welchem ich das Kind meines Herzens für Zeit und Ewigkeit Deiner Mannestreue übergeben hatte, an diesem Tage schrieb ich mein Testament.

Es wird dasselbe Euch eröffnet werden, sei es in Wochen, sei es in Jahren, an dem Morgen, nachdem Ihr diese Blätter gelesen habt, und Ihr werdet nur die wenigen Worte darin finden: „Die Erbin meiner gesamten Hinterlassenschaft ist meine Pflegetochter Hardine Nordheim, geborene Müller".

Ich lege das Erbe der Reckenburg in die Hand der Enkelin, wie meine Vorfahrin es in die Hand des Ahnen

gelegt haben würde. Ich lege es in die Hand der Gattin meines bewährten Mitarbeiters. Ich lege es aber auch in die Hand des Kindes, das in dem einsamen Weibe das Herz einer Mutter erweckte, und ich lege es vor allem in die Hand der Waise, mit welcher der Geist der Liebe seinen Einzug in meine Flur gehalten hat. Ich tue es ohne bedingende Klausel, denn ich bin der Herzen meiner Kinder in ihrem Amte gewiß.

So sei denn dieses Vermächtnis die Krone über dem Werke des abgestorbenen Geschlechts. Sein Wahrspruch walte in dem jungen Stamm unter den umwandelnden Strömungen der Zeit, und der Geist der Gottesgemeinschaft wirke und wachse zum Segen von Kind auf Kindeskind.

Mitternacht war vorüber, als dieses Schlußwort verhallte. Mit erhobenen Händen knieten Ludwig und Hardine vor dem Bilde der letzten Reckenburgerin zu einem erneuerten heiligen Verspruch. Und bis heute sind sie ihrem Gelöbnis treu geblieben.

Inhalt

Einführung 1

1. Kapitel: Die Roſe und ihr Blatt 60

2. Kapitel: Mosjö Per—ſé 81

3. Kapitel: Die ſchwarze Reckenburgerin 104

4. Kapitel: Der Erbprinz 128

5. Kapitel: Der Kehraus 148

6. Kapitel: Die Brautlaube 177

7. Kapitel: Der Tag von Valmy 193

8. Kapitel: Muhme Juſtines Pflegling 211

9. Kapitel: Die Hochzeit 239

10. Kapitel: 1806 269

11. Kapitel: Die neue Herrſchaft 302

12. Kapitel: Mutter und Sohn 321

Einſchaltung des Herausgebers 344

13. Kapitel: Der Jungbrunnen 366

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

1581

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03471 1849